

Subjektive Schuld und kommunikatives Schuldmanagement: Studien zur diskursiven Praxis des Verantwortens

Abhandlung (kumulative Dissertation) zur Erlangung der
Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität
Zürich

vorgelegt von David Cyrill Lätsch

Angenommen im Herbstsemester 2013 auf Antrag der
Promotionskommission:

Prof. em. Dr. Brigitte Boothe (hauptverantwortliche Betreuungsperson)
Prof. Dr. Heiko Hausendorf

Zürich 2013

Inhaltsverzeichnis

	Danksagung	1
1	Manuskript 1: Rekonstruktion biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität? Ein interaktionsanalytischer Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Sozialforschung	3
	Literatur	21
2	Manuskript 2: Erzählanalyse, Gesprächsanalyse, Inhaltsanalyse – Skizzen zu einer psychologischen Analyse von Erzählungen zwischen interaktiver Pragmatik und intrapsychischer Regulation	25
	Literatur	38
3	Manuskript 3: Eine Erzählung, dreifach interpretiert: Ein diskursiv-psychologischer Beitrag zu Notwendigkeit und Möglichkeiten einer mehrdimensionalen Erzählanalyse	41
	Literatur	64
4	Manuskript 4: Garantien innerer Umkehr: Formen und Funktionen der kommunikativen Darstellung von Schuldgefühlen in öffentlichen Schuldbekenntnissen	69
	Literatur	103
5	Synopse	113
	Teil 1: Anliegen, Themen, Erkenntnisse der Einzelarbeiten	114
	Teil 2: Ein allgemeines Modell diskursiver Verantwortung: Die Rechenschaftsepisode	125
	Teil 3: Kommunikatives Schuldmanagement und subjektive Schuld	164
	Literatur	191
	Gesamthafte Literaturverzeichnis	201
	Lebenslauf des Verfassers	221

Abstract

Wie verantworten sich Menschen für ein Tun, das ihnen vorgeworfen wird? Und in welchem Zusammenhang stehen solche Praktiken des Verantwortens mit dem subjektiven Erleben eines Schuldbewusstseins oder Schuldgefühls? Müssen Menschen Schuld fühlen, um sie zu bekennen? Oder umgekehrt Schuld bekennen, um sie zu fühlen? Die vier Einzelarbeiten der vorliegenden Dissertationsschrift und die anschließende Synopse suchen diese Fragen aus theoretischer und empirischer Perspektive zu beantworten. Herangezogen werden zwei Typen von Datenmaterial: Forschungsinterviews mit pädosexuellen Straftätern sowie öffentliche Schuldbekennnisse im Fernsehen. In der Auseinandersetzung mit diesen Daten werden methodologische Fragen gestellt und geklärt, die sich um die empirische Zugänglichkeit von sprachlichem Ausdruck, Emotion und sozialer Interaktion drehen. Die Beiträge entfalten eine Kritik an inhaltsanalytischen Verfahren und erproben eine Methode diskursiv-psychologischer Analyse, die die soziologisch-linguistische Gesprächsanalyse um psychologische Dimensionen bereichert. Im Zug dieser Analysen werden Einsichten und Thesen zur diskursiven Praxis des Erklärens und Rechtfertigens und zum Zusammenhang zwischen subjektiver Schuld und kommunikativem Schuldmanagement entwickelt. Schuldgefühle und deren Ausdruck, so eine der wichtigsten Folgerungen, lassen sich als Garantien innerer Umkehr begreifen, als Bürgschaften sowohl nach »innen« (intrapsychisch) wie nach »außen« (intersubjektiv). Schuldgefühle sind sozial situierte Emotionen und nur aus zwischenmenschlichen Zusammenhängen heraus zu begreifen; ihre Ritualisierung in sozialen Veranstaltungen scheint indes die Entstehung eines subjektiven Verhältnisses zum eigenen Tun eher zu behindern als zu fördern.

Schlagwörter:

Schuldgefühl, Schuld, moralische Emotionen, Kommunikation, diskursive Psychologie, Emotionspsychologie, qualitative Methoden, Konversationsanalyse, Gesprächsanalyse, Pädosexualität

Abstract

How do people account for an act they have performed when other people—be it implicitly or explicitly—confront them with the reproachability of the act? What connection is there between such practices of accounting and the subjective experience of guilt? Do people have to *be* sorry in order to convincingly say they are? Or is it rather the social arrangement of a confession that is needed for them in order to feel sorry? The four papers and concluding synopsis of the present Ph.D. thesis seek an answer to such questions both from a theoretical and an empirical perspective. Two kinds of data are investigated: (i) research interviews with imprisoned child molesters and (ii) confessions by public speakers broadcasted on television. Rooted in the analysis of these data, the papers draw attention to a range of methodological questions concerning the intersection of language, emotion, and social interaction and their investigation in psychology. It is argued that methods of content analysis, widespread in qualitative psychology today, tend to miss, in more than one sense, the social embeddedness of emotion and verbal interaction. Dealing with the subject matter of guilt and its social expression in particular, the papers elaborate a discursive-psychological approach that is based on conversation analysis, but combines the latter with a psychological twist. In one of his conclusions, the author tries to show that guilt and its social expression form a kind of pledge to an “inner turnaround”: The person who feels guilt—or convincingly shows he does—is believed to once again share the relevant set of social norms whose breach has created the social predicament. The relationship between the social and subjective side of guilt is not straightforward, however: the social pressure that is put on people to publicly regret their actions may promote their skills at managing guilt socially, and yet may constrict the subjective experience of having done something wrong.

Keywords:

Guilt, accounts, moral emotions, discursive psychology, qualitative methods, conversation analysis, psychology of emotions, pedophilia, social interaction

Danksagung

Der Zusammenhang zwischen dem Gefühl der Schuld, einem bestimmenden Thema der vorliegenden Dissertation, und dem Gefühl der Dankbarkeit, dem Anlass dieser kurzen Vorrede, ist ein inniger. Die Dankbarkeit tritt, nachdem sie sich in diesen Zeilen hat blicken lassen, im Text nicht mehr auf; vielleicht ein Grund dafür, sie hier nicht nur auszusprechen, sondern kurz auch anzusprechen. Man kann für möglich halten, in der Dankbarkeit den Gegensatz zum Gefühl der Schuld zu sehen, sozusagen das, was dieses Gefühl auf den Kopf oder vom Kopf auf die Füße stellt. Im Gefühl der Schuld empfindet A, dass er B etwas schuldig geblieben ist, was B zugestanden hätte; in der Dankbarkeit fühlt A, dass B ihm etwas hat angedeihen lassen, was ihm, A, *nicht* zugestanden hätte. Der Gegensatz von Schuld und Dankbarkeit besteht also zum einen im moralischen Vorzeichen der Transaktion – die schuldhafte Tat, das schuldhafte Unterlassen wird zur Wohltat, zur wohlthätigen Unterlassung. Und sie besteht zum anderen in der gegensätzlichen Regulation von Verdiensten: Im Fall der Schuld verdient einer etwas und bekommt es nicht; im Fall der Dankbarkeit verdient einer etwas nicht und bekommt es dennoch.

Dieses Gefühl, dank des Anderen *mehr* bekommen zu haben, als man verdient, scheint mir für die Dankbarkeit bestimmend. Wer findet, dass er das, was der Andere ihm angedeihen liess, ohnehin verdient hatte, ist nicht dankbar, auch wenn soziale Gepflogenheiten ihm die entsprechende Bekundung möglicherweise abverlangen. Die Verdienstlosigkeit des Dankbaren, den Gegenstand der Dankbarkeit betreffend, führt die gegensätzlichen Phänomene auf engstem Raum zusammen: Denn der Dankbare bleibt den Gegenwert dessen, was ihm unverdient zugekommen ist, schuldig. »Ich stehe in deiner Schuld« ist nicht zufällig eine der Formulierungen – zugegeben: eine gar feierliche – des Dankbarkeitsgefühls.

Der Dankbare hat sich also gleichsam in die Schuld des Anderen begeben. Darin mag ein Grund dafür liegen, dass dankbar zu sein gar nicht so leicht ist. Der Dankbare muss ertragen können, dass er das, was Andere ihm gegönnt haben, nicht in den eigenen Händen hatte, dass er es sich nicht selbst zuschreiben darf. Dankbarkeit hat also etwas mit Demut zu tun oder, wenn das Wort zu groß scheint, wenigstens mit der Einsicht in die eigenen Grenzen, in die Grenzen eigenen Könnens und eigener Rechte. Und der Dankbare muss ertragen können, dass er die Schuld, in die er beim Anderen geraten ist, nicht dadurch ausgleichen kann, dass er sie begleicht. Er muss etwas schuldig bleiben können, ohne die Schuld zu fühlen. Vielleicht kann man sagen: In der Dankbarkeit ist die Schuld aufgelöst.

Wer alles zurückzahlen will, hat nicht verstanden, worum es im Dankbarkeitsspiel geht: eben um den Verzicht – für einmal – auf Verdienste und ihre Wägung.

Meine Dankbarkeit, um zur Sache zu kommen, gilt mehreren Menschen, die alle an der Entstehung der Dissertation beteiligt waren, ohne deren Unzulänglichkeiten zu verantworten. Brigitte Boothe und Heiko Hausendorf, die die Dissertation als Promotionskommission betreuten, haben mir während des gesamten Prozesses große Eigenständigkeit zugetraut und waren doch dort, wo es nötig war, mit Ermutigung und präziser Kritik zur Stelle. Dafür bin ich ihnen dankbar. Dankbar bin ich Michael Bamberg, der mich zu unzähligen Gedankenzügen angestiftet hat, sei es durch seine eigenen Aufsätze und Bücher, sei es durch lange Gespräche während kurzer Aufenthalte in Zürich, Basel und Freiburg.

Meinen Eltern war mein erstes und bisher einziges Buch zugeeignet, mit einem Widmungstext, der das Phänomen des Schuldgefühls ins Blickfeld rückte, ohne dass ich vom Thema der Dissertation damals schon etwas geahnt hätte. Ihr Vertrauen in mich bleibt ein Reservoir, das auszuschöpfen vermutlich mehr als eine Lebenszeit in Anspruch nähme; ein Ende ist jedenfalls nicht in Sicht. Ich bin und bleibe ihnen dankbarer, als ich sagen kann.

Und da die Steigerungsformen nun einmal eingeführt sind: Wenn es einen Superlativ der Dankbarkeit gäbe, würde ich ihn meiner Frau Trà Mi widmen. Sie hat, während die Dissertation sich Zug um Zug zusammensetzte, mehr mit mir ausgestanden, als aufzuzählen schicklich wäre. Dafür, dass sie trotzdem zu mir gehalten hat und hält, bin ich ihr dankbar–dankbarer–*am dankbarsten*.

Dankbar bin ich schliesslich allen Leserinnen und Lesern, die sich in diesen Text verlieren, ohne dass er – oder genauer: sein Verfasser – es verdient hätte. Wenigen Dissertationen ist es beschieden, dass sie gelesen werden, so hört man. Wenn meine davon eine kleine Ausnahme macht, empfinde ich das als unverdientes Glück.

Und nun, nach allerlei Pathos und versuchtem Tiefgrund, noch ein kleiner Gebrauchshinweis. Der Zweck dieser Vorrede war es nicht, in die einzelnen Arbeiten der kumulativen Dissertation und deren Zusammenhang einzuführen. Für die Skizze des jeweiligen Bauplans, bezogen auf die Einzelarbeiten, sind die Abstracts da, für die Sichtung des größeren Zusammenhangs die Synopse im letzten Kapitel.

Manuskript 1

Rekonstruktion biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität? Ein interaktionsanalytischer Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Sozialforschung

David Lätsch

Erscheinungsort:

Lätsch, D. (2012). Rekonstruktion biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität? Ein interaktionsanalytischer Beitrag zu Möglichkeiten und Grenzen qualitativer Sozialforschung *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*, 14(2), 52–72.

Abstract

Der Beitrag kritisiert am Beispiel einer Studie über die Entstehungsbedingungen von Pädosexualität, dass die dominanten inhaltsanalytischen Ansätzen in der qualitativen Sozialforschung dazu neigen, die doppelte soziale Situierung sprachlicher Äußerungen zu vernachlässigen. Ausgeblendet werde einerseits der interaktiv-pragmatische Entstehungskontext sprachlicher Darstellungen, andererseits die Tatsache, dass Menschen in solchen Darstellungen auf sozial vermittelte Formen der Wirklichkeitskonstruktion zurückgreifen. Am Beispiel eines Forschungsinterviews mit einem pädosexuellen Straftäter führt der Autor vor, in welcher Weise ein interaktionsanalytischer Zugang dazu beiträgt, den Blick für die soziale Situierung sprachlicher Äußerungen zu schärfen. Der Beitrag schließt mit Überlegungen zur Gegenwart und Zukunft qualitativer und insbesondere qualitativ-interaktionsanalytischer Forschung im Methodenkanon der Human- und Sozialwissenschaften.

In einer umfangreichen qualitativen Studie beschäftigt sich die Pädagogin Claudia Bundschuh (2001) mit der Frage, welche Faktoren dazu beitragen, dass männliche Personen eine pädosexuelle Orientierung entwickeln. Den methodischen Zugang stellt Bundschuh dadurch her, dass sie pädosexuelle Männer befragt, wie diese ihre eigene Person und Biografie verstehen. Sie lässt ihre Interviewpartner keine Fragebogen ausfüllen, in denen sie nur noch die Wahl hätten zwischen mehreren

Antwortkategorien, die von der Forscherin vorgängig formuliert und mit Sinn ausgestattet worden sind. Und sie führt auch kein Experiment durch, das die Bandbreite der möglichen Verhaltensausprägungen und deren Sinn zum vornherein festlegt. Sondern: Bundschuh lässt ihre Interviewpartner zu Wort, zur Sprache kommen. Sie stellt ihnen Fragen zu ihrer Lebensgeschichte, ihrer psychosexuellen Entwicklung, ihrer gegenwärtigen Lebenssituation – und setzt darauf, dass sich die »subjektiven Sichtweisen« (ebd., S. 122) der Befragten in deren Äußerungen entfalten. In der systematischen Analyse dieser Sichtweisen mittels des Verfahrens der *Grounded Theory* (vgl. Charmaz, 2006; Strauss & Corbin, 1990) hofft sie Aufschlüsse zu finden, warum und wie die Männer pädosexuell geworden sind. Dabei setzt sie explizit voraus, dass die Männer »Experten der eigenen Lebensgeschichte« (ebd., S. 124) seien. Die Antworten, die sich als Forschungsergebnis aus diesem Zugang ergeben, sind gehaltvoll: Bundschuh (ebd., S. 266ff.) beschreibt in dichter kausaler Verzahnung drei biografische Verlaufsformen, die die Entstehung von Pädosexualität begünstigen. Auch therapeutische Implikationen lassen sich daraus ableiten.

Vernachlässigung sozialer Situierung

Die Autorin tut in ihrer Untersuchung das, was qualitative Forscher üblicherweise tun: Sie rekonstruiert aus verbalsprachlichen Äußerungen von Personen die kognitiven Repräsentationen, die sich in den Äußerungen mutmaßlich ausdrücken, und schließt von den Kognitionen auf objektive Eigenschaften der außersprachlichen Realität. Vorausgesetzt wird also: (a) dass sprachliche Äußerungen mehr oder weniger unmittelbar auf kognitive Repräsentationen verweisen und (b) dass kognitive Repräsentationen mehr oder weniger unmittelbar auf objektive Merkmale der außersprachlichen Welt verweisen. Ein Interviewpartner sagt etwas – dieses Gesagte verweist auf das, was er denkt – dieses Gedachte verweist auf das, was ist. Im Fall der Studie von Bundschuh hieß das, dass die Autorin aus einer vergleichenden Analyse dessen, was ihr verschiedene pädosexuelle Männer über die eigene Lebensgeschichte gesagt hatten, eine objektive Beschreibung biografischer Entstehungsbedingungen von Pädosexualität ableiten konnte. So jedenfalls der Anspruch.

Nun gibt es gute Gründe, auf das Problematische der soeben skizzierten Prämissen hinzuweisen. Problematisch sind die Prämissen (a) und (b) deshalb, weil sie die soziale Situierung (a) menschlicher Kommunikation und (b) menschlicher Wirklichkeitskonstruktion vernachlässigen.

Wie ist das zu verstehen? Ich werde versuchen, das am Beispiel der zitierten Studie deutlich zu machen. Damit Prämisse (a) hier zuträfe, müssten sich die Interviewpartner in objektiver Erkenntniseinstellung allein darauf beschränken, eine möglichst genaue Beschreibung dessen zu liefern, was sie selbst in aller Aufrichtigkeit für die Entstehungsbedingungen der eigenen Pädosexualität halten. Man muss diesen Interviewpartnern keineswegs unterstellen, dass sie die Interviewerin bewusst täuschen wollten, um die Reichweite dieser Erkenntniseinstellung zu bezweifeln. Die kommunikativen Aufgaben, die sich stellen, wenn zwei Menschen miteinander sprechen, sind gewiss vielfältig – nahezu immer aber, so haben einflussreiche Theoretiker sozialer Kommunikation argumentiert (z. B. Brown & Levinson, 1987; Goffman, 1955, 1959, 1967), geht es dabei unter allem Anderen *auch* um eine Darstellung der eigenen Person, die es den Sprechern erlaubt, ihr Gesicht zu wahren, d. h. sich im Rahmen des situativ Möglichen als Menschen zu präsentieren, die Anerkennung verdienen. Wenn also ein Mann im Forschungsinterview mit der Frage konfrontiert wird – sei es implizit oder explizit –, warum er eine pädosexuelle Neigung entwickelt hat, dann wird die Art und Weise, wie er darauf antwortet, *auch* von einem so oder anders gearteten Interesse der Selbstdarstellung bestimmt sein. Das, was der Interviewpartner sagt, wäre missverstanden, wenn man es lediglich als eine Darstellung dessen, was er über den jeweiligen Sachverhalt denkt, begriffe. Genau dazu aber verleiten die verbreitetsten Verfahren qualitativer Datenanalyse (Inhaltsanalyse, Grounded Theory), weil sie ausschließlich oder doch vorwiegend den Inhalt, genauer: den propositionalen Gehalt sprachlicher Äußerungen analytisch verwerten. Die soziale Situierung des Gesprächs und die Vervielfältigung der kommunikativen Anliegen, die diese Situierung mit sich bringt, werden ausgeblendet, mit misslichen Folgen für die Gültigkeit der Schlussfolgerungen.

In einem etwas anderen Sinn ist Prämisse (b) problematisch. Das Problem bezieht sich auf die für qualitative Forscher charakteristische Einstellung, Personen, deren Äußerungen man analytisch zu verwerten gedenkt, als »Experten« für den jeweiligen Gegenstand zu betrachten. Im Fall der zitierten Untersuchung von Bundschuh (2001) lautete die Annahme, pädosexuelle Männer selbst könnten zur Antwort auf die Frage nach den Entstehungsbedingungen ihrer Pädosexualität in kompetenter Weise beitragen; nicht durch die Formulierung publikationsreifer Kausaltheorien natürlich, wohl aber durch eine passende Auswahl und erzählerische Aktualisierung der relevanten Lebensepisoden. Dieser Expertenstatus hat ja zunächst etwas Plausibles an sich. Nicht zu bestreiten ist, dass die Lebenserfahrungen, die ein Mensch gemacht hat, ihm selbst am lückenlosesten zugänglich sind. Nun darf aber

daraus nicht gefolgert werden, dass dieser direkte, introspektive Zugang des Befragten zu den eigenen Erinnerungen ihn auch gleich instand setzt, in erkenntnisorientierter Einstellung diejenigen Lebensepisoden auszuwählen und zu erzählen, aus denen die Interviewerin in ihrer Analyse sodann die richtigen Schlüsse zieht. Dem steht nämlich nicht nur entgegen, dass die Reichweite der Erkenntnisorientierung aus den angedeuteten Gründen beschränkt sein dürfte. Von ebenso grundsätzlicher Bedeutung ist, dass die Befragten dort, wo es um so komplexe Fragen wie die Biografie der eigenen Sexualität geht, selbst darauf verwiesen sind, ihre Lebenserfahrung kraft sozial vermittelten Wissens¹ zu strukturieren (vgl. dazu die grundlegende Arbeit von Berger & Luckmann, 1966). Natürlich bedeutet das nicht, dass pädosexuelle Männer in der Darstellung ihrer Lebensgeschichte nichts Anderes tun, als sozial vermittelte Stereotypen über die Lebensgeschichten pädosexueller Männer zu reproduzieren. Wohl aber ist davon auszugehen, dass sich deren Auswahl und Darstellung lebensgeschichtlicher Ereignisse und Zusammenhänge nicht unabhängig von solchen Stereotypen und den in ihnen enthaltenen Erklärungsmustern vollziehen. Einfacher ausgedrückt: Ein Pädosexueller wird sich, wenn er im Forschungsinterview seine Pädosexualität durch biografische Nachzeichnung erklären soll, sozial vermittelter Lagentheorien zur Erklärung abweichender Sexualität bedienen. Und diese Lagentheorien wiederum basieren, so ist zu vermuten, zumindest teilweise auf der Popularisierung wissenschaftlicher Erklärungsmodelle. Eine Forschung, die diese Möglichkeit ausblendet, läuft Gefahr, in den Antworten von so genannten Experten nur jene Annahmen wiederzufinden und vermeintlich zu replizieren, die zuvor über das Rinnsal der Popularisierung wissenschaftlicher Theorie in das »Expertenwissen« eingesickert sind.

Die Kritik an den Prämissen (a) und (b), wie sie hier am Beispiel formuliert worden ist, ließe sich *mutatis mutandis* vermutlich auf recht weite Teile qualitativer Forschung übertragen (vgl. das analoge Urteil von Atkinson & Delamont, 2006). Ob die beiden skizzierten Prämissen tatsächlich für eine Vielzahl oder gar die Mehrheit qualitativer Studien gelten, müsste allerdings eine systematische Übersichtsarbeit zeigen, die hier nicht vorgelegt werden kann. Mein Eindruck ist, dass in der gegenstands- und methodentheoretischen Literatur inhaltsanalytischer Ansätze zwar eine Tendenz besteht, Prämisse (b) zu problematisieren, also den Verweischarakter kognitiver Repräsentationen für außersprachliche, extra-kognitive Realität in Zweifel zu ziehen (z. B. Breuer, 2009; Charmaz, 2006; auch bereits Glaser &

¹ Der Begriff »Wissen« meint hier nicht, wie in der Alltagssprache, eine Sammlung von per definitionem zutreffenden Annahmen über die Welt, sondern, wie im soziologischen Kontext üblich, ein System von (potenziell auch unzutreffenden) Wissensüberzeugungen.

Strauß, 1967). In der alltäglichen Forschungspraxis geht diese eigentlich grundlegende Unterscheidung zwischen Subjektivität und Objektivität indes leicht verloren – vielleicht unter dem Bann eines Wissenschaftlichkeitsimperativs, der, von erkenntnistheoretischen Relativierungen unbeirrt, immer weiter nach der Erzeugung objektiven Wissens verlangt. Qualitative Forscherinnen und Forscher gehen allzu häufig davon aus, dass sie das ihnen vorliegende Material lediglich auf dessen propositionalen Gehalt abzuklopfen brauchen, um auf eine stabile Subjektivität der jeweiligen Äußerungsproduzenten schließen zu können. Und allzu oft lassen sie sich von der Annahme leiten, aus dieser als expertenhaft unterstellten Subjektivität unmittelbar Eigenschaften einer objektiven Realität erschließen zu können.

Mit der Kritik an diesen Tendenzen will ich keineswegs behaupten, dass aus den Aussagen von Personen beispielsweise in Forschungsinterviews überhaupt keine Schlüsse über die Subjektivität der Befragten sowie über die Objektivität von Sachverhalten gezogen werden können. Aber die doppelte soziale Situierung, nämlich diejenige der datenproduzierenden Kommunikation wie diejenige des dabei kommunizierten Wissens, sollte wo immer möglich einen Gegenstand der Analyse bilden. Im Kontext solcher Analyse verschiebt sich der Fokus von dem, was das sprachliche Material über eine der Kommunikation vorgelagerte subjektive oder objektive Realität aussagt, hin zu dem, was die Sprecher durch ihre Äußerungen im Hier-und-Jetzt tun. Äußerungen werden nicht mehr nur als Aussagen, sondern als Sprechakte (Austin, 1962; Searle, 1969) bzw. kommunikative Handlungen analysiert.

Das Forschungsinterview als Interaktion

Ich möchte im folgenden zweiten Teil dieses Beitrags ein Beispiel dafür liefern, wie eine solche Analyse aussehen kann und welche Art von Einsichten sie zu erbringen verspricht. Dabei beziehe ich mich auf ein Material, das demjenigen aus der zitierten Studie von Bundschuh (2001) ähnlich ist: auch hier handelt es sich um biographisch orientierte Interviews mit pädosexuellen Männern. Genauer entnehme ich die zu analysierenden Gesprächspassagen einem einzigen Interview, das aus einem Korpus von zehn Interviews stammt; die zu skizzierende Analyse hat also unverkennbar exemplarischen Charakter. Sämtliche Interviews des Korpus sind von derselben jungen Forscherin mit Männern geführt worden, die zur Zeit des Gesprächs in einer Strafanstalt einsaßen, weil sie wegen eines pädosexuellen Delikts

verurteilt worden waren.² Die Männer wurden von der Interviewerin gebeten, Erlebnisse aus ihrer Kindheit zu erzählen, an die sie sich besonders gut erinnern konnten. Eine darüber hinausreichende thematische Vorgabe bestand nicht. Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet. Die im Folgenden analysierten Textpassagen stellen Verschriftlichungen solcher Tonaufnahmen nach konversationsanalytischer Konvention dar (zur Übersicht über diese Regeln vgl. Jefferson, 2004; zur Konversationsanalyse allgemein Deppermann, 2008; ten Have, 2007, im Druck).

Der erste Ausschnitt gibt eine Passage aus dem Interview wieder, die auf eine Kindheitserzählung des Befragten folgt. In dieser Erzählung hatte der Sprecher geschildert, wie er als ungefähr zehnjähriger Junge mehrere Katzen in eine Tonne eingesperrt und gequält hatte; nach dem Eingreifen des Bruders, der die Katzen freiließ, hatte er sich erneut eine Katze gegriffen und diese schließlich zu Tode gebracht. In der Passage unmittelbar nach der Erzählung haben Interviewerin und Interviewee darüber gesprochen, warum der Sprecher die angedeuteten Taten begangen haben könnte. Im folgenden Ausschnitt kommt der Sprecher auf diese Frage zurück:

#1 Tötung der Katze 1, 21:20-22:42

I: Interviewerin; S: Sprecher

1 S: ich weiss es nicht (.) .hh (.) wie wie ich dort auf die idee
2 gekommen bin zum diese katzen einzusammeln oder (.) das ist
3 einfach ein spleen gewesen wo (0.5) jetzt packe ich sie und
4 sperre sie ein oder (2.0) und ich weiss es nicht wie es
5 herausgekommen wäre wenn der bruder ni- nicht gekommen wäre (.)
6 um sie freizulassen
7 I: hm=hm
8 S: ob ich sie drinnen behalten hätte oder was (0.5) keine ahnung
9 (.) und die frage warum gerade auf katzen los [oder]
10 I: [hm=hm]
11 S: irgendwie (.) ja wir haben selber auch katzen gehabt ich weiss
12 nicht bin ich neidisch gewesen (.) weil die mutter die katzen
13 bemuttert hat (.) und mich vielleicht vernachlässigt hat
14 ((lächelt)) (0.5) keine ahnung ((lacht))
15 (2.0)
16 I: ist das denn so gewesen?

² Hierin unterscheidet sich das von mir verwendete Material von einem Teil des Korpus, das Bundschuh (2001) zusammengetragen hat. Bundschuh kommt das beträchtliche Verdienst zu, Interviews auch mit solchen Pädosexuellen geführt zu haben, die *nicht* bereits wegen pädosexueller Handlungen aktenkundig geworden sind, sich also im so genannten »Dunkelfeld« befinden. Ein Vergleich zwischen den autobiografischen Konstruktionen von Männern im Dunkelfeld und solchen im Hellfeld könnte für die Frage, wie sich gegenwärtige Verhältnisse auf die Biografie als *Konstruktion* auswirken, äusserst aufschlussreich sein.

17 S: nein ich habe es nicht das gefühl oder ich habe das gefühl die
 18 mutter hat immer geschaut für einen (1.5) vielleicht ist es eben
 19 eine überforderung gewesen mit der musik (0.5) dass ich dort mit
 20 dem klavierunterricht mühe gehabt habe (0.8) oder einfach
 21 allgemein mühe gehabt habe mit dem lernen oder (.) ich habe das
 22 gefühl ich hätte schon immer ein bisschen mühe gehabt mit lernen
 23 oder (.) gewisse sachen sind einfach wo: (.) wo ich äh:: (2.5)
 24 am anschlag bin (.) mit mit den kleinsten aufgaben

In den Zeilen 1–9 drückt der Sprecher die eigene Unwissenheit über die Gründe seines Handelns aus, er bekundet sich also gerade *nicht* als Experten für die ursächlichen Zusammenhänge der eigenen Lebensgeschichte. Das scheint zunächst in den Zeilen 11–14 anders zu werden. Hier macht er einen Vorschlag zu einem psychologischen Verständnis des Geschehens: Er könnte aus Neid auf die Katzen gehandelt haben, deren Artgenossen ihm von seiner eigenen Mutter vorgezogen wurden. Evoziert wird das Bild eines emotional vernachlässigten Kindes, das seine Frustration an den Tieren abreagiert. Bemerkenswerterweise relativiert der Sprecher diese psychologische Bildbeschwörung allerdings selbst, und zwar gleich zweifach: er rahmt sie durch Unsicherheitsdeklarationen (Zeile 11f.: *ich weiss nicht*; Z. 14: *keine ahnung*) und er lächelt bzw. lacht (Z. 14) dazu. Ob das einer Verwerfung gleichkommt, wird zunächst nicht deutlich. Explizit verworfen wird die Verhaltensklärung vom Sprecher da (Z. 17f.), wo die Interviewerin sie ihrerseits in Frage gestellt hat (Z. 16: *ist das denn so gewesen?*).

Ein inhaltsanalytisch orientierter Forscher würde dieser Gesprächspassage vermutlich (so meine Unterstellung) keine intensive Aufmerksamkeit schenken. Für die Frage, was an problematischen Erfahrungen in der Biografie des Sprechers nun wirklich *Sache* war, ist die Stelle unergiebig, weil die angebotene Beschreibung einer spezifischen Notlage vom Sprecher selbst negiert wird. Es war seiner Meinung nach *nicht* der Neid auf die Katzen. Nur: Trotz dieser inhaltsanalytischen Unverwertbarkeit ist es doch interessant, dass der Sprecher die Hypothese überhaupt anbietet! Klar wird an dieser Stelle, dass er das Bild des vernachlässigten und seine Frustration abreagierenden Kindes als ein Stereotyp psychologischer Verhaltensklärung kennt und dass er davon Gebrauch machen kann, auch wenn er es im vorliegenden Fall nicht ohne Ironie (Lächeln, Lachen) tut. Das ist als Beleg für die These zu werten, dass pädosexuelle Männer in der (Re-)Konstruktion ihrer Lebensgeschichte zur Erklärung psychologischer Phänomene auf sozial vermittelte Laientheorien zurückgreifen. Und es stellt einen unproblematischen Expertenstatus dieser Männer in Frage, der ihnen kraft ihres unmittelbar-introspektiven Zugangs zur eigenen Lebenserfahrung zukommen sollte.

In den Zeilen 18 (*vielleicht ist es eben...*) bis 24 formuliert der Sprecher eine weitere Erklärung für sein problematisches Handeln im Dort-und-Damals, und diesmal tut er es ohne Anzeichen einer Relativierung. Es ist im Wesentlichen das Bild nicht des vernachlässigten, sondern des überforderten und *deshalb* sich abreagierenden Kindes, das hier zur Geltung gebracht werden soll. Ab Zeile 21 geht er dazu über, diese Beschreibung von der Vergangenheit in die Gegenwart zu übertragen (siehe die Wendung *ich habe das gefühl ich hätte schon immer* in Zeile 21f. und die Verwendung der Präsensform *bin* in Zeile 24).

Der nächste Gesprächsausschnitt wird Indizien dafür liefern, welchem weiteren Zusammenhang das dient. Er setzt unmittelbar dort an, wo Ausschnitt 1 aufgehört hatte:

#2 Tötung der Katze 2, 22:28-26:14

23 B: mit lernen oder (.) gewisse sachen sind einfach wo: (.) wo ich
 24 äh:: (2.5) am anschlag bin (.) mit mit den kleinsten aufgaben
 25 I: hm=hm
 26 B: vom alltag (0.5) da habe ich also:: immer einen krampf damit
 27 I: zum beispiel?
 28 B: duschen zum beispiel das ist auch so etwas gewesen wo: (.) bis
 29 ich mich daran gewöhnt habe jeden tag zu duschen das ist ein
 30 kampf gewesen
 31 (2.5)
 32 I: einfach aus, dass es (.) ihnen mühe macht zum zum sich daran
 33 gewöhnen oder oder (.) also ww::as (.) bereitet ihnen denn
 34 schwierigkeiten?
 35 B: ja eigentlich äh:: (.) jetzt geht es oder jetzt mache ich es
 36 jeden tag oder (.) aber bis ich soweit gewesen bin hat es mühe
 37 gebraucht oder (.) aber was genau ist kann ich nicht sagen (.)
 38 und äh:: (.) psychologin meint ich hätte eine kleine
 39 schizophrenie
 40 I: ja
 41 B: und das hätte:: (.) zusammenhang mit (.) antriebslosigkeit
 42 müdigkeit (.) lustlosigkeit und so (.) also es ist alles ein
 43 bisschen (.) zurückzuführen auf diese schizophrenie (.) hat man
 44 gesagt oder
 45 I: hm=hm
 46 B: und (.) das ist eigentlich, die anzeichen und äh:: (.) sind da
 47 oder
 48 (2.0)
 49 I: und wann haben sie das so erfahren oder=
 50 B: =ERST vor zwei jahren
 51 I: ah ja
 52 B: vorher hat man gar nie über so etwas nachgedacht (.) ist
 53 irgendwie alles (.) auch beim arbeiten habe ich mühe gehabt wenn
 54 ich jetzt zum beispiel (.) äh: am freitag abend wenn irgendwie
 55 noch (.) eine arbeit gewesen wäre zum machen dann habe ich äh:
 56 dem chef gesagt ich mag nicht mehr ich gehe heim (.) und dann
 57 hat er gesagt das sei in ordnung oder (.) also dort habe ich
 58 schon nicht gemocht oder (.) irgendwie (.) den normalen alltag

59 schaffe ich gerade noch (.) aber was darüber hinaus ist ist (.)
 60 ein kampf
 61 (1.5)
 62 I: also einfach dass sie körperlich nicht mögen oder
 63 B: öh physisch
 64 I: ja (0.8) einfach einfach (.)
 65 B: ja
 66 I: kap[utt]
 67 B: [ja]
 68 I: und ist das schon immer so gewesen?
 69 B: >ich glaube schon ja< (.) ich habe das gefühl (.) diese
 70 übergriffe auf kinder
 71 I: hm=hm
 72 B: diese haben damit zu tun dass ich mich irgendwie habe wehren
 73 wollen (.) gegen de::n (.) gegen diese (2.0) °wie soll man
 74 sagen° gegen diese: (1.8) sachen wo: wo einem (.) angeboten
 75 worden sind zum machen (.) irgendwie dass ich irgendwie:: (.)
 76 statt nein zu sagen oder (.) ich kann nicht nein sagen oder
 77 I: hm=hm
 78 B: ich habe einfach immer alles gemacht was man mir gesagt hat
 79 oder
 80 (2.0)
 81 I: also wie eine art ei- eine kompensation für etwas?
 82 B: ja irgendwie den frust ablassen oder (.) irgendwie dass ich äh::
 83 (2.5) ich habe einfach das gefühl dass ich mit mir nicht
 84 zufrieden bin (.) weil ich nicht kann nein sagen (.) wenn
 85 gewisse fragen auftauchen oder (.) und äh:: (.) und dort habe
 86 ich mich irgendwie auf diese art gewehrt (.) also gewehrt? (.)
 87 den frust abgelassen oder

In den Zeilen 23–30 führt der Sprecher zunächst aus, dass ihn das Gefühl der Überforderung, das er kurz vorher in einen Zusammenhang mit der Tötung der Katze gebracht hat, auch heute noch und selbst bei alltäglichen Dingen heimsucht: diese Dinge bedeuteten für ihn Krampf (Z. 26) und Kampf (Z. 30). Die Interviewerin versucht daraufhin in Erfahrung zu bringen, worum es sich bei dieser Erfahrung des Am-Anschlag-Seins (Z. 24) genau handle, was bei dem Sprecher einige Benennungsschwierigkeiten auslöst (Z. 35–38). In der Auflösung dieser Schwierigkeiten weist er in Zeile 38f. auf die Diagnose einer Schizophrenie hin, die bei ihm gestellt worden sei. Erst in Verbindung mit dieser Diagnose zählt er jetzt Substantive aus dem klinischen Vokabular auf, die zur näheren Beschreibung des Überforderungsgefühls dienen können: Antriebslosigkeit, Müdigkeit, Lustlosigkeit. Dann folgt in Zeile 42ff. die Äußerung: *also es ist alles ein bisschen zurückzuführen auf diese schizophrenie, hat man gesagt*.

Dieser Satz ist ein Schlüsselsatz, so scheint es. Das unbestimmte Zahlwort *alles* kehrt seine Unbestimmtheit besonders deutlich hervor: Worauf ist es zu beziehen? Im unmittelbaren Kontext fällt sicher *antriebslosigkeit, müdigkeit, lustlosigkeit* darunter, aber als Beobachter hat man unweigerlich den Verdacht, dass das *alles* ausge-

dehntere Bedeutung haben könnte. Die Tötung der Katze hatte der Sprecher ja explizit (Z. 18–24) mit dem Gefühl der Überforderung in Verbindung gebracht, und das Gefühl der Überforderung bringt er jetzt mit der Schizophrenie zusammen: also scheint er die Schizophrenie rückblickend auch als Ursache für die Katzentötung in der Kindheit anzubieten. Ob er darauf tatsächlich hinauswill, sollte man nicht zu früh entscheiden wollen. Erkennbar wird zunächst, dass auch die Interviewerin bei *alles* an eine weitreichende Bedeutung denkt. So jedenfalls ist ihre Frage in Zeile 68, ob *das* (also die Schizophrenie und ihre Auswirkungen) *schon immer so gewesen* sei, plausibel zu verstehen. Der Sprecher beeilt sich (er spricht schneller als üblich, was im Transkript durch die Zeichen >< angezeigt wird), diese Frage zu bejahen. Und er stellt nun explizit sogar die Übergriffe auf Kinder (Z. 70) unter den Bogen der Verhaltensklärung, der in der vorliegenden Gesprächspassage gespannt worden ist. Dass die Interviewerin mit dieser Verknüpfung gerechnet hatte, deutet sich in einem Detail an: sie bestätigt den Sprecher mit dem Hörersignal *hm=hm* (Z. 71) schon dort, wo dieser seinen Gedanken noch gar nicht ausformuliert hat. Sie signalisiert ihm, wie es scheint, vorausseilend ihr Verständnis für das, was er gleich realisieren wird: die ursächliche Verknüpfung von Schizophrenie und Kindesmissbrauchenden Handlungen.

Interessanterweise fällt das Wort Schizophrenie in dieser Passage allerdings nicht mehr. Der Sprecher scheint sich danach um eine psychologische Erklärung (Z. 72f.: *dass ich mich irgendwie habe wehren wollen*) zu bemühen, die auf der zuvor etablierten Darstellung einer defizitär-dysfunktionalen Natur (Schizophrenie) aufbaut.³ Wie genau dieser Zusammenhang zu verstehen ist, bleibt diffus. Es ist die Interviewerin, nicht der Sprecher, die in Zeile 81 die Übergriffe auf Kinder auf intelligible Weise mit dem psychologischen Moment des Sich-nicht-wehren-Könnens in Verbindung bringt: nämlich als Kompensationshandlung. Nur: Diese Feinheiten der Kausalerklärung sind kaum das Wesentliche in diesem Kontext. Wesentlich ist, dass sich Interviewerin und Interviewee in geteilter Aufmerksamkeit auf eine Verhaltensklärung eingelassen haben, die neben den bisher verhandelten psychologischen Momenten (Vernachlässigung, Überforderung) zusätzlich eine beeinträchtigte Natur (Schizophrenie) als Kausalfaktor in Betracht zieht.

³ In einer spekulativen Lesart dieser Gesprächssegmente lässt sich vermuten, dass der Sprecher die Diagnose Schizophrenie ihrem genauen Gehalt nach (was ist Schizophrenie?) gar nicht näher erfasst – er muss es auch nicht, um sie wirksam einzusetzen. Er ist nur der Überbringer einer Botschaft von Expertin (Psychologin) zu Expertin (Interviewerin) – einer Botschaft, von der der Bote weiß, dass sie ihn bei den beiden Autoritäten entschuldigt, ohne dass er zu wissen braucht, was drinsteht. Die Anregung zu dieser Interpretation verdanke ich Brigitte Boothe.

Grundformen der De-Agentivierung: Psychologisierung und Naturalisierung

Im Anschluss an die zuletzt wiedergegebene Passage sprechen Interviewerin und Interviewee über die unterschiedlichen Fälle von sexuellen Übergriffen an Kindern, die der Sprecher verübt hat. Dabei geht es teils um die Frage, wie Letzterer dazu kam, diese Taten zu begehen, teils darum, wer in welcher Weise zur Aufdeckung und Verdeckung der Taten beitrug, der Täter selbst, das Kind oder dritte Personen. Im nun folgenden Ausschnitt schildert der Sprecher einen Übergriff auf einen achtjährigen Jungen:

#3 Tötung der Katze 3, 30:24–31:42

1 B: dann habe ich einfach gemerkt dass mit dem nachbarsbub etwas
2 nicht stimmt (0.4) dass der anhänglich ist
3 I: hmhm
4 B: und ich habe mich nicht wehren können (.) ich bin dem verfallen
5 (1.0) und dann habe ich sagen müssen also es spielt keine rolle
6 ob mädchen oder bub ist (.) ist beides gefährlich für mich
7 (1.5)
8 I: also was heisst ver- ich- (.) sie sind ihm verfallen?
9 B: ja irgendwie (.) äh:: habe ich es nicht können bleiben lassen
10 und habe sexuelle übergriffe gemacht (0.8) irgendwie (.) habe
11 ich dort keine grenze gekannt oder
12 (2.5)
13 I: und hat bei ihnen auch gewalt mitgespielt oder
14 B: nein
15 I: keine [gewalt]
16 B: [das ist] gewaltlos gewesen=
17 I: =ja
18 B: .hh diese kinder sind eigentlich auf mich zugekommen (.) und ich
19 habe sie machen lassen (0.5) und äh:: der bub zum beispiel hat
20 gern gehabt wenn man ihn am rücken gestreichelt hat (.) und dann
21 ist es halt nicht beim rücken geblieben oder (.) ist einfach
22 immer (.) stück für stück jedes mal ist es ein bisschen mehr
23 gewesen oder (1.5) bis äh:: (2.0) bis ich das gefühl gehabt habe
24 es sei zuviel (.) und dann habe ich es ausgesagt

Auffällig an dieser Passage ist die Art und Weise, wie der Sprecher die Personen des Narrativs mit unterschiedlichen Graden von Agentivität (= Urheberschaft bezüglich der begangenen Handlungen) ausstattet. In den Zeilen 1–6 etabliert er eine Darstellung der Szene, in der die Bedrohung nicht von ihm als künftigem Täter, sondern vom Kind als künftigem Opfer ausgeht. Mit dem Kind stimmt etwas nicht (Z. 1f.), es ist anhänglich (Z. 2), diese Anhänglichkeit, so die Darstellung, bedeutet für das erzählte Ich eine Bedrohung in Gestalt einer Versuchung: Es kann sich

nicht wehren, verfällt ihr. Das Kind als Bedroher, das erzählte Ich des erwachsenen Mannes als Bedrohtes: zur Konsolidierung dieser Rollenverteilung fügt der Sprecher in Zeile 6f. noch die allgemeine Einsicht hinzu, dass ihm Mädchen und Jungen als Versuchungsobjekte gleichermaßen *gefährlich* seien. Der Sprecher kehrt also die übliche, im konsensuell-sozialen wie strafrechtlichen Urteil verankerte Sicht der Dinge, dass nämlich er als erwachsener Täter Agens des Missbrauchs und das Kind sein Opfer sei, kurzerhand um.

An dieser Stelle tut die Interviewerin etwas, was sie sonst kaum unternimmt: sie bringt in unverblümter Direktheit eine Verständnisschwierigkeit zum Ausdruck (Z. 8). Der Sprecher reagiert auf ihre Frage, die er wohl als Ausdruck eines Hinterfragens hört, mit einer merklich revidierten Darstellung der Agentivitätsverhältnisse: Er habe den Übergriff *nicht können bleiben lassen* (Z. 9). Wer etwas nicht bleiben lassen kann, bringt es nicht fertig, sich selbst einen Wunsch bzw. die Ausführung eines Impulses zu versagen. Ähnlich wie beim vorherigen Bild des Sich-nicht-wehren-Könnens wird auch hier noch das Bild eines gelähmten besseren Ichs (das sich wehren könnte; das es bleiben lassen könnte) evoziert; aber diesmal ist der bedrohliche Antagonist nicht mehr ein Anderer, das Kind, sondern das erzählte Ich selbst bzw. dessen eigene Wünsche oder Impulse. Man kann sagen: Der Sprecher nähert sich einer Darstellung, in der er selbst als Initiator des Geschehens erschiene, zumindest an. Schon in der übernächsten Sequenz, nachdem die Interviewerin ihm Gelegenheit gegeben hat, sich als *gewaltlos* (Z. 16) zu präsentieren, werden die Agentivitätsverhältnisse aber erneut verschoben. Denn jetzt sind es wieder *diese kinder* (Z. 18), die als treibende Kraft hinter den Geschehnissen erscheinen: Sie kommen auf das erzählte Ich zu (Z. 18), dessen Beitrag nur darin besteht, sie machen zu lassen (Z. 19). Dieses Machen-Lassen erscheint wie ein Kompromiss aus Sich-nicht-wehren-Können (das erzählte Ich wird überwältigt) und Es-nicht-bleiben-lassen-Können (das erzählte Ich realisiert eigene Impulse): Das Geschehen vollzieht sich zwar unter der Einwilligung, mindestens Inkaufnahme des erzählten Ichs, aber es sind nicht dessen Impulse, die das Geschehen vorantreiben.

Die suggerierte Passivität des erzählten Ichs bildet sich auch in den linguistischen Formen ab. So ist das Subjekt des grammatikalischen Satzes, in dem der Sprecher ein Streicheln am Rücken erwähnt, nicht das erzählte Ich, sondern das beteiligte Kind (*der bub*, Z. 19). Die Person des erzählten Ichs findet sich in demselben Satz lediglich als unpersönliches *man* (Z. 20) wieder. In der Schilderung der aufsteigenden Intensitätskaskade körperlicher Berührungen fehlt das semantische Subjekt zweimal gänzlich (Z. 21: *dann ist es halt nicht beim rücken geblieben*; Z. 21–23: *ist ein-*

fach immer stück für stück jedesmal ist es ein bisschen mehr gewesen). Auffallend ist die Verwendung der Adverbien und Adverbialen, die hier eine fatalistische Unausweichlichkeit (*halt*, Z. 21), dort das Unmerkliche und Minimale der zunehmenden Grenzübertretung (Z. 22: *stück für stück, ein bisschen*) signalisieren. Diese Rhetorik des Verführtwerdens hält an, bis das erzählte Ich wieder in die Agensrolle schlüpft: dort, wo das in moralischer Perspektive Richtige getan wird (Z. 23–24: *bis ich das gefühl gehabt habe es sei zuviel (.) und dann habe ich es ausgesagt*). Als es zuviel wird, greift *ich* ein.

Die in dieser Analyse des dritten Gesprächsausschnitts beschriebenen Phänomene lassen sich gesamthaft mit einem von Arnulf Deppermann (2005) vorgeschlagenen Ausdruck als De-Agentivierung beschreiben: als die sprachliche Reduktion von Agentivität. Um eine Reduktion handelt es sich insofern, als ein erwartbares Maß an handlungsbezogener Urheberschaft unterschritten wird: Der Sprecher stattet sein erzähltes Ich mit deutlich weniger (und dritte Personen mit deutlich mehr) Initiative in der Handlungsausführung aus, als man das erwartet.⁴

Sieht man sich nun die drei hier wiedergegebenen Gesprächspassagen in ihrer Gesamtheit an, stellt man fest, dass dieses im letzten Ausschnitt besonders deutlich hervortretende Moment der De-Agentivierung die kommunikativen Handlungen des Sprechers überhaupt kennzeichnet. Im ersten Ausschnitt schien es ihm darum zu gehen, psychologische Zusammenhänge geltend zu machen, die sein Verhalten (Tötung der Katze) als gleichsam notgedrungen (nämlich aus der Not der Überforderung hervorgehend) erscheinen ließen; im zweiten Gesprächsausschnitt brachte er ein unpersönliches Abstraktum, nämlich eine psychische Störung (Schizophrenie) als unspezifische Ursache für gar *alles* in Vorschlag; und im dritten Ausschnitt zeichnete er das Bild eines passiven Mannes, der von auf ihn zukommenden Kindern versucht wird und sie machen lässt, bis er schließlich (Re-Agentivierung) dieses verbotene Geschehen selbst ans Licht bringt. Im Fall des ersten Gesprächsausschnitts ließe sich vom Versuch einer Psychologisierung, im Fall des zweiten vom Versuch einer Naturalisierung der eigenen Biografie bzw. des eigenen Handelns sprechen. Diese beiden Formen der De-Agentivierung sind, so zeigt die Untersuchung des Gesamtkorpus, aus dem das hier exemplarisch ausgewählte Ge-

⁴ Dabei wäre zu klären, ob es sich bei der unterschrittenen Erwartung um eine moralische Erwartung (der Sprecher *sollte* im Hier-und-Heute durch die Darstellung eines agentivischen Ichs Verantwortung übernehmen), um eine realistische Erwartung (das erzählte Ich *hatte* die Verantwortung, und das müsste sich in der Darstellung des Sprechers abbilden) oder um eine auf linguistischen Erfahrungswerten beruhende Erwartung (Sprecher statten ihr erzähltes Ich *üblicherweise* mit höherer Agentivität aus) handelt.

sprach stammt, in den biografischen Interviews mit pädosexuellen Männern weit verbreitet.

Kommunikatives Handeln und Intersubjektivität als (neue) Forschungsgegenstände der Psychologie

Was ist das Ergebnis dieser zugegebenermaßen sehr kurzen und rudimentären Analyse? Konstatieren lässt sich, dass der Sprecher in der besonderen kommunikativen Situation eine Darstellung wählte, in der seine Urheberschaft für die von ihm erzählten Ereignisse relativiert war. Was bedeutet diese Praxis der Relativierung: Bedeutet sie, dass der Sprecher im Hier-und-Jetzt des Interviews auf manipulative Weise darum bemüht ist, eine ihm implizit bewusste Schuld zu verharmlosen?⁵ Oder gibt seine Darstellung im Gegenteil auf angemessene Weise eine Situation wieder, in der er sich tatsächlich als Verführter erlebte? Darüber gibt das Datenmaterial – leider – keine Auskunft. Wir können die der Kommunikation vorgelagerte Subjektivität des Sprechers nicht erschließen, erst recht nicht jene Sachverhalte einer außersprachlichen Welt, auf die sich der Sprecher bezieht. Aber diese Einsicht kommt keiner Kapitulation des Analytikers vor dem Datenmaterial gleich. Möglich war es immerhin, die tastende, Zug um Zug in ein Gespräch eingelassene Rekonstruktionsbewegung auszuweisen, durch die der Sprecher sich und seinem Gegenüber die eigene Biografie erschließt. Dabei wurde deutlich (so hoffe ich), dass der Sprecher sich in der Darstellung dieser Biografie nicht auf das Privileg des introspektiven Zugangs zu den eigenen Erinnerungen verlassen konnte, um zu einer kohärenten Darstellung zu kommen. Um den Anforderungen der Interviewsituation gerecht zu werden, war er vielmehr darauf verwiesen, auf sozial

⁵ In ihren umfangreichen Analysen zu gruppentherapeutischen Sitzungen mit pädosexuellen Straftätern haben Buchholz, Lamott und Mörtl (2008) ähnliche kommunikative Phänomene (und viele weitere mehr) beschrieben, wie sie in diesem Beitrag skizziert werden. Aus der Beobachtung, dass die Männer oft Strategien der Selbstdarstellung verwenden, die die Verantwortung der eigenen Person für die begangene Straftat reduzieren, schließen sie (Buchholz et al., 2009; s. auch Buchholz, 2012) auf ein implizites Schuldbewusstsein der Sprecher: Warum sonst sollten sie der Verantwortung durch solche Darstellungsstrategien ausweichen wollen? Ich neige in dieser Frage zu einer zurückhaltenderen Interpretation. Unbestreitbar ist lediglich, dass die Männer, was nun allerdings nicht überrascht, um die *soziale Dispräferenz* wissen, die für pädosexuelle Handlungen besteht. Schon deshalb muss die pädosexuelle Handlung, sofern der Täter auf soziale Anerkennung Wert legt, irgendwie de-agentiviert, ent-antwortet werden. Ein (implizites) Wissen um soziale Dispräferenz ist aber nicht gleichbedeutend mit einem (impliziten) Schuldbewusstsein.

vermittelte Wissensbestände und Darstellungsstrategien zurückzugreifen. Das Explizieren solcher Wissensbestände und kommunikativen Strategien sowie generell eine ausgeprägte analytische Sensibilität für die soziale Situierung sprachlicher Konstruktionsprozesse scheinen entscheidende Voraussetzungen dafür, sprachliches Datenmaterial – wie es das Anliegen qualitativer Forscher ist – angemessen zu interpretieren.

Bezieht man solche sozialen Situierungen in die Analyse mit ein, ergeben sich oft neue Einsichten. Im Fall unseres Forschungsinterviews lässt sich bei genauem Hinsehen vermuten, dass der Sprecher durch seine de-agentivierenden Darstellungen auf eine soziale Präferenz antwortet, die durch das Verhalten der Interviewerin kommuniziert wird. So *bestätigt* die Interviewerin den Versuch des Sprechers, seine Biografie mit dem Hinweis auf die Diagnose Schizophrenie zu naturalisieren, durch Hörersignale (Ausschnitt 2, Z. 25, 40, 45) und eine suggestionsartige Frage (Z. 68). Und sie macht *selbst* einen Vorschlag dazu, wie die mutmaßlich von der Schizophrenie verursachte Überforderung im Alltag mit den Straftaten des Sprechers in Zusammenhang gebracht, das heißt also: psychologisiert werden kann (Z. 81).

Die kommunikativen Strategien der Naturalisierung und der Psychologisierung korrespondieren den beiden grundlegenden Erklärungsprinzipien menschlichen Verhaltens, wie sie in den Humanwissenschaften vorzufinden sind: *nature* (Natur) und *nurture* (Umwelt). Man kann insofern sagen, dass die interviewten Männer, wenn sie Handlungsfreiheit und Verantwortung als Themen eher vermeiden und auf de-agentivierende Erklärungen ihres Verhaltens fokussieren, dem Beispiel der Wissenschaft folgen. Dieser Zusammenhang erscheint umso plausibler, als die Interviews in einem Kontext stattfinden, der Wissenschaftlichkeit unmissverständlich relevant macht: die Interviewerin deklariert die Gespräche jeweils zu Beginn als Datengrundlage für ein Forschungsprojekt, das Erkenntnisse über die Kindheit von Straftätern erbringen soll. Das, was im Alltag und wohl auch im therapeutischen Kontext einem Straftäter als Erkenntnisaufgabe abverlangt wird: nämlich die Freiheit zu erkennen, die er damals hatte, sich so oder anders zu entscheiden, kommt in der wissenschaftlichen Terminologie nicht vor. Positivistisch orientierte Wissenschaften wie die Psychologie wissen nichts von Handlungsfreiheit.

Dass das so ist, kann man sich als Forscher leicht anhand eines kleinen Gedankenexperiments klarmachen. Natur und Umwelt sind insbesondere in der kriminologischen Psychologie immer wieder als komplementär *erschöpfende* Erklärungsprinzipien für menschliches Verhalten in Anschlag gebracht worden. In Zwillingstudien etwa (z. B. Loehlin & Nichols, 1976) hat man in Erfahrung zu bringen ver-

sucht, zu welchen Anteilen menschliche Persönlichkeitseigenschaften und Verhaltensdispositionen jeweils durch Gene (Natur), biografische Einflüsse (Umwelt) oder eine Interaktion dieser beiden Faktoren zu erklären sind. Bei eineiigen Zwillingen ist die genetische Disposition identisch; abweichende Verhaltensdispositionen werden also divergenten Umweltweinflüssen zugerechnet. Wenn ein Mann kriminell wird, dessen Zwillingsbruder aber nicht, so ergibt das für die Wissenschaft unterm Strich, dass sich die Umwelteinflüsse dieser beiden Männer unterscheiden oder unterschieden haben. Nun stelle man sich vor, welche Folgen es hätte, wenn man als Forscher in der psychologischen Community mit der alternativen Behauptung auf den Plan träte, dass der eine Zwilling die Freiheit, kriminell zu werden, vorzog, während der andere die Freiheit, nicht kriminell zu werden, ergriff. Man wäre der Lächerlichkeit preisgegeben.

Genau dieser Freiheitsbegriff und die damit zusammenhängenden Konzepte der Agentivität und der Personalität (vgl. Henning, 2009) sind indes im intersubjektiven Handeln des Alltags – und nicht nur des Alltags – von bleibender Bedeutung. Die kommunikativen Strategien des Sprechers in den hier analysierte Gesprächsausschnitten sind als Strategien der Naturalisierung und Psychologisierung kenntlich geworden, gerade weil der Sprecher den Umgang mit der Agentivitätsfrage auf eine besonders auffällige Weise gestaltete. Eine psychologische Forschung, die sich zunehmend auf interaktive Phänomene bezieht, holt das Phänomen der Handlungsfreiheit in ihren Gegenstandsbereich zurück, weil dieses von den Interaktanten *selbst* – oft in Form sprachlicher Nuancierungen, die auf den ersten Blick kaum augenfällig sind – als relevant gesetzt wird.

Zusammengefasst: Worin unterscheiden sich eine »klassische« qualitative Untersuchung wie die eingangs skizzierte Studie von Bundschuh (2001) und die in diesem Beitrag aufgezeigte interaktionsanalytische Alternative? Bundschuh erhebt wie zahlreiche andere qualitativ orientierte Autoren den Anspruch, aus ihren verbalsprachlichen Daten sowohl die Subjektivität der Befragten (wie verstehen sie selbst ihre Lebensgeschichte?) als auch die Objektivität interessierender Sachverhalte (welche biografischen Entstehungsbedingungen begünstigen die Entwicklung einer ausgelebten Pädosexualität?) zu rekonstruieren. Beides wird in der hier aufgezeigten Alternative aufgegeben: weder die Subjektivität der Befragten noch die Objektivität von Sachverhalten in der Welt bilden den angestrebten Erkenntnisgegenstand. Sondern: Es geht um eine Beschreibung der kommunikativen und konstruktiven Prozesse, mit denen sich Menschen über ihre Subjektivitäten und die objektive Welt verständigen; es geht um *Intersubjektivität*. Verglichen mit dem, was qualitative Forschung klassischerweise will, ist das zweifelsfrei ein bescheide-

ner Anspruch. Nur: Die Ausrichtung auf Intersubjektivität wird unausweichlich, wenn man sich vergegenwärtigt, mit welchem Material es qualitative Forscher (üblicherweise) zu tun haben: mit menschlicher Sprache, die in Interaktionsereignisse eingelassen ist und aus ihnen hervorgeht. Das interaktiv situierte Ereignis der Datenproduktion *vermittelt* notwendigerweise zwischen dem Gesagten oder Geschriebenen und den subjektiven Repräsentationen der Sprecher (sofern es solche stabilen Repräsentation jenseits kommunikativer Aktualisierung überhaupt gibt), und der Konstruktionscharakter sozial geteilten Wissens *vermittelt* zwischen diesen Repräsentationen und den darin vermeintlich abgebildeten Sachverhalten in der Welt. Diese Vermittlung verschwindet nicht dadurch, dass man sie übersieht. Dass sie besteht, spricht nicht in zwingender Weise dagegen, aus verbalsprachlichem Material auf die Subjektivität von Individuen und die objektive Welt zu schließen. Aber es verpflichtet dazu, jene soziale Situierungen nicht außer acht zu lassen, die im vorliegenden Beitrag exemplarisch fokussiert worden sind.

Allerdings: Wie vermittelt man einer wissenschaftlichen Community, die die Psychologie noch immer am liebsten zur reinen Naturwissenschaft verwandelt sähe, dass die von manchen quantitativ orientierten Kollegen eher geduldete als geachtete qualitative Forschung noch gar nicht gegenstandssensibel, noch gar nicht *qualitativ genug* sein könnte? Damit komme ich zur Bekenntnisfrage, die die Beiträge dieses Bandes thematisch verbindet: Wie ist es, als Nachwuchswissenschaftler qualitativ zu forschen?

Wie es ist, als Nachwuchswissenschaftler qualitativ zu forschen

»Das akademische Leben ist ein wilder Hasard«, hat Max Weber (1919/1995, S. 11) mündlich vorgetragen. Und hinzugefügt: Wenn junge Gelehrte ihn um Rat fragen kämen bezüglich einer akademischen Laufbahn, so sei »die Verantwortung des Zuredens fast nicht zu tragen«. Knapp hundert Jahre später hat man als Angehöriger des akademischen Nachwuchses noch immer eine recht genaue Vorstellung davon, was der soziologische Übervater gemeint haben könnte. Noch immer ist die Diagnose einigermaßen triftig, dass »bei uns die Laufbahn eines Mannes der Wissenschaft im ganzen auf plutokratischen Voraussetzungen aufgebaut ist« (ebd., S. 7), noch immer muss man es als junger Forscher (und als junge Forscherin!) »mindestens eine Anzahl Jahre aushalten können, ohne irgendwie zu wissen«, ob man »nachher die Chancen hat, einzurücken in eine Stellung, die für den Unterhalt ausreicht« (ebd.). Diese Ungewissheitszumutung gilt für den wissenschaftlichen

Nachwuchs allgemein; sie verschärft sich für die, die innerhalb der eigenen Gilde zu einer Minderheit gehören. Letzteres trifft für qualitativ orientierte Forscher in den Sozialwissenschaften zweifelsfrei noch immer zu.⁶ In der deutschsprachigen Schweiz beispielsweise wird eine ambitionierte Psychologie, die sich auf qualitative Methoden spezialisiert und diese nicht lediglich als ein Anhängsel des eigenen Methodenrepertoires begreift, derzeit nur an einem psychologischen Lehrstuhl (von rund 50) betrieben. Bezeichnenderweise handelt es sich um einen psychoanalytischen Lehrstuhl. Als qualitativer Forscher in der Psychologie bleibt man bis auf Weiteres auf »die innere Hingabe an die Aufgabe« (Weber, 1995, S. 14) verwiesen, von der Max Weber sagte, dass sie *condicio sine qua non* der wissenschaftlichen Persönlichkeit sei.

Umso ermutigender ist es, dass sich derzeit – jedenfalls im deutschsprachigen Raum – eine Aufbruchsstimmung in der qualitativen Sozialforschung registrieren lässt. Diese zeigt sich nicht nur darin, dass qualitative Untersuchungen in den Humanwissenschaften im Verhältnis zahlreicher zu werden scheinen (vgl. die Übersichten von Rennie, Watson & Monteiro, 2002; Shuval et al., 2011). Ebenso wichtig ist, dass sich die sozialwissenschaftliche Methodologie insgesamt auf eine Integration quantitativer und qualitativer Forschungsdesigns hinbewegt (z. B. Brannen, 2005; sowie sämtliche Beiträge des 2007 gegründeten *Journal of Mixed Methods Research*). An einer überwindbaren Schranke zwischen den beiden Forschungsparadigmen kann niemandem gelegen sein, und diese Einsicht setzt sich allmählich, wie es scheint, sowohl bei quantitativ als auch bei qualitativ orientierten Forschern durch. Dass die Verlötung der beiden Paradigmen hohe Anforderungen mit sich bringt, versteht sich (siehe hierzu auch die kritische Auseinandersetzung von Poscheschnik in diesem Band, 2012).

Wie aber steht es um jene Wissenschaftler, die sich innerhalb der qualitativen Methodologie noch einmal für substantielle Reformen, für eine interaktionsanalytische Erweiterung der bisher inhaltsanalytisch geprägten Vorgehensweise einsetzen? Die also zur Minderheit in der Minderheit gehören? Der in diesem Beitrag skizzierte Zugang der Datenanalyse lehnt sich an die Konversationsanalyse an, ein Verfahren, das in der Soziologie entwickelt wurde (vgl. Sacks, 1992) und sich vorwiegend linguistischer Beschreibungsmittel bedient. Wer sich als Psychologin oder Psychologe dafür interessiert, begibt sich an die Ränder der eigenen Wissenschaft, dorthin, wo die Psychologie an Nachbardisziplinen angrenzt, ohne dass man in

⁶ Der Minderheitenstatus lässt sich auch daran erkennen, dass ein adjektivisches *mot juste* zur Bezeichnung der qualitativen Methodologie noch immer fehlt. Bei Licht besehen bedeutet das Adjektiv »qualitativ« ja so gut wie alles – und damit so gut wie nichts.

den Zentren der Disziplinen zwingend von dieser Nachbarschaft und den Möglichkeiten des Austauschs Notiz nähme. Ein solches Grenzgängertum ist immer ein Wagnis, zumal die Daheimgebliebenen dem, was der Grenzgänger drüben gesehen haben will, für gewöhnlich mit Skepsis begegnen. Die Gefahr besteht, dass man den Soziologen und Linguisten nicht soziologisch bzw. linguistisch und den Psychologen nicht psychologisch genug ist. Man kann das in Kauf nehmen, von Max Weber gestärkt in der vornehmen Überzeugung, als hingeebene Persönlichkeit »rein der Sache« (Weber, 1917/1995, S. 14) zu dienen. Doch diese Ergebnisheit in die eigene Randständigkeit hat etwas Kleinmütig-Selbstgefälliges, das Ausstaffieren der eigenen Nische etwas allzu Bequemlich-Verlockendes. Zu hoffen ist eher, dass die Bewegung zum Zentrum hin, die die qualitative Forschung inzwischen entwickelt, auch für den interaktionsanalytischen Ansatz in deren Innerem gilt.

Literatur

- Atkinson, P. & Delamont, S. (2006). Rescuing narrative from qualitative research. *Narrative Inquiry*, 16 (1), 164–172.
- Austin, J. L. (1962). *How to Do Things With Words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (1966). *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Garden City: Anchor Books.
- Brannen, J. (2005). Mixing methods: The entry of qualitative and quantitative approaches into the research process. *International Journal of Social Research Methodology*, 8, 173–184.
- Breuer, F. (2009). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brown, P. & Levinson, S. C. (1987). *Politeness: Some universals in language usage*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Buchholz, M. B. (2012). Reden mit Einreden, Reden von Ausreden. Implizites Wissen von Schuld. In B. Boothe, A. Cremonini & G. Kohler (Hrsg.), *Psychische Regulierung, kollektive Praxis und der Raum der Gründe. Ein Problemaufriss* (S. 215–243). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Buchholz, M. B., Lamott, F. & Mörtl, K. (2008). *Tat-Sachen: Narrative von Sexualstraftätern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Buchholz, M. B., Lamott, F. & Mörtl, K. (2009). Implizites Wissen um Schuld. Aus einer Untersuchung der Erzählungen von Sexualstraftätern. *Recht und Psychiatrie*, 27 (1), 3–12.
- Bundschuh, C. (2001). *Pädosexualität. Entstehungsbedingungen und Erscheinungsformen*. Opladen: Leske & Budrich.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. Thousand Oaks: Sage.
- Deppermann, A. (2005). *Agency in Angstdarstellungen*. Vortrag gehalten an der ZiF-Abschlussagung »Angst, Anfall und Dissoziation«, Bielefeld, Deutschland.
- Deppermann, A. (2008). *Gespräche analysieren: Eine Einführung* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. (1967). *Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Mill Valley: The Sociology Press.
- Goffman, E. (1955). On Face-work: An Analysis of Ritual Elements of Social Interaction. *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes* 18 (3), 213–231.
- Goffman, E. (1959). *The presentation of self in everyday life*. Garden City: Doubleday.
- Goffman, E. (1967). *Interaction ritual: essays in face-to-face behavior*. New York: Anchor Books.
- Henning, T. (2009). *Person sein und Geschichten erzählen: Eine Studie über personale Autonomie und narrative Gründe*. Berlin: de Gruyter.
- Jefferson, G. (2004). Glossary of transcript symbols with an introduction. In G. H. Lerner (Hrsg.), *Conversation analysis: Studies from the first generation* (S. 13–23). Philadelphia: John Benjamins.
- Loehlin, J. C. & Nichols, R. C. (1976). *Heredity, environment, and personality: A study of 850 sets of twins*. Austin: University of Texas Press.
- Rennie, D. L., Watson, K. D., & Monteiro, A. M. (2002). The rise of qualitative research in psychology. *Canadian Psychology*, 43 (3), 179–189.
- Sacks, H. (1992). *Lectures on Conversation, Volumes I and II*. Edited by G. Jefferson with an Introduction by E. A. Schegloff. Oxford: Blackwell.
- Searle, J. (1969). *Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Shuval, K., Harker, K., Roudsari, B., Groce, N. E., Mills, B., Siddiqi, Z., & Shachak, A. (2011). Is qualitative research second class science? A quantitative longitudinal examination of qualitative research in medical journals. *PLoS ONE*, 6 (2) [on-line].
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1990). *Basics of Qualitative Research: Grounded theory procedures and techniques*. Newbury Park: Sage.

- ten Have, P. (2007). *Doing conversation analysis. A practical guide* (2nd ed.). London: Sage.
- ten Have, P. (im Druck). Ethnomethodology and conversation analysis. In H. Cooper (Hrsg.), *APA handbook of research methods in psychology* (3 volumes). Washington: APA Press.
- Weber, M. (1995). *Wissenschaft als Beruf*. Stuttgart: Reclam. (Original erschienen 1919)

Manuskript 2

Erzählanalyse, Gesprächsanalyse, Inhaltsanalyse – Skizzen zu einer psychologischen Analyse von Erzählungen zwischen interaktiver Pragmatik und intrapsychischer Regulation

David Lätsch (Erstautor)

Michael Bamberg

Erscheinungsort:

Lätsch, D. & Bamberg, M. (2012). Erzählanalyse, Gesprächsanalyse, Inhaltsanalyse – Skizzen zu einer psychologischen Analyse von Erzählungen zwischen interaktiver Pragmatik und intrapsychischer Regulation. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*, 16(3/4), 381–393.

Abstract

Psychologen gehen in der Regel davon aus, dass in Erzählungen sich abbilde, was der Erzähler als (seine) Vergangenheit begreift. Diese analytische Einstellung hat ihre Vorteile, sie erkennt aber das Veränderungspotenzial des Erzählens: Wer erzählt, gibt nicht nur einen Einblick ins kognitive Arrangement seines Vergangenheitserlebens, sondern er tut auch etwas. Im vorliegenden Beitrag werden zwei Ansätze der Erzählanalyse vorgestellt, die sich auf unterschiedliche Aspekte dieses Tuns richten. Gesprächsanalytiker begreifen Erzählungen als eine Form kommunikativen Handelns zwischen Personen; die psychoanalytische Erzählanalyse »JAKOB« fokussiert auf das, was im Erzähler sich tut, im intrapsychischen Spiel seiner Wünsche und Ängste. Beide Ansätze haben das Verdienst, über den Abbildcharakter von Erzählungen hinauszusehen. Aber: Eine genuin psychologische Erzählanalyse müsste die Dimensionen des Interaktionalen und des Intrapsychischen in ihrem Zusammenspiel begreifen, statt sie nur nebeneinander aufzustellen. Dazu werden im letzten Abschnitt zwei Ansätze skizziert.

Seit Mitte der Achtzigerjahre des letzten Jahrhunderts wird die akademische Psychologie von einem Phänomen gestreift, das man die narrative Wende (vgl. Czarniawska, 2004) in den Sozialwissenschaften genannt hat. Zu den einflussreichen Arbeiten am Entstehungsort dieser Entwicklung gehören etwa die Buchpublikati-

onen von Bruner (1986), Polkinghorne (1988) oder der von Sarbin (1986) herausgegebene Sammelband mit dem richtungsweisenden Titel *Narrative Psychology*. Hinter dem erstarkenden Interesse für die Praxis des Erzählens als Forschungsgegenstand ist das Postulat wirksam, dass die Art und Weise, wie Menschen sich selbst und die Welt um sie herum repräsentieren, eng geknüpft ist an das Medium des Narrativen, die erzählerische Form.

In der Auffassung, was Erzählen als sprachliche Praxis ausmacht und welche Funktionen es erfüllt, ist dabei eine gewisse Enge der theoretischen Konzeption zu konstatieren, die sich in einer Variationsarmut des forschungsmethodischen Repertoires niederschlägt. Erzählen als Medium der *Repräsentation* und der *Mitteilung* von Erfahrung: Auf diese beiden Aspekte scheint sich der Großteil empirischer Studien unter dem Banner des narrativ-psychologischen Paradigmas zu beschränken (vgl. Nygren & Blom, 2001; Stokoe & Edwards, 2006). Auf der Basis dieses Verständnisses werden mündlich oder schriftlich geäußerte, von den Forschern analysierte Erzählungen zumeist als eine Art Fenster in die mentale Innenwelt der erzählenden Individuen behandelt. Erzählungen gelten zwar nicht als faktisch treue Wiedergabe von Vergangenheit, wohl aber als Abbilder dessen, wie die erzählenden Individuen diese Vergangenheit kognitiv repräsentieren. Ein solches Verständnis ist in der Regel da präsent, wo Erzählungen inhaltsanalytisch ausgewertet werden. Inhaltsanalytische Verfahren sind dadurch gekennzeichnet, dass sie a) einzelne Aspekte des Erzähltextes aus deren sequenziellem wie pragmatischem Zusammenhang herauslösen und b) diese extrahierten Inhalte so behandeln, als drücke sich darin die kognitive Repräsentation, die das erzählende Subjekt von der erlebten Vergangenheit hat, unmittelbar aus.

Die theoretischen Annahmen hinter diesem Forschungsbrauch sind mehrfach kritisiert worden, zuletzt etwa von Atkinson und Delamont (2006) oder Stokoe und Edwards (2006). Das wesentliche Argument der Kritik lautet: Das skizzierte Verständnis von Erzählen lasse außer Acht, dass Menschen beim Erzählen nicht nur etwas mitzuteilen, sondern zugleich etwas zu erreichen suchen. Folglich verkenne man die in Erzählungen enthaltenen Informationen (als vermeintlich stabile kognitive Repräsentationen), wenn man den sozialen, d. h. *interaktiv-pragmatischen* Kontext ihrer Produktion übersehe.

Der vorliegende Beitrag will diese Kritik nicht wiederholen oder weiter entfalten. Unser Anliegen ist ein konstruktives: Wir werden in gebotener Kürze und Verdichtung verschiedene Ansätze zur psychologisch orientierten Untersuchung von Erzählungen skizzieren, die den Funktionen des Erzählens jenseits der repräsentationalen Dimension gerecht zu werden suchen. Zu diesem Zweck stellen wir zu-

nächst zwei Verfahren dar, die sich jeweils ausschließlich auf eine dieser die referentiell-repräsentationale Sphäre überschreitenden Dimensionen beziehen: die Konversations- bzw. Gesprächsanalyse (vgl. Deppermann, 2008; ten Have, im Druck) mit ihrem Fokus auf die interaktiv-pragmatische Dimension sowie das psychoanalytisch orientierte Verfahren der »Erzählanalyse JAKOB« (Boothe et al., 2002) mit einer entsprechenden Scharfstellung auf die intrapsychisch-regulative Dimension des Erzählens. Im letzten Teil des Beitrags stellen wir sodann zwei Forschungsansätze dar, die einen Zugang zu mehreren Funktionsebenen versprechen: das aus der diskursiv-psychologischen Tradition entwickelte Konzept der dialogischen Verdrängung von Billig (1997, 1999) sowie das aus einer Zusammenführung von Entwicklungs- und diskursiver Psychologie herausgearbeitete Konzept der dilemmatischen Identitätskonstruktion nach Bamberg (Bamberg, 2011, im Druck; Bamberg, De Fina & Schiffrin, 2011).

Gesprächsanalyse

Gesprächsanalytische Untersuchungen gelten im Grundsätzlichen stets der Frage, wie Menschen in einer bestimmten Situation miteinander kommunizieren und wozu sie das tun. Die Suche nach dem Zusammenhang zwischen dem Wie (d. h. nach den linguistisch beschreibbaren Formen) und dem Wozu (den kommunikativen Funktionen) kann dabei sowohl Mikrophänomene (z. B. zwei aufeinanderfolgende Äußerungen) als auch Meso- (z. B. ein Gesprächsabschnitt) oder Makrophänomene (z. B. ein gesamtes Gespräch oder eine Folge von Gesprächen) betreffen. Kennzeichnend für das methodologische Ethos der Gesprächsanalyse ist es, dass Analytiker danach streben, die Plausibilität ihrer Feststellungen an den Daten selbst auszuweisen und damit dem Rezipienten der Untersuchung die Chance zu bieten, die analytischen Folgerungen aus eigener Anschauung und Reflexion anzunehmen oder abzulehnen. Dazu ist eine »naturalistische« Form der Datenaufbereitung nötig: Gesprächsanalytiker arbeiten mit Tonband- oder Videoaufnahmen des interessierenden Interaktionsereignisses sowie mit detaillierten Transkripten dieser Aufnahmen. Die streng empirische Orientierung an den Daten bedeutet beispielsweise, dass bei der Zuschreibung einer bestimmten Funktion zu einer bestimmten Form vom Analytiker gezeigt werden muss, dass sich im Anschluss an die Verwendung der Form tatsächlich die hypothetisch angepeilte Folge einstellt. Dahinter steht das Postulat, dass die einzelnen Beiträge der Interaktanten eines Gesprächs »sequentiell – d.h. zeitlich-prozessual – organisiert« (Deppermann,

2008, S. 17) sind. Interaktionsbeiträge sind in der Analyse stets zu beziehen auf das, was ihnen an früheren Interaktionsbeiträgen zeitlich vorausging, wie sie umgekehrt für die nachfolgenden Interaktionsbeiträge interpretationsrelevante Voraussetzungen darstellen.

Die Gesprächsanalyse als Verfahren gründet auf der Konversationsanalyse, wie sie ab den 1970er-Jahren von Harvey Sacks und dessen Mitarbeitern und Mitstreitern ausgearbeitet wurde (einflussreiche Texte finden sich z. B. bei Atkinson & Heritage, 1984; Sacks, 1992; Sacks, Schegloff & Jefferson, 1974; Schegloff, 1997). Die Konversationsanalyse ihrerseits bezieht wesentliche theoretische und methodische Impulse aus der in den 1960er-Jahren entwickelten pragmatischen Sprachtheorie (Sprechakththeorie; Austin, 1962; Searle, 1969) sowie der Ethnomethodologie (Garfinkel, 1967). Vertretern klassischer Konversationsanalyse geht es darum, allgemeine, linguistisch beschreibbare Prinzipien der Organisation verbalsprachlicher Interaktion herauszuarbeiten, die zwar in einem bestimmten kommunikativen Kontext oder Milieu auf jeweils besondere Weise realisiert werden können und müssen, jedoch in ihrer grundsätzlichen Form für verbalsprachliche Kommunikation überhaupt gelten. Dagegen spiegelt die neuere Bezeichnung Gesprächsanalyse zum Einen eine Öffnung des Gegenstandsbereichs auch auf solche Formen verbaler Interaktion (engl. *talk-in-interaction*), für die das kommunikative Format der Konversation zu eng scheint; zum Anderen geht mit dieser Öffnung das Anliegen einher, der Gesprächsanalyse zunehmend auch Interaktionsthemen, -gehalte und -formen zu erschließen, die ein bestimmtes soziales Milieu oder eine bestimmte soziale Gruppe in besonderer Weise auszeichnen. Gesprächsanalytiker interessieren sich insofern stärker als klassische Konversationsanalytiker für jene »inhaltlicheren« (Deppermann, 2000, S. 105) Fragestellungen, um die es traditionellerweise in der interpretativen Sozialforschung geht. Eine wichtige Bezugsquelle bildet dabei die Ethnografie: Durch die ethnografische Anreicherung der Gesprächsanalyse sollen den Analytikern jene Wissensbestände erschlossen werden, die für ein inhaltliches Verständnis kommunikativer Phänomene jenseits formal-linguistischer Organisationsprinzipien erforderlich sind (vgl. Deppermann, 2000; Moerman, 1988; Schwitalla, 1986).

Erzählungen als eine besondere Form interaktiv situierter Rede haben bereits relativ früh die Aufmerksamkeit der Konversations- und Gesprächsanalytiker gefunden (z. B. Jefferson, 1978; Sacks, 1974) und sind seither ein viel beachtetes Thema geblieben (z. B. De Fina, 2009; Edwards, 1997, 2005; Hausendorf, 2012). Dabei wurden und werden Erzählungen in der Gesprächsanalyse grundsätzlich mit denselben Mitteln und methodologischen Grundsätzen untersucht, die auch für die übrige

gen Formen von *talk-in-interaction* gelten. Von besonders kritischer Bedeutung ist also stets die sequenzielle, interaktiv-pragmatische Situierung des Erzählens.

Psychodynamische Erzählanalyse JAKOB

Das in diesem Beitrag erörterte Verfahren einer psychodynamisch orientierten Erzählanalyse ist von Boothe (z. B. Boothe, 1994, 2011) und ihren Mitarbeitern (Boothe et al., 2002) entwickelt worden. Die Methode (»Erzählanalyse JAKOB«) zielt auf die interpretative Erschließung einer Dynamik unbewusster Wünsche, Ängste und Abwehrmechanismen im Intrapyschischen des Erzählers. Die genannten Begriffe von Wunsch, Angst und Abwehr wie auch das Konzept einer Dynamik des Unbewussten beziehen die Autoren aus der psychoanalytischen Theorie. In mündlichen Erzählungen, so wird angenommen, inszenieren Erzählende wie in einem Bühnenraum die Dynamik ihrer unbewussten Konflikte als eine Bewegung zwischen Wünschen, Ängsten und Abwehrmechanismen. Erzählungen werden verstanden als Regulative: Sie drücken Unbewusstes nicht (nur) aus, sondern »modellieren« es, verhelfen unbewussten Wünschen zu ihrer halluzinatorischen Erfüllung und bannen Ängste durch die sprachliche Reorganisation des Ängstigen im Hier-und-Jetzt. Die in der Regel gegenläufigen Tendenzen der Wunscherfüllung und der Angstreduktion bilden im Akt des Erzählens unter Vermittlung der Abwehrmechanismen gleichsam einen Kompromiss, aus dem die Gestalt des Erzählten hervorgeht. Bei dieser Konfliktmodellierung und Kompromissbildung führt der Erzähler selbst, wie die Autoren es metaphorisch nennen, Regie (Boothe et al., 2002, S. 16ff.).

Anders als in der Gesprächsanalyse, in der die Befunde an der interaktiv-pragmatischen Dimension des Sprechens entwickelt werden und sich darauf auch beziehen, ist das Erkenntnisinteresse der psychodynamischen Erzählanalyse auf die intrapsychisch-regulative Funktion des Erzählens gerichtet. Das kommunikative Moment des Erzählens findet zwar theoretisch Erwähnung (Boothe et al., 2002, S. 93), bleibt aber auf den Aspekt der Selbstpräsentation des Erzählers vor dem Hörer beschränkt. Methodisch bildet sich das darin ab, dass die Gesprächsbeiträge des Gegenübers aus dem zu analysierenden Erzähltext eliminiert werden. Untersucht wird ausschließlich das, was ein Erzählender in einem bestimmten Kontext selbst äußert, die Äußerungen seiner Interaktanten fallen heraus. Auch werden nur verbalsprachliche Äußerungen mit propositionalem Bedeutungsgehalt transkri-

biert, para-verbale Aktivitäten wie etwa Räuspern, Lachen oder prosodische Merkmale der Rede werden nicht berücksichtigt.

Die Interpretation eines Erzähltextes gliedert sich in der Erzählanalyse JAKOB in zwei Teilschritte: die Beschreibung und Bestimmung von Erzähldynamik und Konfliktdynamik. Als Erzähldynamik wird (nebst weiteren Gesichtspunkten, die wir hier nicht erläutern können) im Kern die dramaturgische Komposition einer Erzählung verstanden. Als wiederkehrende Elemente einer solchen Komposition werden unterschieden (Boothe et al., 2002, S. 19ff.): Startdynamik (»wie geht es los?«), Entwicklungsdynamik (»wie entwickelt sich die Handlung?«) und Ergebnisformulierung (»wie geht es aus?«). Aus der Identifizierung der zur Startdynamik gehörenden Erzählpassage gewinnt der Analytiker eine Beschreibung des Erwartungshorizonts, den die Erzählerin vor ihren Rezipienten aufbaut; die zugehörige Frage lautet: »Wie könnte es weitergehen?« Hier unterscheidet die Erzählanalyse JAKOB zwischen zwei polar aufeinander bezogenen Erwartungshorizonten: dem als bestmöglich (»Soll«) und dem als schlimmstmöglich (»Anti-Soll«) antizipierten Ausgang der Geschichte.

Im zweiten Teilschritt der Analyse, der Bestimmung der Konfliktdynamik, geht es nun um ein Verständnis der Erzählung als Kompromissbildung zwischen Wunsch- und Angstmotiven unter Einschluss und Vermittlung von Formen der unbewussten psychischen Abwehr. Die Analyse baut auf den Befunden zur Erzähldynamik auf. Bestimmt werden soll, welches unbewusste Wunschmotiv der Erzähler durch den sprachlichen Akt des Erzählens realisiert und welche unbewusste Angst er bannt – ferner, welche Form der Abwehr er einsetzt, damit ihm beides, Wunscherfüllung und Angstbannung, nicht zu Bewusstsein kommen muss. Das Manual zur Erzählanalyse JAKOB bietet jeweils zehn Wunschmotive und Angstthemen zur Auswahl, die augenscheinlich das gesamte Spektrum des Möglichen abzudecken beanspruchen – »Entdeckungen« (vgl. Boothe et al., 2002, S. 83) jenseits dieser Auswahl sind wohl nicht ausgeschlossen, werden aber nicht erwartet. Eine enge inhaltliche Verwandtschaft besteht zwischen der Bestimmung von Wunsch- und Angstthema und den in der Analyse der Erzähldynamik erschlossenen Folgerwartungen des Soll und Anti-Soll.

Verbürgte Analyse vs. spekulative Interpretation?

Die beiden skizzierten Methoden unterscheiden sich erheblich in ihrem Anspruch, die eigenen Befunde am analysierten Datenmaterial als solchem zu positivieren,

will heißen: einen kompetenten Rezipienten gleichsam zwingend von der Gültigkeit der Analyse zu *überzeugen*. Die Gesprächsanalyse erhebt diesen Anspruch oder tendiert doch stark dahin – die psychodynamische Erzählanalyse vertritt ihn nicht. Das erkenntnistheoretische Selbstbewusstsein der Gesprächsanalytiker gründet auf der »gegenstandsfundierten Methodologie« (Deppermann, 2000, S. S. 96), dem »streng naturalistischen Datenverständnis« (ebd., S. 97): »Erstens will sich die Konversationsanalyse [im vorliegenden Kontext synonym mit Gesprächsanalyse; Anm. d. Verf.] auf das unmittelbar Beobachtbare beschränken und all ihre Aussagen *in den Daten* verankern. Zweitens stellt sie einen streng *rekonstruktiven Anspruch*: Es interessiert nicht, wie ein Analytiker Gesprächsaktivitäten aufgrund seiner Intuitionen oder theoretischen Ausrichtung versteht. Es geht vielmehr darum zu rekonstruieren, wie die Gesprächsteilnehmer selbst einander verstehen und an welchen Regeln oder Prinzipien sie sich dabei orientieren« (ebd., S. 98f.). Hinter diesem Rekonstruktionsanspruch steckt die aus empirischer Beobachtung geschöpfte Annahme, dass die Interaktanten eines Gesprächs einander ihr Verständnis von den Interaktionsbeiträgen des jeweils Anderen *signalisieren* – zwar nicht (in der Regel) durch explizite Ausformulierung dieses Verständnisses, wohl aber durch die Art und Weise, *wie* sie die Gesprächsbeiträge des Anderen durch eigene Beiträge beantworten. Insbesondere Emanuel A. Schegloff, einer der Gründerväter der Konversationsanalyse, hat in zahlreichen Aufsätzen dafür argumentiert (z. B. Schegloff, 1992, 1996, 1997), dass sich die Bedeutung, die eine verbale Interaktion für die Teilnehmenden selber hat, anhand solcher Signale, Aufzeigeleistungen oder, wie der englische Ausdruck lautet, *displays* rekonstruieren lasse, ohne dass der Analytiker zusätzlich auf Kontextinformationen zurückgreifen müsse, die im Gespräch selbst nicht erkennbar werden. Auf diese Weise, d. h. durch das konsequente Anheften der Befunde an die als sichtbar ausgewiesenen Orientierungen (engl. *orientations*) und Verstehensweisen (engl. *understandings*) der Interaktanten selber, werde bloße Interpretation in verbürgte Analyse (»warranted analysis«, Schegloff, 1997, S. 186) überführt.

Was ist davon zu halten? Tatsächlich pflegen gesprächsanalytische Studien von der Angemessenheit der vorgelegten Interpretation zu überzeugen, und zwar in höherem Maß, als das bei empirisch weniger strengen Verfahren des öfteren der Fall sein mag, wo hinter der vom Forscher erarbeiteten Interpretation oft noch eine Vielfalt abweichender Verstehensweisen als möglich hervorschimmert. Der »naturalistische Empiriebegriff« (Deppermann, 2000, S. 97) der Gesprächsanalyse erweist sich als eine Stärke dieser Methode, wenn es darum geht, die Validität der Befunde, also die Gültigkeit des analytisch Erschlossenen, plausibel zu machen.

Dagegen ist bei dem skizzierten Verfahren psychodynamischer Erzählanalyse die kritische Rolle spekulationsbehafteter Interpretation schon auf den ersten Blick erkennbar. Sie setzt nicht erst dort ein, wo es um die Erschließung der so genannten Konfliktdynamik unter Verwendung psychoanalytischen Theorienguts geht. Schon in der Beschreibung der Erzähldynamik wird das, was als oben als Aspekte narrativer Folgeerwartungen (Soll und Anti-Soll, Erwartungshorizont) beschrieben wurde, im unausweichlichen Rekurs auf die interpretative Intuition des Forschers erschlossen. Was eine Erzählung in ihrer Startdynamik an möglichen Entwicklungen erwarten lässt, wird in der Erzählanalyse JAKOB nicht durch den Bezug auf entsprechende interaktive Signale der Rezipienten gezeigt, sondern im Rückgriff auf die narrative Rezeptionskompetenz des interpretierenden Forschers selber, der dadurch unweigerlich ein Stück Subjektivität einbringt. Dessen Interpretation geht also über eine rein strukturelle, aus dem Erzähltext gleichsam nur abzulesende, aus alltagspsychologischem Konsens oder geteiltem Wissen über kommunikative Phänomene zu gewinnende Beschreibung deutlich hinaus. Was für die Analyse der Erzähldynamik gilt, trifft erst recht für diejenige der Konfliktdynamik zu. Tatsächlich legt die Erzählanalyse JAKOB dem hermeneutischen Prozess straffe Zügel an, indem a) in Anlehnung an Freuds (1900/1999a, S. 160ff.) Diktum über den Traum axiomatisch festgesetzt wird, bei *jeder* Erzählung handle es sich um die Realisierung einer Wunsch-Angst-Abwehr-Bewegung; und indem b) das Spektrum möglicher Wunsch-, Angst- und Abwehrbefunde innerhalb dieses axiomatischen Rahmens auf eine überschaubar-endliche Anzahl von Inhalten begrenzt wird, zwischen denen der Anwender der Methode (=Interpret) nur noch die Wahl hat.

Soll mit diesen Feststellungen behauptet werden, die gesprächsanalytische Methode sei der psychodynamisch orientierten überlegen? In einer bestimmten Hinsicht: Ja. Wenn Methoden in der Wissenschaft dem Zweck dienen, dass ihre Anwendung zu verlässlichen Erkenntnissen führt, dann muss man der Gesprächsanalyse in der Tat eine höhere Zweckdienlichkeit attestieren: nicht, weil sie die Schimäre einer schlechthin »gesicherten« Erkenntnis ermöglichte, wohl aber, weil ihre Aussagen nah an den Daten selbst und in aller Regel ohne hohen theoretischen Aufwand erarbeitet werden. Diese »Nähe« zu den Daten wird wie bereits ausgeführt dadurch möglich, dass Gesprächsanalytiker sich darauf beschränken, die lokal relevanten Interpretationen der Interaktanten selber zu rekonstruieren, und zwar so, wie sie in deren kommunikativem Handeln sichtbar werden.

Genau diese Selbstbeschränkung der Gesprächsanalytiker ist nun aber ein Stichwort, das Aufmerksamkeit verdient. Der Vergleich zwischen Gesprächsanalyse und psychodynamischer Erzählanalyse steht insofern auf tönernen Füßen, als die

beiden Methoden, wie wir gesehen haben, eine jeweils andere Funktion des Erzählens in den Blick nehmen: die interaktiv-pragmatische vs. die intrapsychisch-regulative Funktion. Der psychodynamischen Erzählanalyse kann man zugutehalten, dass sie es mit einem erkenntnistheoretisch anspruchsvolleren Gegenstand zu tun habe als die Gesprächsanalyse: denn das Intrapsychische kann sich naturgemäß nicht in analoger Weise *zeigen*, wie es die interaktive Funktion des Erzählens auf dem Forum kommunikativer Handlungen tut.

Die von Gesprächsanalytikern geübte Beschränkung der Analyse auf das, was in der Interaktion gleichsam sichtbar wird, erscheint aus empiristischen Erwägungen wohlbegründet; dennoch ist sie nicht ohne Gefahr. Ein Ansatz zur Untersuchung von Erzählungen, der *ausschließlich* die Frage stellt, was Erzähler im pragmatischen Bezug auf ihre Interaktanten tun, und alle anderen Fragen für unzulässig erklärt, unterschlägt die Möglichkeit, dass im Akt des Erzählens noch andere Dinge vor sich gehen als die in wechselseitigen Aufzeigeleistungen sich manifestierende Regulation zwischenmenschlicher Beziehungen. Eine genuin psychologische Erzählanalyse, so meinen wir, muss simultanen Zugang zu mehreren Funktionsebenen des Erzählens finden. Zu Letzteren gehört auch und gerade der Bereich der intrapsychischen Regulation.

Wie aber wäre diese Integration mehrerer Funktionsebenen zu leisten? Wir skizzieren zwei Forschungsansätze, die in die entsprechende Richtung weisen.

Verdrängung als diskursive Praxis

Der Psychologe Michael Billig zählt sich selbst zur Schule der diskursiven Psychologie, wie sie seit den späten Achtzigerjahren von einigen vorwiegend britischen Forschern entwickelt und vertreten wird (für einen Überblick siehe z. B. Edwards, 2005; Potter, 2010). Anders als andere prominente Vertreter dieses Ansatzes bemüht sich Billig bei dem Versuch, die Grundlagen der Psychologie mit diskursiven Vorzeichen zu versehen, auch um die Integration psychoanalytischer, genauer: Freudianischer Theorienelemente. So hat Billig (1997, 1999) in verschiedenen Publikationen den Versuch unternommen, die sozialkonstruktivistischen Prämissen und die (zumeist konversationsanalytisch orientierte) Forschungsmethodik der diskursiven Psychologie mit dem psychoanalytischen Schlüsselkonzept der Verdrängung in Verbindung zu bringen. Billig geht von der Annahme aus, dass Menschen, wenn sie miteinander im Dialog sind, nicht nur etwas ausdrücken, sondern zugleich etwas unterdrücken bzw. verdrängen. Expression (Ausdruck) und Re-

pression (Verdrängung) gehen, so der Autor, im dialogischen Geschehen oftmals Hand in Hand. Als augenfälligstes Beispiel dafür nennt Billig (1999, S. 155ff) das in zwischenmenschlichen Dialogen allgegenwärtige Phänomen der Höflichkeit. Dialoge im Alltag seien in der Regel bestimmt durch ein kooperatives Bemühen der Interaktanten, die Interaktion durch den Einsatz sozialverträglicher, höflichkeitsgesättigter Gesprächspraktiken für alle Beteiligten so komplikationsarm wie möglich zu gestalten. Die Beschreibung der Formen und Funktionen, mit denen Interaktanten diese Komplikationsvermeidung betreiben und dadurch Kooperationsvermögen bewähren, sei, so findet Billig, das große Verdienst der Konversationsanalytiker. Mit ihrer Beschränkung auf das Sichtbare der interaktiven Kooperation fingen sich die Analytiker aber eine Blindheit für Prozesse der Verdrängung ein, die hinter der Kooperationsleistung zu vermuten seien. In Billigs Argumentation, die sich an der Freud'schen Anthropologie orientiert, ist es sehr wahrscheinlich, dass Menschen weniger sozialverträgliche Impulse (wie beispielsweise den globalen Impuls zur Grobheit) aus ihrem kommunikativem Handeln verdrängen müssen, um zu kompetenten dialogischen Kooperatoren zu werden. Für diese Verdrängungsleistungen nimmt er an, dass sie sich im Grundsatz bereits in der Kindheit mit dem Spracherwerb und damit dem Erwerb der Gesprächsfähigkeit erlernen ließen: dass man manche Dinge sagt und andere Dinge nicht sagt oder dass man manche Dinge nur so und so sagen darf, nicht aber so und so, gehöre zu den Basislektionen linguistischer Sozialisation. Dennoch lasse sich die Verdrängung des Nichtsagbaren, weil sozial Unverträglichen, nicht zur Gänze routinisieren; auch erwachsene Sprecher müssten diese Verdrängung wieder und wieder leisten (vgl. Billig, 1997, S. 156).

Die Attraktivität des Billig'schen Konzepts liegt darin, dass ihr Autor sie nicht als theoretische Spekulation verstanden wissen will, sondern Vorschläge dazu macht, wie sie sich empirisch verbürgen lassen. Als ein für die Untersuchung dialogischer Verdrängungsprozesse besonders vielversprechendes Phänomen nennt er beispielsweise die sog. Selbstreparaturen (engl. *self-repairs*), die ein vielbeachteter Analysegegenstand der konversationsanalytischen Forschung sind (Billig, 1997, S. 148f.). Eine Selbstreparatur liegt gemäß konversationsanalytischer Terminologie immer dann vor, wenn ein Sprecher eine vollzogene oder begonnene Äußerung durch geeignete Markierungen zurücknimmt, um an ihre Stelle eine andere Äußerungsform zu setzen. Billig empfiehlt, diese Selbstreparaturen nicht nur, wie in der Konversationsanalyse üblich, im Hinblick auf ihren Beitrag zur Funktionalität der Interaktion zu untersuchen, was in der Regel dadurch geschieht, dass die Analyse auf die Funktion des linguistischen *Ersatzteils* fokussiert. Eine auf Verdrängungs-

prozesse gerichtete Untersuchung müsste vielmehr zeigen, auf welche Verdrängungen das *Ersetzte* hinweisen könnte. In seinen eigenen Arbeit hat Billig diese Richtung bisher nicht eingeschlagen, sondern seine Analyse dialogischer Verdrängungsprozesse vorwiegend an Freud'schen Fallgeschichten entwickelt (Billig, 1999). Kennzeichen der Analyse ist allerdings auch hier, ganz in der Tradition von Konversationsanalyse und diskursiver Psychologie, dass sie sich eng an die linguistischen Details der Texte anbindet.

Besonders relevant für den vorliegenden Beitrag ist Billigs Konzept einer dialogischen Verdrängung deshalb, weil der Autor eine These dazu entwickelt, wie das zunächst interaktiv-pragmatisch wirksame Gebot der Verdrängung den Weg zur intrapsychischen Verdrängung ebnet. Nach Billigs Vermutung könnte nämlich die Art und Weise, wie sozialunverträgliche Impulse aus zwischenmenschlichen Dialogen ferngehalten bzw. sozialverträglich verformt werden, das direkte Vorbild dafür abgeben, wie wir mit solchen Impulsen (Gedanken, Gefühlen, Absichten, Ansichten etc.) intrapsychisch-regulativ verfahren. Das hieße: Die in der psychoanalytischen Literatur beschriebenen Abwehrprozesse (»Abwehrmechanismen«) entstünden aus der Wendung interaktiv-pragmatischer Verdrängungstechniken nach innen. Wir lernen *zunächst*, wie unsere Gedanken, Gefühle, Anliegen, Ansichten etc. in unseren kommunikativen Handlungen verdrängt oder sozialverträglich verformt werden können; *danach* übernehmen wir diese Techniken für die intrapsychische Regulation.

Die spezifische Rolle, die der sprachlichen Praxis des Erzählens dabei zufällt, ist erst noch zu erhellen. Das Konzept der dialogischen Verdrängung ist bisher ohne spezifische Berücksichtigung unterschiedlicher Diskursformen entwickelt worden.

Erzählen als diskursive Praxis der Identitätskonstruktion

Einen anderen Weg zur Integration interaktiv-pragmatischer und intrapsychisch-regulativer Funktionen des Erzählens geht das Konzept der dilemmatischen Identitätskonstruktion, das Michael Bamberg in Zusammenarbeit mit anderen Forscherinnen und Forschern entwickelt hat (vgl. Bamberg, 2011, im Druck; Bamberg, De Fina & Schiffrin, 2011; Bamberg & Georgakopoulou, 2008). Der Ansatz ist methodisch der konversationsanalytischen Orientierung verwandt; im Unterschied dazu soll die methodische Ausrichtung hier aber für allgemeinere entwicklungspsychologische Fragestellungen fruchtbar gemacht werden. Ähnlich wie in der Konversationsanalyse steht auch in Bambergs Untersuchungen die konkrete Gestalt und

lokale Funktion von Gesprächs- bzw. Erzählpraktiken zunächst im Vordergrund. Performative Aspekte des Erzählens (welcher verbalen und paraverbalen Mittel bedienen sich Erzähler und Interaktanten?) und dessen pragmatische Funktion (was erreichen sie damit im Hier-und-Jetzt der Interaktion?) finden ebenso Berücksichtigung wie der semantische Gehalt des Erzählten (wovon wird erzählt?) und dessen Struktur (wie ist das Erzählte dramaturgisch komponiert?). Anders als weite Teile der Konversationsanalyse und der diskursiven Psychologie zielt Bambergs Ansatz jedoch über diese lokalen Zusammenhänge narrativer Formen und Funktionen hinaus. Die Schlüsselfrage lautet, welchen Beitrag die lokalen Praktiken des Erzählens für die übergeordnete Aufgabe der *Identitätskonstruktion* spielen. Mit »lokalen Praktiken« sind dabei nicht oder nicht in erster Linie ausladende autobiografische Narrative gemeint, wie sie etwa anlässlich von Forschungsinterviews geäußert werden. Besonderes Augenmerk finden vielmehr jene oft kurzen, oft ihrem Gehalt nach eher unauffälligen Erzählungen, die sich in zwischenmenschlicher Alltagskommunikation regelmäßig finden (engl. *small stories*; vgl. Bamberg & Georgakopoulou, 2008; Georgakopoulou, 2007).

Zur Analyse dieser diskursiven Prozesse der Identitätskonstruktion schlägt Bamberg die Unterscheidung so genannter Identitätsdilemmata vor. Diesem Konzept zufolge arbeiten Erzähler in mündlichen Alltagserzählungen nahezu immer (auch) daran, die eigene Identität dar- und herzustellen, wobei sich diese Konstruktion von Identität in der Interaktion mit den jeweiligen Gegenübern, mithin als soziale Konstruktion ereignet. Dabei navigieren Erzähler ihre Äusserungen, metaphorisch gesprochen, durch Spannungsfelder, die sich jeweils zwischen zwei Polen (*dilemmatic positions*) auf tun. Bamberg begrenzt die Anzahl solcher Spannungsfelder nicht, betont aber in verschiedenen Publikationen die besondere Dringlichkeit dreier Dilemmata: 1. Agentivität vs. Kontrolle (*agency vs. control*), 2. Gleichheit vs. Differenz (*sameness vs. difference*) und 3. Konstanz vs. Veränderung (*constancy vs. change*). Die These lautet: Indem Menschen durch Erzählen die eigene Identität konstruieren, müssen sie sich jeweils als mehr oder weniger selbst- vs. fremdbestimmt im Bezug auf das eigene Handeln positionieren (1. Dilemma), als ihren Mitmenschen (darunter den aktuellen Gesprächspartnern) mehr oder weniger ähnlich vs. unähnlich (2. Dilemma) und – im Bezug auf die diachrone Konstruktion einer Lebensgeschichte – als mehr oder weniger konstant vs. veränderlich in dem, wer sie sind und waren (3. Dilemma). Aufgabe der empirischen Analyse ist es, die konkreten sprachlichen Mittel auszumachen, durch die sich diese Navigation vollzieht. Die interaktive Situierung der Konstruktion (wie reagieren die Gesprächspartner aufeinander?) steht dabei im Fokus. Für die Praxis des Erzählens

charakteristisch ist das dritte der genannten Dilemmata. Während sich unterschiedliche Grade von Gleichheit vs. Differenz und wohl auch von Agentivität vs. Kontrolle in zahlreichen sprachlichen Genres konstruieren lassen, ist die Navigation zwischen lebensgeschichtlicher Konsistenz und Veränderung einzig im Medium der Erzählung möglich.

Entscheidend ist es, die auf diese Weise identifizierten Navigationsleistungen eines Erzählers nicht kognitivistisch als Hinweis auf dessen subjektiv *repräsentierte* Identität zu verkennen. Denn während der Begriff der Repräsentation suggeriert, dass Menschen über ein stabiles Selbstkonzept verfügen, das sie in sozialen Situationen gleichsam von innen (Kognition) nach außen (Kommunikation) zur Darstellung bringen, verweist das Konzept der dilemmatischen Identitätskonstruktion auf die Bidirektionalität und auf das stets Vorläufige dieser Prozesse. Intrapyschisch-regulativ ist die diskursive Konstruktion von Identität insofern, als Menschen über verschiedene Anlässe hinweg nach der Herstellung ihrer Identität und damit nach einer Selbstvergewisserung streben; interaktiv-pragmatisch situiert ist dabei jedes Mal die konkrete Praxis der Selbstdarstellung. Insofern lässt sich sagen: Menschen haben keine Identität, sondern sie praktizieren sie.

Jenseits des Repräsentationalen

Den in diesem Beitrag dargestellten Ansätzen der Erzählanalyse ist gemeinsam, dass sie die Praxis des Erzählens nicht auf die Funktion der Mitteilung von Erfahrung, genauer: der Mitteilung kognitiver Erfahrungsrepräsentationen beschränken. Insofern lassen sie sich allesamt als Beiträge zu einer Erweiterung und Bereicherung psychologischer Erzählanalyse verstehen. Von der Gesprächs- und Konversationsanalyse wie auch von der psychodynamisch orientierten Erzählanalyse JAKOB meinen wir gezeigt zu haben, dass sie dazu neigen, ihren Gegenstandsbereich auf ausschließlich *eine* Funktionsebene des Erzählens jenseits der referentiell-repräsentationalen Dimension einzugrenzen. Dagegen zielen das Konzept der dialogischen Verdrängung sowie das Konzept der dilemmatischen Identitätskonstruktion darauf ab, einen umfassenderen analytischen Zugang zu ermöglichen. Beide bauen dabei forschungsmethodisch auf Erkenntnissen und Prinzipien der Konversationsanalyse auf.

Psychologische Erzählanalytiker sind unbedingt darauf angewiesen, ihr repräsentationales Verständnis von Sprache durch einen pragmatischen Sprachbegriff zu erweitern; auch sind sie gut beraten, ihr forschungsmethodisches Ethos an den

Positivierungsvorsätzen der Konversations- und Gesprächsanalyse zumindest anzulehnen. Zu einer Auflösung der psychologischen Erzählanalyse im konversationsanalytischen Zugang zum Erzählen darf es dennoch nicht kommen. Denn der methodologische Purismus, der »strenge Empiriebegriff« (Deppermann, 2000, S. 97; vgl. oben) dieses Zugangs könnte auf psychologischem Terrain leicht zu einer neo-behavioristischen Verkürzung des Gegenstandsbereichs führen.

Literatur

- Atkinson, J. M. & Heritage, J. (Hrsg.). (1984). *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Atkinson, P. & Delamont, S. (2006). Rescuing narrative from qualitative research. *Narrative Inquiry*, 16 (1), 164–172.
- Austin, J. L. (1962). *How to Do Things With Words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bamberg, M. (2011). Narrative practice and identity navigation. In J. A. Holstein & J. F. Gubrium (Eds.), *Varieties of narrative analysis* (pp. 99–124). London: Sage Publications.
- Bamberg, M. (im Druck). Narrative analysis. In H. Cooper (Hrsg.), *APA handbook of research methods in psychology* (3 volumes). Washington: APA Press.
- Bamberg, M., De Fina, A., & Schiffrin, D. (2011). Discourse and identity construction. In S. Schwartz, K. Luyckx & V. Vignoles (Hrsg.), *Handbook of identity theory and research* (S. 177–199). Berlin: Springer.
- Bamberg, M., & Georgakopoulou, A. (2008). Small Stories as a New Perspective in Narrative and Identity Analysis. *Text & Talk*, 28 (3), 377–396.
- Billig, M. (1997). The dialogic unconscious: Psychoanalysis, discursive psychology and the nature of repression. *British Journal of Social Psychology*, 36, 139–159.
- Billig, M. (1999). *Freudian repression: Conversation creating the unconscious*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Boothe, B. (1994). *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Boothe, B. (2011). *Das Narrativ: Biografisches Erzählen im psychotherapeutischen Prozess*. Stuttgart: Schattauer.

- Boothe, B., Grimmer, B., Luder, M., Luif, V., Neukom, M. & Spiegel, U. (2002). *Manual der Erzählanalyse Jakob. Version 10/02. Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie, Nr. 51.* Zürich: Psychologisches Institut der Universität Zürich.
- Bruner, J. (1986). *Actual Minds, Possible Worlds.* Cambridge: Harvard University Press.
- Czarniawska, B. (2004). *Narratives in social science research. Introducing qualitative methods.* London: Sage.
- De Fina, A. (2009). Narratives in interview – The case of accounts. For an interactional approach to narrative genres. *Narrative Inquiry*, 19 (2), 233–258.
- Deppermann, A. (2000). Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. *Gesprächsfor-schung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 1, 96–124.
- Deppermann, A. (2008). *Gespräche analysieren: Eine Einführung* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Edwards, D. (1997). *Discourse and cognition.* London: Sage.
- Freud, S. (1999). Die Traumdeutung. In *Gesammelte Werke, Bd. 2/3*, (S. 1–642). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1900)
- Garfinkel, H. (1967). *Studies in Ethnomethodology.* Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Georgakopoulou, A. (2007). *Small stories, interaction and identities.* Amsterdam: Ben-jamins.
- Hausendorf, H. (2012). Wie erzählt man einen Traum? Fragmente einer Ethnometho-dologie der Traumkonversation. In R. Ayaß & C. Meyer (Hrsg.), *Wie erzählt man einen Traum? Fragmente einer Ethnomethodologie der Traumkonversation* (S. 643–660). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Jefferson, G. (1978). Sequential aspects of story telling in conversation. In J. N. Schenkein (Hrsg.), *Studies in the organization of conversational interaction* (S. 213–248). New York: Academic Press.
- Moerman, M. (1988). *Talking culture: Ethnography and conversation analysis.* Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Nygren, L. & Blom, B. (2001). The dark side of tellability. *Narrative Inquiry*, 15 (2), 323–343.
- Polkinghorne, D. E. (1988). *Narrative knowing and the human sciences.* Albany: State University of New York Press.
- Potter, J. (2010). Contemporary discursive psychology: Issues, prospects, and Corcoran's awkward ontology. *British Journal of Social Psychology*, 49, 657–678.
- Sacks, H. (1974). On the Analyzability of Stories by Children. In R. Turner (Hrsg.), *Ethnomethodology* (S. 216–232). Harmondsworth: Penguin.

- Sacks, H. (1992). *Lectures on Conversation, Volumes I and II. Edited by G. Jefferson with an Introduction by E. A. Schegloff*. Oxford: Blackwell.
- Sacks, H., Schegloff, E. A. & Jefferson, G. (1974). A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. *Language*, 50, 696–735.
- Sarbin, T. R. (Hrsg.). (1986). *Narrative psychology: The storied nature of human conduct*. New York: Praeger.
- Schegloff, E. A. (1992). In another context. In A. Duranti & C. Goodwin (Hrsg.), *Rethinking context: Language as an interactive phenomenon* (S. 191–228). Cambridge: Cambridge University Press.
- Schegloff, E. A. (1996). Discourse as an interactional achievement III: The omnirelevance of action. *Research on Language and Social Interaction*, 28 (3), 185–211.
- Schegloff, E. A. (1997). Whose text? Whose context? *Discourse & Society*, 8 (2), 165–187.
- Schwitalla, J. (1986). Jugendliche hetzen über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse. *Linguistische Berichte*, 149, 248–261.
- Searle, J. (1969). *Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Stokoe, E., & Edwards, D. (2006). Story formulations in talk-in-interaction. *Narrative Inquiry*, 16 (1), 56–65.
- ten Have, P. (im Druck). Ethnomethodology and conversation analysis. In H. Cooper (Hrsg.), *APA handbook of research methods in psychology* (3 volumes). Washington: APA Press.

Manuskript 3

Eine Erzählung, dreifach interpretiert: Ein diskursiv-psychologischer Beitrag zu Notwendigkeit und Möglichkeiten einer mehrdimensionalen Erzählanalyse

David Lätsch

Erscheinungsort: zur Publikation in einer Fachzeitschrift eingereicht (August 2013).

Abstract

Erzählen ist mehr als eine besondere Form der Rekonstruktion und Darstellung vergangener Wirklichkeit. Erzählend machen und gestalten Menschen Erfahrungen, und sie setzen Erzählungen zur Erreichung von Zielen in sozialen Interaktionen ein. Das klingt trivial, wird aber im Alltag psychologischer und sozialwissenschaftlicher Forschung oft übersehen. Der vorliegende Beitrag entwickelt zunächst eine theoretische Unterscheidung dreier Funktionen des Erzählens. Daraufhin wird die Erzählung eines pädosexuellen Straftäters mit zwei Methoden interpretiert, die Funktionen des Erzählens jenseits der Wirklichkeitsdarstellung beleuchten: einmal psychodynamisch, einmal gesprächsanalytisch. Die Kontrastierung dieser Methoden soll den Weg zu einer psychologischen Erzählanalyse weisen, die der Multifunktionalität des Erzählens gerecht wird. Dazu wird im letzten Abschnitt eine dritte Interpretation desselben Narrativs vorgelegt, die eine solche Bündelung versucht.

Einführung

Eng verknüpft mit der Bewegung qualitativer Forschung in den Sozialwissenschaften ist das Interesse am Erzählerischen, an jener spezifischen Form der Wirklichkeitsdarstellung, die Ereignisse im Leben von Menschen nicht nur zeitlich, sondern auch kausal und intentional aufeinander bezieht (Bruner, 1986; Polkinghorne, 1988; Sarbin, 1986). In ihrer Arbeit mit Erzählungen lassen sich viele Sozialwissenschaftler von der Annahme leiten, dass diese Erzählungen eine Art Fenster in die Subjek-

tivität der Erzählenden sind: Man traut letzteren zu, dass sie ihr subjektives Erleben erkennbar zur Darstellung zu bringen vermögen; aus diesen Darstellungen rekonstruiert der Forscher, die Forscherin sodann dasjenige Stück subjektiver Wirklichkeit, für das er oder sie sich besonders interessiert.

Problematisch an dieser Annahme ist, dass sie den sozialen Entstehungskontext von Erzählungen ausblendet. Wer etwas erzählt, will in aller Regel nicht (nur) ein Stück Wirklichkeit, beispielsweise sein eigenes Erleben oder Erinnern, möglichst wahrheitsgetreu zum Ausdruck bringen. Sondern er reguliert (zugleich) das Verhältnis zu seinem Gegenüber, dem Empfänger der Erzählung. Diesen will er überzeugen, beeindrucken, betroffen machen, bestätigen, verärgern, provozieren, verblüffen, zu einer bestimmten Handlung veranlassen oder anderes mehr. Erzählungen sind *soziale Handlungen* wie andere Sprechakte auch, und dieser soziale Handlungscharakter ist nicht auch dann nicht aufgehoben, wenn einer, wie es in vielen Forschungskontexten der Fall ist, seine Geschichte einer ihm fremden Person erzählt, die er im Leben nie gesehen hat und nicht wiedersehen wird.

Neben der referentiellen Funktion des Erzählens (Wiedergabe subjektiver Repräsentation von Realität) ist also eine interaktiv-pragmatische Funktion (Regulierung des Verhältnisses zum Interaktanten) zu veranschlagen. Und beides, so muss man annehmen, greift ineinander über. Das heißt: Die Darstellung subjektiver Wirklichkeit ist beeinflusst davon, was ein Erzähler in sozialer Interaktion mit seiner Erzählung *tun* möchte, so wie umgekehrt das, was ein Erzähler in sozialer Interaktion *tun kann*, üblicherweise zurückgebunden ist an seine subjektive Repräsentation der Realität. Wer dasselbe Erlebnis einmal vor seiner Freundin und ein anderes mal vor seinem Chef erzählt, wird nicht zweimal dieselbe Erzählung hervorbringen, er wird sowohl das Was als auch das Wie jeweils *adressaten- und interaktions-spezifisch* gestalten, aber er wird in der Regel doch nicht zwei freie Erfindungen produzieren, die von jeder subjektiven Repräsentation vergangener Ereignisse und Erlebnisse losgelöst sind. Für die Analyse von Erzählungen bedeutet diese Verschränkung, dass man Erzählungen misszuverstehen droht, wenn man lediglich *eine* ihrer Funktionen zur Kenntnis nimmt. Wer die Erzählung vor dem Chef so analysiert, als drücke sich darin die Subjektivität des Erzählers und dessen Sicht auf die erzählerisch reinszenierten Ereignisse *schlechthin* aus, geht in die Irre. Für einen beträchtlichen Teil psychologischer und wohl überhaupt sozialwissenschaftlicher Erzählforschung gilt aber genau das: Mit ihrer *inhaltsanalytischen* Orientierung verengt sie den Blick auf die referentiell-repräsentationale Funktion des Erzählens und lässt den sozialen Handlungscharakter außer acht (für ein analoges

Urteil vgl. Atkinson & Delamont, 2006; Nygren & Blom, 2001; Stokoe & Edwards, 2006).

Die Lage ist indessen noch um eine Spur komplizierter. Denn neben der referentiellen und der interaktiv-pragmatischen Funktion kann man Erzählungen mit guten Gründen eine weitere, eine dritte Funktion zuschreiben: diejenige der intrapsychischen Regulation. Im Akt des Erzählens teilen wir Erfahrung einerseits mit und setzen diese Darstellung interaktiv ein, aber wir verarbeiten und gestalten die Erfahrung andererseits auch vor uns selbst, für uns, im Hinblick auf ihre Bedeutung für unser Leben (Boothe, 2011; Brockmeier, 2012). *Ein* Aspekt dieser intrapsychisch-regulativen Funktion tritt im Begriff und Phänomen der Identität hervor: Erzählend stellen wir unsere Identität nicht nur einem Hörer gegenüber (situationsoportun) dar, sondern wir stellen diese Identität zugleich her, und zwar eben nicht nur als interaktiv orientierte Aufzeigeleistung nach außen, sondern zugleich als intrapsychisch-regulativ orientierte Leistung gleichsam nach innen (vgl. Lucius-Hoene & Deppermann, 2004).

Eine ambitionierte psychologische Erzählanalyse müsste den Blick auf diese drei funktionalen Dimensionen des Erzählens (die referentielle, die interaktiv-pragmatische und die intrapsychisch-regulative) bündeln. Aber wie könnte das gehen? Im vorliegenden Beitrag wird der Versuch unternommen, einen solchen Weg exemplarisch zu skizzieren. Dazu werden zunächst zwei Methoden der Erzählanalyse vorgestellt, die jeweils eine der genannten Funktionen jenseits des Referentiellen in den Vordergrund rücken. Das eine Verfahren, die psychoanalytisch orientierte »Erzählanalyse JAKOB«, macht die intrapsychisch-regulative Funktion des Erzählens zugänglich; das andere, die Methode der Gesprächsanalyse, leistet dasselbe im Hinblick auf die interaktiv-pragmatische Ebene. Beide Methoden werden in diesem Beitrag nicht theoretisch eingeführt, sondern vorgeführt, und zwar durch exemplarische Interpretationen desselben Datenmaterials, einer mündlichen Erzählung. Nach diesen exemplarischen Analysen kommen die Vor- und Nachteile beider Methoden im Hinblick auf das skizzierte Vorhaben einer mehrdimensionalen psychologischen Erzählanalyse zur Darstellung. Daran schließt sich eine dritte Analyse derselben Erzählung an, die nun in exemplarischer Form mehrere Funktionen des Erzählens in deren Zusammenspiel berücksichtigt.

Interpretation nach der Erzählanalyse JAKOB

Bei der folgenden Erzählung handelt es sich um eine Sequenz aus einem Forschungsinterview. Der Gesprächspartner der Interviewerin war zur Zeit des Interviews Insasse einer Strafanstalt, wo er eine mehrjährige Haftstrafe verbüßte. Zu dieser Haftstrafe war der Mann verurteilt worden, weil er an mehreren Kindern im Alter von 1 bis 8 Jahren sexuelle Handlungen begangen hatte. Das Interview entstand im Kontext eines Forschungsprojekts, bei dem es in der Hauptsache darum ging, Kindheitserzählungen von pädosexuellen Straftätern zu untersuchen. Dazu wurden die befragten Männer jeweils gebeten, in freier Form und ohne vorgegebene thematische Orientierung Erlebnisse aus ihrer Kindheit zu erzählen. Das Interview wurde in der Haftanstalt von einer Psychologiestudentin geführt, es dauerte etwas mehr als eine Stunde.

Die Erzählung wird im Folgenden so wiedergegeben, wie Giossi (2008, S. 197) sie im Rahmen ihrer Forschungsarbeit dokumentiert hat. Die Äußerungen des Erzählers sind (wo sie vollständige Sätze bilden) in Segmenten der Struktur Subjekt-Prädikat-Objekt gegliedert, die Gesprächsbeiträge der Interviewerin sind nicht berücksichtigt.

#1 Erzählung Tötung der Katze

1 ja einmal habe ich einen Scheissdreck gemacht
2 da habe ich
3 habe ich Katzen eingesperrt
4 habe ich einfach eine Katze um die andere ... gepackt und in eine Röhre
 hinein
5 wo mir auch über den Weg gelaufen ist
6 und dann einen Stein drauf
7 hat so Betonröhren gehabt beim Nachbar
8 und dann habe ich dort einen Stein draufgetan und habe sie eingesperrt
9 und dann ähh ist der Bruder dazu gekommen und hat sie wieder frei
 gelassen
10 oder
11 und ich bin irgendwie wütend (hässig) geworden
12 und dann habe ich eine Katze geschnappt und habe sie zu Tode gequält
13 ja
14 hat ähhh
15 was habe ich dort
16 mit dem Teppichklopfer habe ich auf den Ranzen bekommen
17 wo es rausgekommen ist
18 mehr habe ich nicht bekommen als Strafe

Giossi greift in ihrer Analyse der Erzählung auf die »Erzählanalyse JAKOB« zurück, eine Methode, die sich eng auf psychoanalytische Theorie bezieht und auf die

interpretative Erschließung einer Dynamik unbewusster Wünsche, Ängste und Abwehrmechanismen im Intrapyschischen des Erzählers zielt (eine ausführliche Beschreibung findet sich bei Boothe et al., 2002; eine kurze Übersicht bei Lätsch & Bamberg, im Druck). Leitend für die Methode ist die Annahme, dass Erzählende die Dynamik ihrer unbewussten Konflikte wie in einem Bühnenraum als Bewegung zwischen Wünschen, Ängsten und Abwehrmechanismen inszenieren. Gemäß dieser Auffassung drücken Erzählungen Unbewusstes nicht nur aus, sondern regulieren oder »modellieren« es: sie verwirklichen im Modus der sprachlichen Evokation die Erfüllung von Wünschen und bannen Ängste durch die Reorganisation des Erlebten im Hier-und-Jetzt. Zentral für das Verfahren ist ferner die Untersuchung der Erzähldynamik, die den Verlauf des erzählten Geschehens vor dem Spiegel erwartbarer Ausgänge nachzeichnet und dabei zwischen Startdynamik (»wie geht es los?«), Entwicklungsdynamik (»wie entwickelt sich die Handlung?«) und Ergebnisformulierung (»wie geht es aus?«) unterscheidet. Darauf folgt die Analyse der Konfliktdynamik, die das Zusammenspiel unbewusster Wünsche und Ängste unter Vermittlung von Abwehrmechanismen beleuchtet. Die identifizierten Wünsche und Ängste werden dabei prototypischen Wunsch- und Angstthemen zugeordnet, deren Zahl auf jeweils zehn begrenzt ist.

In ihrer Untersuchung der Erzählung beschäftigt sich Giossi (2008) zunächst mit der Erzähldynamik und liest hier aus den grammatikalischen Subjektpositionen ab, dass das erzählte Ich die Handlungsinitiative zu Beginn der Erzählung innehat, sie sodann an einen anderen Protagonisten (den Bruder) verliert und sie am Ende wiedergewinnt. Ferner arbeitet sie heraus, dass sich das erzählte Ich im Dort-und-Damals des Erzählten als zugleich *dominant* (gegenüber den Katzen und dem Bruder; Segmente 4, 8, 11 und 12) und als *abhängig* (gegenüber der Beurteilungs- und Sanktionsmacht einer bestrafenden Instanz; Segmente 16–17) positioniert. Die Interpretation der Startdynamik (Segmente 1 und 3) führt Giossi zur Formulierung einer bestmöglichen sowie einer schlechtestmöglichen Ausgangserwartung (Soll und Anti-Soll):

- | | |
|------------|---|
| Soll: | Ich kann mich destruktiv verhalten und über andere Objekte verfügen, ohne mit negativen Konsequenzen rechnen zu müssen. |
| Anti-Soll: | Destruktives Verhalten meinerseits hat negative Konsequenzen und andere Objekte verfügen über mich. |

Die Entwicklungsdynamik der Erzählung (Segmente 9, 11–12) wird in der Folge daraufhin untersucht, wie sie zwischen den Polen von Soll und Anti-Soll navigiert.

Giossi stellt fest: »Das brutale Ausagieren der Wut ist die Antwort des erzählten Ich auf die durch den Bruder erfahrene und missbilligte Verfügung über seine Person; also eine aktive Unterbindung einer kompletten Erfüllung des Anti-Soll« (Giossi, 2008, S. 200). Trotz dieses Versuchs der Unterbindung komme es in der Ergebnisformulierung zur Erfüllung des Anti-Soll: »Die schreckliche Tat des erzählten Ich kommt ans Licht [...] und das erzählte Ich wird für sein sadistisch-destruktives Verhalten mit Prügel bestraft« (ebd.). Das tatsächliche Ergebnis der Erzählung (»Sein«) und die als schlechtestmöglich antizipierte Folgeerwartung fallen zusammen.

Aus dieser Analyse der Erzähldynamik erschließt Giossi nun die dem Erzähler selbst im psychoanalytischen Sinn unbewussten Wunsch- und Angstthemen der Erzählung. Als Wunschthema findet sie den prototypischen *Wunsch nach Objektverfügung*: »Ich kontrolliere lustvoll die Welt der Objekte und/oder mich selbst und verfüge nach Bedarf über sie«. Als Angstthemen werden die *Angst vor Fremdverfügung* (»Ich bin hilflos der Kontrolle und Steuerung durch mächtige Objekte ausgesetzt«) und die *Angst vor Verstoßung* (»Die Eltern ignorieren mich, ich bin für sie ohne Bedeutung und finde keinerlei Beachtung, gleichgültig, was ich tue«) ermittelt.

Als Formen der unbewusst-psychischen Abwehr sieht Giossi (2008, S. 203f.) zum einen die Mechanismen des Agierens und der Verschiebung am Werk: Das erzählte Ich agiere die Wut gegen den Bruder (Segmente 11) aus, indem es sie von ihrem eigentlichen Objekt, eben dem Bruder, auf die Katze hin verschiebe (Segment 12); durch diese Vorgänge könne es die Angst vor Fremdverfügung bannen. Zum anderen erschließt sie den Abwehrmechanismus der Vermeidung: Die Angst vor der Verstoßung durch die Eltern halte der Erzähler dadurch in Schach, dass er die Verantwortung für das die elterliche Sanktion auslösende Fehlverhalten implizit dem intervenierenden Bruder zuschreibe (Segmente 9 und 11) und dadurch die volle Einsicht in die eigene Verantwortung vermeide. Ferner sei die Tatsache, dass die Eltern als Bestrafungsinstanz nicht namentlich genannt werden (Segmente 15–18), ebenfalls ein Ausdruck der Vermeidung und damit des kontrollierenden Umgangs mit der Angst vor Verstoßung. Durch die Kontrolle der Ängste wiederum werde die ungehemmte Verwirklichung der Lust an der sadistischen Verfügung über die Katzen möglich. Die Erfüllung von Wünschen und das In-Schach-Halten von Ängsten spielten einander durch die Vermittlung unbewusst-psychischer Abwehrmechanismen in die Hände.

Mit diesem Fazit ist Giossis psychodynamische Analyse der Erzählung abgeschlossen. Wichtig im vorliegenden Zusammenhang ist der Umstand, dass sich die Ana-

lyse der Forscherin nicht auf die referentielle Dimension der Erzählung bezieht. Eine inhaltsanalytische Auswertung des Narrativs könnte beispielsweise festgehalten haben, dass der pädosexuelle Erzähler in seiner Kindheit Katzen gequält hat, dass er einen Konflikt mit dem Bruder hatte und dass sein Fehlverhalten von den Eltern kaum bestraft worden ist. Beides ließe sich dann in Beziehung setzen zu Kindheitserzählungen anderer Pädosexueller, mit dem Ergebnis beispielsweise, dass die Prävalenz von Tierquälerei, Geschwisterkonflikten und *laisser-faire*-Erziehung in der Biografie pädosexueller Männer auffällig hoch (oder im Gegenteil unauffällig) sei. (Für ein solches Vorgehen der Datenanalyse an ähnlichem Material vgl. Bundschuh, 2001). Worauf es Giossi und der von ihr eingesetzten Erzählanalyse JAKOB ankommt, ist offenkundig etwas anderes: nämlich die Art und Weise, wie der Erzähler durch den sprachlichen Akt des Erzählens das Zusammenspiel psychischer Größen (Wünsche, Ängste, Abwehr) orchestriert oder eben reguliert, und zwar mit dem Ziel (wie man wohl hinzusetzen darf) eines intrapsychischen Gleichgewichts, eines Zustands der Homöostase (vgl. Freud, 1920/1999).

Gesprächsanalytische Interpretation

Anders in der Gesprächsanalyse. Die unter der Bezeichnung Konversationsanalyse in der Soziologie entwickelte und von der Linguistik aufgegriffene Methode gilt nicht der sprachlichen Form des Erzählens im Besonderen, sondern Formen des Gesprächs allgemein (Deppermann, 2008; Sacks, 1992; ten Have, 2012). Gesprächsanalytiker interessieren sich, grob gesprochen, für zwei Gegenstände: die linguistischen Formen, deren sich Sprecher in Gesprächen bedienen, und die Funktionen, die diese Formen im Hinblick auf die Organisation sozialer Interaktion erfüllen. In der Frühzeit der Konversationsanalyse standen zunächst solche sprachlichen Organisationsprinzipien im Zentrum, die für jedwede Form verbaler Interaktion bedeutsam sind (z. B. Sacks, 1992; Sacks, Schegloff & Jefferson, 1974; Schegloff, Jefferson & Sacks, 1977; Schegloff & Sacks, 1973), das Interesse der Forscherinnen und Forscher hat sich aber bald – häufig in Verbindung mit ethnografischen Methoden (vgl. Deppermann, 2000; Schwitalla, 1986; Moerman, 1988) – auch auf spezifischere Kontexte und Settings ausgedehnt. Kennzeichnend für die Gesprächsanalyse ist ein methodologisches Ethos, das den Ausweis von Erkenntnissen eng an den manifesten Daten fordert, sowie die Ausrichtung der Analyse auf interaktiv-pragmatische Phänomene des Gesprächs, die sich direkt aus so genannten wechselseitigen Aufzeigeleistungen der Sprecher bzw. Interaktanten re-

konstruieren lassen. Zuschreibungen psychologischer Konstrukte wie Gedanken, Gefühle oder Absichten an die Sprecher müssen durch solche Aufzeigeleistungen belegt werden; wo das nicht möglich ist, wird die Zuschreibung kritisch betrachtet (vgl. Heritage, 1990/1991). Die Praxis des Erzählens als eine besondere Form der interaktiv situierten Rede haben Gesprächsanalytiker immer wieder untersucht. Häufige Themen sind etwa die sequenzielle Positionierung von Erzählungen innerhalb von Gesprächen (Edwards, 1997, Ryave, 1978) unter besonderer Berücksichtigung der Abwicklung von Erzählanfängen und -beendigungen (Jefferson, 1978), die Frage, zu welchen interaktiv-pragmatischen Zwecken Erzählungen in unterschiedlichen Settings eingesetzt werden (Edwards, 2005; Jefferson, Sacks & Schegloff, 1987; Watson, 1990), die Besonderheiten spezifischer narrativer Genres, z. B. der Traumerzählung (Hausendorf, 2012), Formen des Redens *über* Erzählen in Alltagsgesprächen (Edwards & Stokoe, 2006) oder auch Gestalten und Funktionen von Erzählungen in Forschungsinterviews (De Fina, 2009).

In den nächsten Abschnitten wird nun exemplarisch eine gesprächsanalytische Interpretation desselben Narrativs vorgelegt, das oben Gegenstand von Giossis (2008) Analyse war. Das folgende Transkript bezieht sich von Zeile 7 bis 28 auf exakt denselben Gesprächsausschnitt wie das oben abgedruckte Transkript. Die Zeilen 1 bis 6 geben das unmittelbar vorausgehende Gesprächsgeschehen wieder, die Zeilen 29 bis 39 enthalten eine Coda, die von Giossi (2008) nicht berücksichtigt werden konnte, weil sie nicht im engeren Sinn zur Erzählung gehört. Anders als oben ist in der folgenden Transkription der schweizerdeutsche Dialekt der Sprecher abgebildet worden, die Äußerungen sind also nicht ins Schriftdeutsche übersetzt.

#2 Gesprächssequenz Tötung der Katze, 15:15-17:07

I: Interviewerin; E: Befragter (Erzähler)

001 I: ähhm: (.) dörfn=i- gan nomol zruck zur chindhait chönnt sie mir
002 äifach no bitz so verzällä was sie so
003 (0.4)
004 E: won=i erläbt ha?=
005 I: =ja
006 (0.2)
007 E: jo:: äimal han=i än schiessdräck gmacht
008 I: oka::y?
009 E: da han=i (0.8) han=i cha:tze (.) i:gschpert (0.6) han=i äifach
010 äi chatz um di ander wo mer über dä wäg gloffe isch (0.3) packt
011 und ine röhre iä und=n stäi druf (0.2) hät ä so betonröhre gha
012 (.) bim nochber (.)
013 I: mhm
014 E: und dänn han=i döt än stäi druf ta und ha sie igschpe:rt (0.3)
015 und dänn äh:: (0.2) isch dä brüeder dazuä chfo (.) und häts

016 widder fraillo: oder.
 017 I: mhm
 018 E: und ich bi irgändwiä:: hässig worde °und dänn han i äi° chatz
 019 gschnappät und (0.2) ha sie z'tod quä:lt
 020 I: °uiui°
 021 E: jo.
 022 (0.3)
 023 E: hätt äh:: (0.8) wa han=i det mit äm (.) teppichchlopfer han=i uf
 024 dä ranzä übercho=wos u:s:cho isch (0.2) me han=i nid (0.2)
 025 ü[ber]
 026 I: [mhm]
 027 E: cho als schtro:f oder
 028 I: ((mit trauriger Stimme)) mhm
 029 E: .hh >aber ich< frog mich warum das i da gmacht ha (.) irgendwiä:
 030 bin i (.) hässig gsi jo irgendwiä (.) ischs ned nach mim grind
 031 ggange und (0.2) ä chatz hät müse li:de drunder oder.
 032 I: ((mit trauriger Stimme)) °mhm°
 033 E: JÄ da isch: (.) ä ddummi gschicht.
 034 I: ((mit trauriger Stimme)) °mhm°
 035 E: as[o i-]
 036 I: [tru:]rig
 037 E: ja äs isch irgendwiä: (.) döt han=i s gfü:l gha döt bin ich
 038 irgendwiä: (.) näb dä schuä gsi (0.2) irgendwiä hät öppis döt
 039 nid gschtummä. (.) und dä bin i irgendwiä nid zfride gsi mit äm
 040 läbä und allem (.) und ha äifach mini aggressionä losworde oder.

Wie zu sehen ist, enthält das gesprächsanalytische Transkript auch die Gesprächsbeiträge der Interviewerin, die in der psychodynamisch orientierten Analyse keine Rolle gespielt hatten. Ferner fallen eine Reihe von Transkriptionsszeichen auf, die phonetische und prosodische Merkmale des Gesprächs abbilden. Die Bedeutung dieser Zeichen wird im Folgenden dort, wo sie für die Analyse relevant sind, erläutert (für eine vollständige Erläuterung s. Jefferson, 2004).

Das gesprächsanalytische Transkript vermittelt, in welchen engeren kommunikativen Rahmen die Erzählung eingebettet ist: Der Erzähler antwortet damit auf eine explizite Erzählaufforderung durch die Interviewerin. Die Erzählung fängt mit einer Präsequenz (Schegloff, 1980; Terasaki, 1976) an. Die Interviewerin beginnt in Zeile 1 mit der Äußerung *dörfn=i-*, was sich wie der Beginn einer Frage (*darf ich?*) anhört, nimmt dann aber eine Selbstkorrektur (Schegloff et al., 1977) vor und fährt im Indikativ fort: *i gang nomol zruck zur chindhait* (=ich gehe noch einmal zurück zur Kindheit). Erst darauf folgt nun in den Zeilen 1 und 2 die in pragmatischer Hinsicht eine Aufforderung herstellende Frage: *chönnt sie mir äifach no bitz verzälla was sie so* (=können Sie mir einfach noch ein bisschen erzählen, was Sie so). Diese Frage bleibt unvollständig, man kann vermuten: weil der Interviewerin nicht gleich das richtige Prädikat für den Relativsatz einfällt. Die entstehende Pause (sie dauert vier Zehntelsekunden) nutzt der Befragte, um das fehlende Verb selbst beizusteuern, indem er es in einen Fragesatz einbettet: *woni erläbt ha?* (=was ich erlebt habe?).

Damit charakterisiert also der Erzähler selbst das, was nun nach der kurzen Bestätigung durch die Interviewerin in Zeile 5 folgt, als Wiedergabe eines Erlebnisses – und nicht etwa, wie es ebenfalls denkbar gewesen wäre, als Handlung (vgl. Luhmann, 1978).¹

Auf die Präsequenz folgt der Einstieg in die Erzählung. Diesen Einstieg vollzieht der Erzähler in Zeile 7 mit einer – was für mündliche Narrative nicht ungewöhnlich ist – Bewertung (Evaluation), die sich auf die gesamte zu erzählende Episode zu beziehen scheint. Darin charakterisiert er nun das zu erzählende Geschehen nicht nur stark negativ (*schliessdrück*; Z. 7), sondern zugleich als seine eigene Handlung (er selbst ist, der es *gmacht* hat; Z. 7). Mit dem Adverb *äimal* (=einmal; Z. 7), das auffällig stark auf der ersten Silbe betont wird (=einmal), kann man als Hörer ebenso die zeitliche Entfernung des Geschehens (»es war einmal«) wie die Einmaligkeit des Geschehens (»es fiel nur einmal vor«) verbinden.

Durch den Gesprächsausschnitt selbst sind diese letztgenannten Assoziationen (im Sinn von sichtbaren Orientierungen der Interaktanten selbst) nicht zu belegen. Wohl aber wird deutlich, dass sich die Interviewerin nach der evaluativen Erzählankündigung ihres Gesprächspartners auf eine erzählerische Produktion einstellt. Das Rederecht bzw. Erzählrecht weist sie ihm explizit durch die Äußerung *oka::y?* zu (Z. 8). Die Intonation dieses Hörersignals (fragend, durch steigenden Tonhöhenverlauf) lässt darauf schließen, dass es sich um eine Bekräftigung *unter Vorbehalt* handelt: Die Interviewerin scheint zu signalisieren, dass sie dem Gegenüber zwar zuzuhören bereit ist, sich aber zugleich darauf vorbereitet, gegen das Gehörte (innerlich) Widerspruch einzulegen oder wegzuhören. Das wiederum könnte sich auf subtile Weise darauf auswirken, wie der Sprecher die angekündigte Episode präsentieren wird.

Indizien, die diese These stützen, finden sich. In den Zeilen 9 bis 19 erzählt der Sprecher den narrativen Kern seines »Erlebnisses«. Auffällig ist, dass der Erzähler dort, wo er sich dem dramatischen Höhepunkt (und moralischen Tiefpunkt?) seiner Erzählung annähert, die Lautstärke etwas zurücknimmt. Das geschieht in Zeile 18 in der Einleitung desjenigen Satzes (*und dänn han i äi°*; die Gradzeichen zeigen reduzierte Lautstärke an), der dann mit wenigen Worten ausführt, dass das erzählte Ich die Katze geschnappt (*gschnappät*; Z. 19) und zu Tode gequält (Z. 19) habe. Durch die verringerte Lautstärke scheint der Erzähler anzuzeigen, dass es sich beim Erzählten um etwas handle, »was man nicht laut sagen darf«, also um eine moralisch problematisierungswürdige Handlung. Insofern scheint sich hier auf

¹ Diese alternative Formulierung hätte sich beispielsweise durch den Fragesatz *won i gmacht ha?* (=was ich gemacht habe?) realisieren lassen.

subtile Weise und auf der Ebene des Performativen die Evaluation aus Zeile 7 (*schiessdräck*) fortzusetzen. Zugleich lässt sich in der performativen Modellierung wie auch im Umstand, dass der Erzähler den Tötungsakt selbst auf äußerst knappe Weise berichtet (durch die summarische Formulierung *ha sie z'tod quä:lt*; Z. 19), eine Reaktion auf das vorangegangene Vorbehaltssignal (*oka::y?*; Z. 8) der Interviewerin sehen. Das heißt: Durch die Lautstärkereduktion gibt der Erzähler möglicherweise zu verstehen, dass er für die moralische Kritikwürdigkeit seiner Tat durchaus empfindlich ist; die knappe, wenig anschauliche Berichterstattung über den Tötungsakt lässt sich so interpretieren, dass dadurch die zuvor signalisierte Sensibilität der Interviewerin geschont werden soll.

Für diese Lesart könnte sprechen, dass die Interviewerin selbst die evaluative Modellierung ihres Gesprächspartners durch ihren nächsten Gesprächsschritt in Zeile 20 mit der Symptominterjektion *°uiui°* aufnimmt. Auch dieses *°uiui°* ist, in auffälliger Korrespondenz zum vorangegangenen Gesprächsbeitrag des Erzählers, leise gesprochen. Wir können als außenstehende Analytiker nicht entscheiden, ob die Interviewerin durch ihr *°uiui°* einen eigenen Gefühlszustand (z. B. Betroffenheit) ausdrückt, der erst indirekt auf eine negative Wertung des Erzählten verweist, oder ob sie die Interjektion gleichsam direkt als pragmatisches Mittel der Bewertung einsetzt. Klar wird, dass der Erzähler auf die Bewertungsdimension reagiert, denn er antwortet auf die Interjektion, als handle es sich um eine Feststellung, mit einem Ja (*jo*; Z. 21).

Explizit wird diese Orientierung auf die Bewertungsdimension im nächsten Gesprächsschritt des Erzählers weiter entfaltet (Zeilen 23–25 und 27). Bemerkenswert daran ist der indirekte Bezug: Der Erzähler bewertet sein eigenes Handeln nicht direkt, sondern mittelbar durch die Bewertung der Bewertung, die dieses Handeln durch eine nicht namentlich genannte Bestrafungsinstanz findet:

023 E: hätt äh:: (0.8) wa han=i det mit äm (.) *t*eppichchlopfer han=i uf
 024 dä ranzä übercho=wos *u:s:cho* isch (0.2) me han=i nid (0.2)
 025 ü[ber]
 026 I: [mhm]
 027 E: cho als schtro:f oder

Die Sequenz beginnt damit, dass der Erzähler seine Unsicherheit im Bezug auf die eigene Erinnerung anzeigt, und zwar durch zwei verschiedene Mittel: erstens durch das gedehnte Verzögerungssignal *äh::* (Z. 23), gefolgt von einer fast einsekündigen Pause; zweitens durch eine rhetorisch an sich selbst gerichtete (unvollständig bleibende) Frage (*wa hani det mit äm / »was habe ich dort mit dem«*; Z. 23). Beides scheint einen Gedächtnissuchprozess anzudeuten. Deren Verwendung

durch den Erzähler lässt sich wie folgt verstehen: Diesem komme es darauf an, klar zu machen, dass der genaue Inhalt der damaligen Bestrafung ihm nicht sogleich einfällt, was wiederum darauf verweist, dass es keine harte Strafe gewesen sein kann; denn harte Strafen sind ja darauf angelegt, dass der Bestrafte sie nicht mehr vergisst. Dieses Verständnis wird durch die nachfolgende Äußerung des Erzählers gestützt: *me hani nid übercho als schtro:f oder* (»mehr habe ich nicht bekommen als Strafe oder«; Z. 24–25 und 27)². Die Interviewerin deutet an dieser Stelle durch das überlappende Hörersignal *mhm* (Z. 26) an, dass sie den Sinn des zu vervollständigenden Satzes bereits ahnt, bevor der Sprecher dazu gekommen ist, ihn auszuformulieren.

In den Zeilen 30–40 folgt die erwähnte Coda, an der aus gesprächsanalytischer Sicht wiederum die interaktive Konstruktionsleistung auffällt: Die beiden Sprecher etablieren gemeinsam, durch ineinandergreifende semantische und performative Mittel, eine Bewertung des Geschehens, das dieses als bedauerlich (Z. 32: »eine dumme Geschichte«) und traurig (Z. 35) darstellt.

Die hier exemplarisch entwickelte gesprächsanalytische Interpretation muss an dieser Stelle enden, obwohl eine eingehende Analyse natürlich eine Reihe weiterer Phänomene zu erhellen hätte. Trotz der Unvollständigkeit ist ein kleines Fazit möglich: Deutlich wurde, dass die Interviewerin durch Hörersignale (Z. 13, 17, 25) sowie durch eine evaluative Interjektion (Z. 20) aktiv auf die Entwicklung der Erzählung und ihre Bewertung Einfluss nimmt. Der Erzähler modelliert seine Produktion spezifisch für seine Hörerin und Interaktantin. Als wahrscheinlich erkennbar wurde das namentlich in der Lautstärkeregulation oder der Detaillierung der erzählten Ereignisse.

Ansätze einer mehrdimensionalen Erzählanalyse?

Die beiden exemplarischen Analysen verdeutlichen, dass man Erzählungen bzw. narrative Sequenzen in Gesprächen gehaltvoll untersuchen kann, ohne sich eindimensional darauf zu beschränken, das Erzählte als mehr oder weniger akkurate Wiedergabe biografischer Ereignisse oder subjektiver Erlebensweisen und Bewertungen zu begreifen. In der psychodynamischen Erzählanalyse wurde über diese Dimension hinaus das erschlossen, was *im* Erzähler sich vollzieht, während er er-

² Auch an dieser Äußerung ist ein indirekter Zug zu bemerken: Der Sprecher sagt ja nicht explizit, dass er zuwenig bestraft worden sei (Aussage A), sondern nur, dass er nicht stärker bestraft worden sei (Aussage B). A muss aus B erschlossen werden.

zählt. Die gesprächsanalytische Interpretation hat aufgezeigt, dass die Formen und Inhalte der Erzählung eingelassen sind in eine soziale Interaktion, bei der es immer auch um Selbstdarstellung, um Eindrucksmanagement (Goffman, 1959), um den Umgang mit wechselseitigen Erwartungen und die Beeinflussung der Wahrnehmung und der Reaktionsweisen des Anderen geht.

Dabei fällt auf, dass die beiden Methoden in unterschiedlichem Ausmaß von einer Lizenz zur Deutung Gebrauch machen. In der psychodynamischen Erzählanalyse wurden Annahmen über die psychische Innenwelt des Erzählers getroffen, die zwar methodisch angeleitet, aber dennoch unausweichlich spekulativ sind. Dass der Erzähler in der Entwicklung seines Narrativs vor der Hörerin tatsächlich unbewusste Wünsche realisiert und Ängste bannt, das wird einem mehr oder weniger plausibel erscheinen je nach dem, ob man die hinter der Interpretation stehenden psychoanalytischen Annahmen über die Konflikthaftigkeit des Unbewussten und die Kompromisshaftigkeit seines Ausdrucks überzeugend findet. Man muss mithin viel an anderswoher beglaubigter Theorie in die Analyse der Daten investieren, um auf eine solche Interpretation zu kommen. Auch mag man die spezifischen Wünsche und Ängste, die Giossi (2008) im Intrapyschischen des Erzählers am Werk sieht, in der postulierten Form plausibel finden – aber daneben scheint doch noch eine Vielfalt anderer Verstehensweisen möglich, die sich aus zwar anderen, aber doch vielleicht genauso stichhaltigen Erwägungen herleiten ließen. Kurz: Die psychoanalytische Interpretation der Erzählung des realen Interviewees ähnelt ein wenig der literaturwissenschaftlichen Interpretation eines literarischen Textes – mit dem Unterschied freilich, dass Vieldeutigkeit als Eigenschaft literarischer Texte gesehen werden kann, der die entsprechende Vielfalt von Interpretationen korrespondiert, während es gängiger psychologischer Erkenntnistheorie wohl widerspräche, eine *in den psychischen Vorgängen selbst* liegende Vieldeutigkeit anzunehmen, die sich in einer entsprechenden Gleichwertigkeit unterschiedlicher psychologischer Erklärungen auswirkte.

Die gesprächsanalytischen Analysen auf der anderen Seite sind, wie oben vorgeführt werden sollte, Zug um Zug an die sichtbaren Äußerungen in der interaktiven Sequenz angeheftet. Das entspricht dem »naturalistischen Empiriebegriff« (Deppermann, 2000, S. 97) dieser Methode. Allerdings: An der Häufung von Formulierungen wie »es scheint«, »dafür könnte sprechen...«, »Indizien liegen vor...« etc. zeigt sich auch hier, dass eine Interpretation der Daten letztlich unausweichlich ist – selbst die schlüssigsten Gesprächsanalysen machen die Entscheidung für oder gegen bestimmte Verstehensweisen jeweiliger Gesprächspassagen nicht entbehrlich (vgl. Deppermann, 2000; anders sieht es Schegloff, 1997). Vor allem aber, und

das ist die entscheidende Erkenntnis im vorliegenden Zusammenhang, führt die gesprächsanalytische Interpretation nicht aus sich selbst heraus zu einem *psychologischen* Verständnis der Erzählung. Sie holt mit dem interaktiv-pragmatischen Moment sprachlicher Äußerungen zwar etwas Wichtiges in den Bereich der Analyse herein, etwas, das im inhaltsanalytischen Methodenmainstream qualitativer Psychologie und wohl überhaupt der qualitativen Sozialforschung fehlt. Aber daraus sollte man nicht den Schluss ziehen, wie es manche Soziologen und sogar Psychologen in Ansätzen tun (vgl. Coulter, 2005; Edwards & Potter, 2005), dass das Psychische und sein Ausdruck in sozialer Interaktion zusammenfallen, dass das Psychische schlechthin *als* soziale Interaktion gefasst werden kann. Wenn beispielsweise oben gezeigt wurde, dass der Erzähler und seine Interviewerin über die gesamte Sequenz hinweg an einer Bewertung des erzählten Geschehens *als moralisch problematisch* arbeiten, und dass sie dabei wechselseitig auf semantische und performative Signale dieses Verständnisses reagieren, dann ist damit noch nicht erklärt, warum die Bewertung als moralisch problematisch psychologisch zweckmäßig ist – aus welchen Motiven oder eben: Regulationserfordernissen sie sich ergeben mag.

Eine ambitionierte psychologische Erzählanalyse bedarf methodischer Strategien, die den interaktiv-pragmatischen Bezug und die Datennähe der Gesprächsanalyse mit der Aufmerksamkeit für Vorgänge intrapsychischer Regulation verlöten. Dabei muss auch Beachtung finden, ob und in welcher Weise das interaktive und das intrapsychische Interesse eines Erzählers oder einer Erzählerin sich auf die referentielle Rekonstruktion vergangener Wirklichkeiten auswirkt.

Diskursiv-psychologische Interpretation

Der folgende Versuch, eine solche mehrdimensionale Analyse zu skizzieren, orientiert sich an dem Konzept der Identitätskonstruktion nach Bamberg (2010, 2011; Bamberg, De Fina & Schifffrin, 2011). Bamberg geht davon aus, dass Menschen ihre Identität u. A. durch sprachliche Praktiken der Selbstdarstellung und Selbstpositionierung in mündlichen Erzählungen des Alltags konstruieren. Diese Erzählungen (engl. *small stories*) lassen sich verstehen als navigierende Bewegung, die sich im Hinblick auf die Positionierung und Charakterisierung des erzählten Ichs in drei verschiedenen Dimensionen jeweils zwischen polaren Gegensätzen vollzieht:

1. Agency vs. Kontrolle (*agency vs. control*): Erzähler können sich bzw. ihr erzähltes Ich als selbstbestimmt und handlungsmächtig (agentivisch) oder aber als fremdbestimmt (kontrolliert) darstellen.
2. Gleichheit vs. Differenz (*sameness vs. difference*): Erzähler können sich im Bezug auf andere Personen als ähnlich oder abweichend charakterisieren.
3. Konstanz vs. Veränderung (*constancy vs. change*). Erzähler können das erzählte Ich über verschiedene Stationen der erzählten Zeit hinweg als sich wandelnd oder aber als sich gleichbleibend darstellen.

Dabei geht es natürlich nicht um ein Entweder-Oder, sondern um Positionierungen auf einem zwischen den Polen aufgespannten Kontinuum. Ähnlich wie in Eriksons (1950) berühmter Darstellung von Entwicklungsaufgaben, an die sich das Modell anzulehnen scheint, ist eine gelingende Identitätskonstruktion nach Bamberg in der Regel dadurch gekennzeichnet, dass sie sich *zwischen* den Polen bewegt, also beispielsweise nicht volle Handlungsmächtigkeit beansprucht, sondern das Ausmaß von Handlungsmächtigkeit und Fremdbestimmtheit jeweils nach Maßgabe spezifischer Erfordernisse austariert.

Auf den ersten Blick wird erkennbar, dass es sich auch hier um einen Ansatz zur Beschreibung intrapsychischer Regulation handelt: nämlich insofern, als die Konstruktion einer Identität von Bamberg zweifellos als eine Leistung psychischer Selbstregulation begriffen wird. Bambergs Modell hat aber darüber hinaus eine stark interaktiv-pragmatische Komponente, weil er den Akt des Erzählens selbst und die darin sich vollziehenden Positionierungen als soziale Konstruktionen sieht, die Erzählerinnen und Erzähler nicht etwa souverän-monologisch, sondern stets im von pragmatischen Interessen und wechselseitiger Beeinflussung durchdrungenen Dialog mit Anderen entfalten.

Was mit diesen einführenden Bemerkungen gemeint ist, soll in der folgenden Analyse sichtbar werden. Zur Erleichterung der Übersicht wird das gesprächsanalytische Transkript der narrativen Sequenz noch einmal in voller Länge wiedergegeben.

#2 Gesprächssequenz Tötung der Katze, 15:15–17:07

I: Interviewerin; E: Befragter (Erzähler)

001 I: ähm: (.) dörfn=i- gan nomol zruck zur chindhait chönnst sie mir
 002 äifach no bitz so verzällä was sie so
 003 (0.4)
 004 E: won=i erläbt ha?=
 005 I: =ja
 006 (0.2)

007 E: jo:: äimal han=i än schiessdräck gmacht
 008 I: oka::y?
 009 E: da han=i (0.8) han=i cha:tze (.) i:gschpert (0.6) han=i äifach
 010 äi chatz um di ander wo mer über dä wäg gloffe isch (0.3) packt
 011 und ine röhre iä und=n stäi druf (0.2) hät ä so betonröhre gha
 012 (.) bim nochber (.)
 013 I: mhm
 014 E: und dänn han=i döt än stäi druf ta und ha sie igschpe:rt (0.3)
 015 und dänn äh:: (0.2) isch dä brüeder dazüä chfo (.) und häts
 016 widder frailo: oder.
 017 I: mhm
 018 E: und ich bi irgändwiä:: hässig worde °und dänn han i äi° chatz
 019 gschnappät und (0.2) ha sie z'tod quä:lt
 020 I: °uiui°
 021 E: jo.
 022 (0.3)
 023 E: hätt äh:: (0.8) wa han=i det mit äm (.) teppichchlopfer han=i uf
 024 dä ranzä übercho=wos u:s:cho isch (0.2) me han=i nid (0.2)
 025 ü[ber]
 026 I: [mhm]
 027 E: cho als schtro:f oder
 028 I: ((mit trauriger Stimme)) mhm
 029 E: .hh >aber ich< frog mich warum das i da gmacht ha (.) irgändwiä:
 030 bin i (.) hässig gsi jo irgändwiä (.) ischs ned nach mim grind
 031 ggange und (0.2) ä chatz hät müse li:de drunder oder.
 032 I: ((mit trauriger Stimme)) °mhm°
 033 E: JÄ da isch: (.) ä ddummi gschicht.
 034 I: ((mit trauriger Stimme)) °mhm°
 035 E: as[o i-]
 036 I: [tru:]rig
 037 E: ja äs isch irgändwiä: (.) döt han=i s gfü:l gha döt bin ich
 038 irgändwiä: (.) näb dä schuä gsi (0.2) irgändwiä hät öppis döt
 039 nid gschtummä. (.) und dä bin i irgändwiä nid zfride gsi mit äm
 040 läbä und allem (.) und ha äifach mini aggressionä losworde oder.

Die folgende Interpretation rückt aus Platzgründen den Aspekt von Agency³ vs. Kontrolle in den Vordergrund und berücksichtigt die übrigen beiden Dimensionen nur peripher. Wie geht der Erzähler mit der Aufgabe um, sich selbst im Angesicht der Interviewerin als mehr oder weniger fremd- vs. selbstbestimmt zu positionieren? Zu unterscheiden ist in der Antwort auf diese Frage zwischen zwei Orientierungsebenen der Selbstpositionierung: derjenigen im Hier-und-Jetzt des Erzählens (Erzählzeit) und derjenigen im Dort-und-Damals des Erzählten (erzählte Zeit). Auf der Ebene des Hier-und-Jetzt lässt sich die Vervollständigung des Frage- bzw. (in pragmatischer Hinsicht) Aufforderungssatzes der Interviewerin in den Zeilen

³ Eine nähere Erörterung des Ausdrucks *Agency* (dt. auch Agentivität) muss hier unterbleiben. Aktuelle psychologische, linguistische und anthropologische Perspektiven zu dem Begriff finden sich u. A. bei Bamberg (2006, 2011), Lucius-Hoene (2012), Duranti (2004) oder Deppermann (2005) sowie in einem Sammelband von Bethmann, Helfferich, Hoffmann und Niermann (2012).

1–2 durch die Äußerung *won=i erlält ha?* (Z. 4) als ein Mittel des Erzählers-in-spe sehen, sich die Erzählaufforderung anzueignen. Indem er sich an der Herstellung der Aufforderung zum Erzählen durch einen eigenen Gesprächsbeitrag beteiligt, scheint der Erzähler zu verstehen zu geben, dass er der Interviewerin mit der nun folgenden Erzählung nicht nur passiv-reaktiv gefällig sein wird, sondern ein eigenes Interesse zur Geltung bringt. Zu dieser Lesart passt, dass der Erzähler durch das darauffolgende kräftig evaluative Statement (*äimal hani än schiessdräck gmacht*, Z. 7) in der Ankündigung der Erzählung eine hohe Selbstbeurteilungskompetenz beansprucht: Er selbst weiß das, was er damals getan hat und jetzt zu erzählen anhebt, im Bezug auf seine moralische Qualität zu beurteilen, ist darin also nicht etwa von der Interviewerin abhängig. In den Zeilen 9 bis 19 folgt die vom Erzähler selbst als problematisierungswürdig gekennzeichnete Handlung, die er trotz dieser Problematisierungswürdigkeit bemerkenswert flüssig und (von einigen kürzeren Sprechpausen abgesehen) ohne auffällige Formulierungsschwierigkeiten erzählt. In der erzählerischen Produktion behält er das Heft in der Hand. Nur an einer Stelle scheint er diese Souveränität einzubüßen bzw. preiszugeben: durch die hörbar leiser gesprochene Einleitung der Handlungsklimax in den Zeilen 18–19. Mehrdeutiger wird die agentivische Selbstpositionierung des Erzählers im Hier-und-Jetzt in der durch die Zeilen 29 bis 40 wiedergegebenen evaluativen Coda. Das fängt in Zeile 29 mit der Äußerung des Erzählers an, dass er sich frage (*aber ich frog mich*), warum er die von ihm erzählte Handlung begangen habe. Wer sich selber fragen muss, charakterisiert sich als Unwissenden, mindestens als Zuwenig-Wissenden, und damit als einen, der in bestimmter Weise seiner auf Selbstkenntnis gegründeten Handlungsfähigkeit beraubt ist. Gleichzeitig bezeugt freilich der, der sich fragt, gerade dadurch eigene Initiative; er überlässt es nicht Anderen, ihn zu fragen. Dieser doppelte Zug in agentivischer Hinsicht findet sich in allen Gesprächsbeiträgen des Erzählers ab Zeile 29. Dessen Unwissenheit bzw. dessen Verwiesen-Sein auf eine epistemische Suchbewegung drückt sich in seinen zahlreichen psychologischen Erklärungsansätzen aus. Der Erzähler produziert fünf solcher Erklärungsansätze:

- Z. 26–27: *bin i hässig gsi* (=bin ich wütend gewesen);
- Z. 27: *ischs ned nach mim grind ggange* (=ist es nicht nach meinem Kopf gegangen);
- Z. 34–35: *döt han i s gfü l gha döt bin ich irgendwiä näb dä schuü gsi* (=dort habe ich das Gefühl gehabt, dort bin ich irgendwie neben den Schuhen gewesen)

- Z. 36–37: *dä bin i irgendwiä nid zfride gsi mit äm läbä und allem* (=dann bin ich irgendwie nicht zufrieden gewesen mit dem Leben und allem)
- Z. 37: *ha äifach mini aggressionä losworde* (=habe einfach meine Aggressionen losgeworden).

Diese Erklärungen scheinen in Konkurrenz zueinander zu stehen, jedenfalls wird keine von ihnen erkennbar präferiert. Auffällig ist in diesem Zusammenhang die häufige Verwendung des Adverbs irgendwie (*irgendwiä*; Z. 29–30, 37–39), mit dem der Erzähler seine Unsicherheit über die eigenen Erklärungsbemühungen anzeigt. Gleichzeitig wird indes gerade die Tatsache, dass der Erzähler sich hier so eindeutig selbst um eine Erklärung für sein Handeln bemüht, hörbar als Ausdruck seines Interesses, sich im Hier-und-Jetzt aufklärerisch und insofern selbstbestimmt zum damaligen Tun zu verhalten.

Eine ähnliche Doppeldeutigkeit findet sich im Bezug auf die agentivische Positionierung des erzählten Ichs im Dort-und-Damals, hier allerdings nicht gleichzeitig, sondern sequenziell geordnet. Summarisch lässt sich festhalten, dass das erzählte Ich in den Zeilen 9 bis 24, die die episodischen (im engeren Sinn narrativen) Elemente der Erzählung wiedergeben, bemerkenswert häufig in der grammatikalischen *und* semantischen Subjektposition (Z. 7, 9–11, 14, 18–19) bzw. immerhin in der grammatikalischen Subjektposition (Z. 23–24) auftaucht. Bemerkenswert ist das deshalb, weil man durchaus erwarten könnte und in vielen anderen Fällen auch tatsächlich antrifft, dass der Erzähler eines problematisierungswürdigen Vorgangs sein erzähltes Ich durch verschiedene Strategien der De-Agentivierung (vgl. Deppermann, 2005) oder Passivierung aus dem Rampenlicht der Handlungsregie nimmt. Das ist hier nicht so: Es wird im Gegenteil unmissverständlich, dass das erzählte Ich die Handlungen selbst aktiv begangen hat, und zwar trotz des Versuchs eines anderen Akteurs (des Bruders), ihn daran zu hindern (Z. 15–16). Anders nun aber in der evaluativen Coda ab Zeile 29. Hier scheint der Erzähler wie angedeutet zum Ausdruck zu bringen, dass er um Erklärungsansätze ringe, die das Verhalten des damaligen erzählten Ichs verständlich machen könnten; und gerade durch dieses Ringen scheint er auszudrücken, dass dieses Verhalten als schwer durchschaubar, von undurchsichtigen Motiven oder Sachzwängen hervorgerufen verstanden werden muss. Damit schreibt er die Ursächlichkeit des Handelns nicht mehr dem erzählten Ich zu, das zu diesem Zeitpunkt noch ein minderjähriger Junge ist, sondern schwer zu rekonstruierenden psychologischen Zusammenhängen, die diesen Jungen dazu gebracht haben, etwas Falsches zu tun. Eine personale Agency verschwindet. Trifft diese Lesart zu, dann bedient sich der Spre-

cher hier des interpretativen Repertoires (vgl. Potter & Wetherell, 1987) der Psychologisierung. In dieser Perspektive erscheinen jene unbewussten Abwehrmechanismen des erzählten Ichs (Agieren, Verschiebung), die Giossi in ihrer Analyse ermittelt hatte, als spezifische Techniken der Psychologisierung, mit denen der Sprecher im Nachhinein des Erzählens geradezu strategisch das erzählte Ich als Objekt einer erklärungsorientierten Reflexion etabliert. Einfacher ausgedrückt: Er möchte zu erkennen geben, dass sein damaliges Ich in einer *Notlage* war und sich deshalb *nicht anders zu helfen wusste* als durch abreagierende Aggressionen gegen die Katzen.

Ein Indiz für eine solche Lesart findet sich darin, dass der Erzähler innerhalb der Coda ein zweites evaluatives Statement platziert, das als Widerruf zur Erzählankündigung *äimal han=i än schiessdräck gmacht* (Z. 7) gesehen werden kann. Nachdem die Interviewerin in Zeile 30 ein hörbar traurig intoniertes Signal (*mhm*) anbringt, bestätigt der Erzähler den von ihm offenbar wahrgenommenen semantischen Gehalt dieses Hörsignals durch ein kurzes, auffällig laut gesprochenes *JÄ* (=Ja, Z. 32), gefolgt von der Feststellung *da isch ä ddummi gschicht* (=das ist eine dumme Geschichte).

Der »Scheißdreck« von vorhin wird also jetzt reformuliert zur dummen Geschichte. »Scheißdreck« macht man, dumme Geschichten stoßen einem zu: In dieser neuen Etikettierung ist der eingangs stark betonte Charakter einer vom Erzähler bzw. dem erzählten Ich getragenen Handlung verschwunden. Diese Reformulierung hat sich interaktiv ergeben. Denn die Interviewerin gibt dem Erzähler bereits vor dem evaluativen Statement des Erzählers in Zeile 33 durch Reduktionen ihrer Lautstärke (°uiui°, Z. 20; °mhm°, Z. 32) sowie durch affektive Intonation (Z. 28) auf subtile Weise zu erkennen, dass sie auf das Handeln des erzählten Ichs nicht mit Empörung oder Ähnlichem, sondern mit Trauer reagiert. Trauer ist, im Unterschied etwa zu Empörung, kein moralischer Affekt. Was betrauert wird, wird nicht in der Perspektive des Moralischen gesehen, sondern in derjenigen des unverrückbar Faktischen. Die Interviewerin ist es auch, die in Zeile 36 das Eigenschaftswort traurig (*tru:rig*) als aus ihrer Sicht angemessene Bewertung des Geschehens explizit ausspricht. Der Erzähler bestätigt das in Zeile 37 mit einem auffällig betonten *ja*.

Zusammengenommen lassen sich diese unverkennbar interpretativen, aber eng auf die Details der sprachlichen Produktion bezogenen Beobachtungen mit einigen Ergänzungen zu folgendem Résumé verdichten:

- Der Erzähler beansprucht im Hier-und-Jetzt der Erzählsituation durch die Art und Weise, wie er den episodischen Teil der Erzählung seines »Erlebnisses«

einleitet (Z. 4, 7), entwickelt (Z. 9–16) und abschließt (Z. 18–19), ein hohes Maß an Selbstbeurteilungskompetenz und Eigeninitiative.

- Hoch ist im episodischen Teil auch die Handlungsinitiative, die der Erzähler dem erzählten Ich implizit zuschreibt: Es tritt in den Zeilen 4 bis 19 nahezu durchgängig in Subjektposition auf und begeht in dieser Position Handlungen von hoher Agency: Es macht (Z. 7), sperrt ein (Z. 9, 14), packt (Z. 10), tut (Z. 14), schnappt und quält (Z. 19).
- Im Abschluss des episodischen Gehalts der Erzählung (Z. 23–25), wo es um die Strafe geht, die das erzählte Ich für sein Tun erhalten bzw. gerade *nicht* erhalten hat, wird diese Praxis der stark agentivischen Selbstpositionierung ein erstes Mal durchbrochen: Zwar erscheint das erzählte Ich auch hier noch in grammatikalischer Subjektposition (siehe Z. 23–24: *han=i uf dä ranzä übercho*/habe ich auf den Bauch bekommen⁴), die Rolle des semantischen Subjekts geht aber auf eine ungenannte Akteurschaft über, die das erzählte Ich bestraft bzw. in angemessener Weise zu bestrafen unterlässt.
- In der evaluativen Coda (ab Zeile 29) wird die Agency des Erzählers zwiegestaltig: Der Erzähler bezeugt Eigeninitiative, indem er selbst die Frage nach der Erklärung seines damaligen Verhaltens stellt, und er bezeugt zugleich eine erkenntnisbezogene Ohnmacht, indem er sich als außerstande zeigt, eine überzeugende Erklärung beizubringen.
- Das erzählte Ich wird in der Coda zum Objekt psychologischer bzw. psychologisierender Reflexion, die sein Verhalten als irgendwie (so das vom Erzähler selbst wiederholt verwendete Adverb) notgedrungen zu verstehen gibt.

Warum erzählt der Sprecher gerade das gerade hier gerade so? Das ist die Kernfrage jeder psychologischen Erzählanalyse, die die interaktive Situierung von Erzählungen ernst nimmt. Begreift man die Erzählung als interaktive Bearbeitung der immerwährenden kommunikativen Aufgabe der Dar- und Herstellung von Identität, und sieht man sich dann an, welche Rolle die Navigation von Agentivität in diesem Prozess spielt, so drängen sich die folgenden Hypothesen auf. Erstens: Es komme dem Erzähler darauf an, zu zeigen, dass er hier und jetzt Verantwortung übernehme und sich nicht scheue, seine eigenen Handlungen in der Vergangenheit kritisch zu beurteilen; ferner sei er auch nicht darum verlegen, die eigene Initiative hinter der problematischen Handlung unverblümt darzustellen. Zweitens: Es komme dem Erzähler zugleich darauf an, zu zeigen, dass er dort und damals mehr oder weniger ahnungslos, d. h. das eigene Tun nicht durchschauend,

⁴ Was im schweizerdeutschen Idiom bedeutet: »habe ich Schläge bekommen«.

Verhaltenszwängen unterworfen war, die sich aus seiner Lebenssituation ergaben; ferner hätten diejenigen, die damals in der Pflicht gewesen seien, auf seine Verfehlung pädagogisch angemessen zu reagieren, aus nicht näher thematisierten Gründen diese geeignete Reaktion versäumt.

Er reklamiert also hier und jetzt hohe Verantwortungsbereitschaft, entzieht dieser Verantwortung aber zugleich den Boden, indem er implizit signalisiert, dass es im Dort-und-Damals des Gewesenen nicht eigentlich etwas zu verantworten, sondern nur zu erklären gibt.

Verschränkung der Funktionen

Welchen Einfluss könnten diese zugleich interaktiven als auch intrapsychisch-regulativen Bewegungen auf die referentielle Dimension des Erzählten haben? Spielt beides tatsächlich eine Rolle dafür, welche Ereignisse, welche historischen oder biografischen Fakten ein Sprecher, eine Sprecherin in einer bestimmten Situation erzählerisch reinszeniert? Eine Antwort diesbezüglich wird im vorliegenden Zusammenhang greifbar, wenn man die soeben entwickelte Interpretation in den größeren Zusammenhang des Forschungsprojekts rückt, in dem die untersuchte narrative Sequenz entstand. Es ging um Kindheitserzählungen pädosexueller Straftäter. Bei der Untersuchung des gesamten Korpus fällt auf, dass mehrere der befragten Männer in ihrer Kindheit Episoden eigenen Fehlverhaltens herausgreifen und zur Darstellung bringen. Dabei fällt weiter auf, dass sie ähnlich wie der Erzähler in der analysierten Sequenz Erklärungsansätze und Bewertungen produzieren und dabei aufmerksam die Reaktionsweisen der Interviewerin registrieren. Es scheint – dies eine spekulative Deutung – den Männern darum zu gehen, eigene Verantwortung und Schuldhaftigkeit im Bezug auf das pädosexuelle Delikt *beispielhaft* an einer Kindheitserzählung abzuhandeln; einer Kindheitserzählung, die ebenfalls, wenn auch in weit geringerem Schweregrad, eine persönliche Verfehlung zum Gegenstand hat. Diese Abhandlung scheint ebenso der Selbstdarstellung vor der Zuhörerin und Interaktantin wie der Herstellung eines Selbstverhältnisses zu dienen. Das heißt: Es ist sowohl interaktiv (wie stellt der Sprecher sich dar? welchen Eindruck von sich erzeugt er im Gegenüber?) wie auch intrapsychisch-regulativ (wie verarbeitet er das Faktum seines Delikts? welches Verhältnis entwickelt er zu seiner Biografie?) zweckmäßig, dass die Erzähler gerade *schuldhaftes* Verhalten in ihren Narrativen auswählen und thematisieren, insofern zu kontrollieren bestrebt sind. Würde man nun einzig auf inhaltsanalytische Weise die Nar-

rative von pädosexuellen Straftätern mit solchen von »Normalbürgern« vergleichen, fiel unter Umständen eine deutlich höhere Prävalenz schuldhaften Verhaltens in den biografischen Narrativen der Straftäter auf. Daraus aber den Schluss zu ziehen, die entsprechende Prävalenz sei *tatsächlich* höher, dass also Straftäter in ihrer Kindheit vermehrt schlimme Dinge *getan hätten*, wäre voreilig: Denn es kann sein, dass die Straftäter bloß bessere interaktive und intrapsychische Motive haben, ein Moment der Verfehlung in den von ihnen erzählten Erinnerungen zu akzentuieren. Will heißen: Ein Ineinandergreifen der unterschiedlichen Funktionen des Erzählens, beispielsweise die Beeinflussung der referentiellen Selektion und Gestaltung von Erzähltem durch die übrigen beiden Funktionen, ist äußerst wahrscheinlich.

Schlussfolgerungen und Ausblick

Das hat naturgemäß Folgen für die Frage, wie Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler mit narrativem Datenmaterial umgehen sollten. Unumgänglich wird es in den meisten Forschungsprojekten sein, auf jeweils *eine* funktionale Ebene des Erzählens zu fokussieren, diejenige, die von den jeweiligen Forschungsfragen in den Vordergrund gerückt wird. Aber die in diesem Beitrag exemplarisch aufgezeigte Verflochtenheit unterschiedlicher Funktionen spricht doch dafür, solche Fokussierungen stets mit der Erwägung *anderer* Leistungen derselben Narrative zu verbinden. Das gilt in alle Richtungen. Nicht nur übersehen Inhaltsanalytiker leicht die interaktiv-pragmatische Dimension einer Erzählung, deren Ereignisse sie schlechthin als *die* Wiedergabe subjektiver Repräsentation von Vergangenen behandeln. Ebenso kann es geschehen, dass ein an der interaktiven Pragmatik interessierter Forscher im schnellen Rekurs auf konstruktivistische Prämissen die referentielle Suchbewegung übersieht, in der sich ein Erzähler darum bemüht, den von ihm selbst als wahr begriffenen Ereignissen der Vergangenheit rekonstruktiv *gerecht zu werden*. Worauf es ankommt, ist ein gesteigertes Bewusstsein für die mehrdimensionale Funktionalität des Erzählens und eine Übersetzung dieses Bewusstseins in geeignete Strategien der Datenanalyse. Besonders interessant in solchem Zusammenhang sind Forschungsprojekte, die ein- und dasselbe Datenmaterial aus unterschiedlichen methodischen Blickwinkeln beleuchten, wie es hier exemplarisch versucht wurde und auch anderswo gelegentlich unternommen wird (z. B. Arboleda & Zschokke, 2012; Mathys et al., 2013). Eine solche Multimethodizität kann kaum zum Regelfall der sozialwissenschaftlichen Erzählforschung wer-

den, aber entsprechende Arbeiten schärfen doch den Blick auch des methodisch spezialisierten Forschers für das, was er sonst in seinen Interpretationen – zum Nachteil der Validität – gänzlich unbeachtet ließe. Und natürlich ist es ein entschiedenes Desiderat der weiteren Entwicklung qualitativer Erzählforschung, zunehmend handhabbare Formen einer *multifunktional* orientierten Analyse zu finden.

Für die Klärung des komplexen Gegenstandsbereichs mag sich die in diesem Beitrag entwickelte Unterscheidung zwischen der referentiellen, der intrapsychisch-regulativen und der interaktiv-pragmatischen Funktion des Erzählens hilfreich erweisen. Unverkennbar handelt es sich hier um *grobe* Kategorisierung. Alle drei Funktionen ließen sich weiter differenzieren. So ist es nicht dasselbe, ob man mit intrapsychischer Regulation die Erfüllung unbewusster Wünsche und die Bändigung unbewusster Ängste meint oder die Konstruktion von Identität. Das eine zielt, metaphorisch gesprochen, darauf ab, die eigene Mentalität so zu temperieren, dass sie weder durch die Frustration von Wünschen erkaltet noch durch einen Exzess von Ängsten überhitzt wird; Identitätskonstruktion dagegen peilt die Herstellung eines Selbstverhältnisses an, von dem aus Menschen sich selbst als konsistent handelnde Akteure entwerfen und zeigen können. Daneben ließen sich weitere Facetten intrapsychischer Regulation herausarbeiten. Im Hinblick auf die interaktiv-pragmatische Funktion drängt sich bereits mit Austin (1962) grundlegend die Unterscheidung zwischen beabsichtigten und tatsächlichen interaktiven Folgen des Erzählens auf, zwischen Illokutionärem und Perlokutionärem also. Was jeweils erreicht werden soll bzw. erreicht wird, dazu hat die Sprechakttheorie (z. B. Brinker, 1992; Searle & Vanderveken, 1985) Kategorisierungen vorgeschlagen, deren Rezeption und Überarbeitung im Licht psychologischer Theorie und Empirie noch weitgehend aussteht. Was die referentielle Funktion betrifft, so mag man zunächst kritisch hinterfragen, ob sich die sprachliche Rekonstruktion und Darstellung von Vergangenen nicht einfach als besondere Form des Interaktiv-Pragmatischen (etwa im Sinn sog. assertiver Sprechakte) oder des Intrapsychisch-Regulativen (etwa im Sinn einer psychisch stabilisierenden Vergewisserung über persönliche Erlebnisse und deren Bedeutung) begreifen lässt. Diese Subsumtion scheint möglich, aber sie bringt die Gefahr mit sich, den in sozialwissenschaftlichen Erzählanalysen noch immer zentralen Aspekt (Erzählungen gewähren Zugang zu Ereignissen im Leben von Menschen und deren Erlebensweisen) zu marginalisieren. In gewisser Weise gilt es gerade diesen Aspekt der Rekonstruktion persönlichen Erlebens *in seinem Verhältnis* zu den anderen Interessen und Funktionen des Erzählens neu zu entdecken. Dient beispielsweise das Narrativ eines pädosexuellen Straftäters im

Forschungsinterview nur der Lust-Unlust-Regulation und der Selbstvergewisserung nach innen und der Selbstdarstellung nach außen? Oder ruft das Medium des Erzählens regelmäßig *auch* das Bemühen auf den Plan, möglichst viel von der dort und damals erlebten Wirklichkeit ins Hier-und-Jetzt seiner sprachlichen Vermittlung hinüberzuretten?

Literatur

- Arboleda, L. & Zschokke, V. (2012). Sprachgeschehen struktureller Störungen. Narrative und interaktive Beziehungsgestaltung bei Patientinnen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*, 30(3/4).
- Atkinson, P., & Delamont, S. (2006). Rescuing narrative from qualitative research. *Narrative Inquiry*, 16(1), 164–172.
- Austin, J. L. (1962). *How to Do Things With Words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bamberg, M. (2006). Agency. In D. Herman, M. Jahn, & M.-L. Ryan (Eds.), *The Routledge encyclopedia of narrative theory*. New York: Routledge.
- Bamberg, M. (2010). Blank check for biography? Openness and ingenuity in the management of the ›Who-Am-I-Question‹. In D. Schiffrin, A. De Fina, & A. Nylund (Eds.), *Telling stories: Language, narrative, and social life* (pp. 109–121). Washington: Georgetown University Press.
- Bamberg, M. (2011). Narrative practice and identity navigation. In J. A. Holstein, & J. F. Gubrium (Eds.), *Varieties of narrative analysis* (pp. 99–124). London: Sage Publications.
- Bamberg, M., De Fina, A., & Schiffrin, D. (2011). Discourse and identity construction. In S. Schwartz, K. Luyckx, & V. Vignoles (Hrsg.), *Handbook of Identity Theory and Research* (pp. 177–199). Berlin: Springer.
- Bethmann, S., Helfferich, C., Hoffmann, H. & Niermann, D. (Hrsg.). (2012). *Agency: Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Boothe, B. (2011). *Das Narrativ: Biografisches Erzählen im psychotherapeutischen Prozess*. Stuttgart: Schattauer.

- Boothe, B., Grimmer, B., Luder, M., Luif, V., Neukom, M. & Spiegel, U. (2002). *Manual der Erzählanalyse Jakob. Version 10/02. Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie, Nr. 51.* Zürich: Psychologisches Institut der Universität Zürich.
- Brockmeier, J. (2012). *Narrative and experience.* Unveröff. Vortragsmaterialien. Vortrag gehalten am FRIAS-Workshop »Narrative strategies in trauma narratives: Coherence and identity«, Universität Freiburg, Deutschland.
- Brinker, K. (1992). *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden* (3. Aufl.). Berlin: Erich Schmidt.
- Bruner, J. (1986). *Actual Minds, Possible Worlds.* Cambridge: Harvard University Press.
- Bundschuh, C. (2001). *Pädosexualität. Entstehungsbedingungen und Erscheinungsformen.* Opladen: Leske & Budrich.
- Coulter, J. (2005). Language without mind. In H. te Molder, & J. Potter (Eds.), *Conversation and Cognition* (pp. 79–92). Cambridge: Cambridge University Press.
- De Fina, A. (2009). Narratives in interview – The case of accounts. For an interactional approach to narrative genres. *Narrative Inquiry*, 19(2), 233–258.
- Deppermann, A. (2000). Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 1, 96–124.
- Deppermann, A. (2005). *Agency in Angstdarstellungen.* Unveröff. Vortragsmaterialien. Vortrag gehalten an der ZiF-Abschlussstagung »Angst, Anfall und Dissoziation«, Universität Bielefeld, Deutschland.
- Deppermann, A. (2008). *Gespräche analysieren: Eine Einführung* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Duranti, A. (2004). Agency in Language. In A. Duranti (Ed.), *A Companion to Linguistic Anthropology* (pp. 451–473). Malden: Blackwell.
- Edwards, D. (1997). *Discourse and cognition.* London: Sage.
- Edwards, D. (2005). Moaning, whining and laughing: The subjective side of complaints. *Discourse Studies*, 7(1), 5–29.
- Edwards, D., & Potter, J. (2005). Discursive psychology, mental states and descriptions. In H. te Molder, & J. Potter (Eds.), *Conversation and Cognition* (pp. 241–259). Cambridge: Cambridge University Press.
- Erikson, E. H. (1950). *Childhood and Society.* New York: W. W. Norton & Company.
- Freud, S. (1999). Jenseits des Lustprinzips. In *Gesammelte Werke, Bd. XIII*, (S. 3–69). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1920)

- Giossi, L. (2008). *Pädosexuelle Straftäter erzählen aus ihrer Kindheit. Eine qualitative Untersuchung anhand der Erzählanalyse JAKOB*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Psychologisches Institut.
- Goffman, E. (1959). *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday.
- Hausendorf, H. (2012). Wie erzählt man einen Traum? Fragmente einer Ethnomethodologie der Traumkonversation. In R. Ayaß & C. Meyer (Hrsg.), *Wie erzählt man einen Traum? Fragmente einer Ethnomethodologie der Traumkonversation* (S. 643–660). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heritage, J. (1990/1991). Intention, meaning and strategy: observations on constraints on interaction analysis. *Research on Language and Social Interaction*, 24, 311–32.
- Jefferson, G. (1978). Sequential aspects of story telling in conversation. In J. N. Schenkein (Ed.), *Studies in the organization of conversational interaction* (pp. 213–248). New York: Academic Press.
- Jefferson, G. (2004). Glossary of transcript symbols with an introduction. In G. H. Lerner (Ed.), *Conversation analysis: Studies from the first generation* (pp. 13–23). Philadelphia: John Benjamins.
- Jefferson, G., Sacks, H. & Schegloff, E. A. (1987). Notes on laughter in the pursuit of intimacy. In G. Button & J. R. E. Lee (Eds.), *Talk and social organization*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Klein, C. & Martínez, M. (Hrsg.). (2009). *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart: Metzler.
- Lätsch, D. & Bamberg, M. (2012). Erzählanalyse, Gesprächsanalyse, Inhaltsanalyse – Skizzen zu einer psychologischen Analyse von Erzählungen zwischen interaktiver Pragmatik und intrapsychischer Regulation. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*, 16(3/4), 381–393.
- Lucius-Hoene, G. (2012). »Und dann haben wir's operiert« – Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In S. Bethmann, C. Helfferich, H. Hoffmann & D. Niermann (Hrsg.), *Agency: Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit* (S. 40–70). Weinheim: Beltz Juventa.
- Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, N. (1978). Erleben und Handeln. In H. Lenk (Hrsg.), *Handlungserklärungen und philosophische Handlungsinterpretation, Halbbd. 1* (S. 235–253). Paderborn: Fink.

- Mathys, H., Arboleda, L., Boucsein, V., Frei, M., Hermann, M.-L., Luder, M., Neukom, M. & Boothe, B. (2013). Alexandra – eine multiperspektivische, qualitative Einzelfallstudie zu Anliegen von PatientInnen im psychodynamischen Erstinterview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 14(2), Art. 20.
- Moerman, M. (1988). *Talking culture: Ethnography and conversation analysis*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Nygren, L., & Blom, B. (2001). The dark side of tellability. *Narrative Inquiry*, 15(2), 323–343.
- Polkinghorne, D. E. (1988). *Narrative knowing and the human sciences*. Albany: State University of New York Press.
- Potter, J., & Wetherell, M. (1987). *Discourse and Social Psychology: Beyond Attitudes and Behaviour*. London: Sage.
- Ryave, A. (1978). On the achievement of a series of stories. In J. Schenkein (Ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*. New York: Academic Press.
- Sacks, H. (1974). On the Analyzability of Stories by Children. In R. Turner (Ed.), *Ethnomethodology* (pp. 216–232). Harmondsworth: Penguin.
- Sacks, H. (1992). *Lectures on Conversation, Volumes I and II*. Edited by G. Jefferson with an Introduction by E. A. Schegloff. Oxford: Blackwell.
- Sacks, H., Schegloff, E. A., & Jefferson, G. (1974). A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. *Language*, 50, 696–735.
- Sarbin, T. R. (Ed.). (1986). *Narrative psychology: The storied nature of human conduct*. New York: Praeger.
- Schegloff, E. A. (1997). Whose text? Whose context? *Discourse & Society*, 8(2), 165–187.
- Schegloff, E. A., & Sacks, H. (1973). Opening up closings. *Semiotica*, 8, 289–327.
- Schegloff, E. A., Jefferson, G., & Sacks, H. (1977). The preference for self-correction in the organization of repair in conversation. *Language* 53, 361–382.
- Schwitalla, J. (1986). Jugendliche hetzen über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse. *Linguistische Berichte*, 149, 248–261.
- Searle, J., & Vanderveken, D. (1985). *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Stokoe, E., & Edwards, D. (2006). Story formulations in talk-in-interaction. *Narrative Inquiry*, 16(1), 56–65.
- ten Have, P. (2012). Ethnomethodology and Conversation Analysis. In H. Cooper (Editor-in-chief), *APA Handbook of Research Methods in Psychology, Vol. 2* (pp. 95–109). Washington: APA Press.

- Terasaki, A. (1976). Pre-announcement sequences in conversation. *Social Science Working Paper 99*. Irvine: University of California.
- Watson, D. R. (1990). Some features of the elicitation of confessions in murder interrogations. In G. Psathas (Ed.), *Interaction competence*. Lanham: University Press of America.

Manuskript 4

Garantien innerer Umkehr: Formen und Funktionen der kommunikativen Darstellung von Schuldgefühlen in öffentlichen Schuldbekennnissen

David Lätsch

Erscheinungsort: zur Publikation in einer Fachzeitschrift eingereicht (August 2013).

Abstract

Schuldgefühle werden in neueren psychologischen Arbeiten beschrieben als Emotion mit prosozialem Charakter: Wer Schuldgefühle antizipiert, sieht von schädigendem Verhalten ab; wer sie im Nachhinein einer Tat empfindet, hat ein Interesse daran, den Schaden wieder gut zu machen. Im vorliegenden Beitrag wird dieser Ansatz, der den sozialen Charakter von Schuldgefühlen in deren Beitrag zur Handlungskontrolle sieht, um eine Perspektive auf die kommunikativen Funktionen des Schuldgefühls ergänzt. In der Analyse öffentlicher Schuldbekennnisse zeigt sich u. A., dass Sprecher mit dem Ausdruck von Schuldgefühlen in der Regel auf die Hinterfragung ihrer Vertrauenswürdigkeit als Person reagieren. Der Ausdruck von Schuldgefühlen zeigt in solchen Fällen die Distanz des Sprechers zum schuldhaften Verhalten an und versichert die Rezipienten seiner wiederhergestellten Gemeinschaftsfähigkeit. Zu diesem Zweck müssen Schuldgefühl nicht nur benannt, sondern auf spezifische Weise gezeigt werden.

Einführung

In den Vereinigten Staaten ebenso wie im deutschsprachigen Raum erleben wir derzeit eine Häufung von Schuldbekennnissen in der Öffentlichkeit. Ob es sich um Bundespräsidenten oder Verteidigungsminister, Gouverneure oder Landesbischöfinnen, weltbekannte Sportler oder unversehens ins Rampenlicht tretende Normalbürgerinnen handelt: Immer wieder stolpern Personen, die aus unter-

schiedlichen Gründen den Scheinwerfer des medialen Interesses auf sich ziehen, über Ungebührlichkeiten, für die sie sich vor den Augen einer anscheinend faszinierten Öffentlichkeit verantworten müssen. Aus psychologischer Perspektive verdient das Phänomen Aufmerksamkeit, weil es naturalistisches Anschauungsmaterial bietet für einen Gegenstand, den die Psychologie lange Zeit eher stiefmütterlich behandelt hat, in den letzten Jahrzehnten aber zunehmend entdeckt: die Emotion der Schuld und ihre soziale Funktion (vgl. Carnì, Petrocchi, Del Miglio, Mancini & Couyoumdjian, 2013; Tangney & Dearing, 2003). Wer sich für Schuldgefühle interessiert, kann den sozialen Gebrauch dieser Emotion in öffentlichen Schuldbekennnissen gleichsam am lebenden Objekt studieren und dadurch hoffen, die bisher vorwiegend experimentelle Forschung zu bereichern. Gefordert wird eine solche Auseinandersetzung mit naturalistischen Erscheinungsformen nicht zuletzt von experimentell arbeitenden Emotionspsychologen (z. B. App, McIntosh, Reed & Hertenstein, 2011).

Warum Schuldgefühle gerade in unserer Zeit so oft medienwirksam inszeniert werden und zum Gegenstand eines gesteigerten wissenschaftlichen Interesses avancieren, lässt sich nur spekulativ beantworten. Einleuchten mag die Entwicklung deshalb, weil die Emotion der Schuld gerade in unseren Zeiten höchster Wertschätzung für individuelle Autonomie und Handlungsfähigkeit (vgl. Bandura, 2001; Frankfurt, 1993) eine Grenze aufrichtet, indem sie die Autonomie des Einzelnen an soziale Verantwortung zurückbindet. In dieser Vorstellung mag die Hoffnung mitschwingen, dass in einer von sozialen und moralischen Beschränkungen zunehmend losgebundenen Gesellschaft gleichsam in der Natur des Menschen selbst, in seiner emotionalen Disposition, ein Regulativ seines Handelns liegt.

Um eine Erklärung zeitgeschichtlich-gesellschaftlicher Phänomene geht es in der vorliegenden Studie freilich nicht. Beabsichtigt ist ein Beitrag zur Psychologie des Schuldgefühls. Dazu werden zunächst einflussreiche Konzeptionen zu unterschiedlichen Aspekten des Schuldgefühls in der Psychologie dargestellt. Diese Konzepte werden sodann – durch eine Analyse öffentlicher Schuldbekennnisse – um Beobachtungen zur *kommunikativen Funktion* von Schuldgefühlen ergänzt, die in der Literatur bisher wenig beachtet worden sind.

Objektive und subjektive Schuld

Zunächst ist kurz die begriffliche Unterscheidung zwischen objektiver und subjektiver Schuld zu klären (vgl. Buber, 1958; Körner & Müller, 2010). Objektive Schuld liegt dann vor, wenn jemand für schuldig nicht nur gehalten wird, sondern schuldig ist. Zuweisungen eines Schuldigseins kommen traditionell in unterschiedlichen sozialen Sphären oder gesellschaftlichen »Systemen« (Luhmann, 1984) vor, von denen die augenfälligsten sein mögen: Recht, Religion, Ethik, Alltagsmoral. In allen diesen Sphären wird gewohnheitsmäßig festgestellt, dass dieser oder jener Mensch durch diesen oder jenen Aspekt seines Tuns oder Seins schuldig sei. Mit der neuzeitlichen Relativierung absoluter Positionen ist es sowohl im ethischen (z. B. Prinz, 2007) als auch im religiösen Diskurs (z. B. Zimmerling, 2009) fragwürdig geworden, ob ein objektiver Begriff von Schuld argumentativ zu verteidigen sei, aber das hat keinen Einfluss darauf, dass er weiterhin gebraucht wird. Im Rechtsdiskurs bleibt er ohnehin unangetastet.

Wenn Menschen nun sich selbst objektive Schuld zuschreiben, lässt sich von subjektiver Schuld sprechen: Subjektive Schuld ist also die Überzeugung, schuldig zu sein. Im Deutschen sind alltagssprachlich für diese Überzeugung zwei Bezeichnungen im Umlauf: Schuldbewusstsein und Schuldgefühl. Darin wird eine Differenzierung zwischen kognitiven und emotionalen Aspekten subjektiver Schuld vollzogen. Eine systematische Auseinandersetzung mit dieser Differenz findet sich in der psychologischen Literatur nicht. Für beide Aspekte subjektiver Schuld wird in der Regel der Ausdruck Schuldgefühl verwendet, vielleicht in Anlehnung an das Englische, wo der Ausdruck *guilt* sowohl die affektive als auch die kognitive Dimension subjektiver Schuld meint – und überdies objektive Schuld bezeichnet.

Konzepte des Schuldgefühls in der Psychologie

Izard (1994) beschreibt das Schuldgefühl als einen mit Traurigkeit wie mit Ängstlichkeit verwandten Zustand, der sich mit dem Wissen darum verbinde, sich (meist: einer anderen Person gegenüber) falsch verhalten zu haben. Charakteristisch dafür seien der Wunsch, das Geschehene ungeschehen und den erkannten Schaden wieder gut zu machen. Schuldgefühle entstünden aus der Einsicht eines Subjekts, dass es eine von ihm anerkannte Regel übertreten habe: »Gewöhnlich fühlen Menschen sich schuldig, wenn sie gewahr werden, dass sie eine Regel über-

treten oder ihre eigenen Normen oder Überzeugungen verletzt haben« (Izard, 1994, S. 471).

Mit diesem Hinweis auf die *situativen* Entstehungsbedingungen ist indes noch nicht geklärt, wie Menschen überhaupt dazu kommen, die Disposition zu Schuldgefühlen zu entwickeln. Die entwicklungspsychologische Forschung zur Entstehung der Moralität überhaupt ist seit den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts vereinnahmt worden durch Kohlbergs philosophisch inspirierte Untersuchungen zur Entwicklung des moralischen Urteils (Kohlberg, 1981; Kohlberg, Levine & Hewer, 1983). Moralische Emotionen gelten in dieser Perspektive als ein Phänomen von untergeordneter Bedeutung; ob sie das von der Vernunft geleitete moralische Urteil festigen oder schwächen, so oder so sind sie eher Anhängsel der Moral als deren Konstituenten.

Trotz dieser Vereinnahmung hat sich die Psychologie gelegentlich mit emotionalen Grundlagen moralischen Handelns und damit der ontogenetischen Entwicklung des Schuldgefühls beschäftigt. Eine einflussreiche Position, diejenige der Lerntheorie, bringt Schuldgefühle in einen Zusammenhang mit normwidrigem Verhalten und der Furcht vor Bestrafung. Ein junger Mensch verletzt eine Regel, wird dafür bestraft und fürchtet von nun an, bei ähnlichen Regelverletzungen wiederum bestraft zu werden. Schuldgefühle in diesem Verständnis sind verdeckte Furchtempfindungen: Was die unlustvolle Empfindung in der Folge einer als normwidrig begriffenen Tat auslöst, ist nicht der Rückblick auf die Tat, sondern die Voraussicht auf die drohende Bestrafung (Mowrer, 1960; Sarason, 1966). Dieser Mechanismus der Schuldgefühlsentstehung wird in anderen lerntheoretischen Konzeptionen genauer gefasst. So vertritt Unger (1962; zit. nach Izard, 1994) die These, dass die Furcht vor Liebesverlust als Folge des normwidrigen Verhaltens besonders geeignet sei, Schuldgefühle *in situ* auszulösen und dauerhaft die Ausbildung der Disposition zu fördern. Prototypisch hierfür ist der Fall, dass Eltern einem Kind, das eine Regel verletzt hat, den Ausdruck ihrer Zuneigung entziehen, um es so den regelverletzenden Charakter seines Verhaltens fühlen und erkennen zu lassen. Das Kind merkt sich nun diese Regel, fürchtet sich bei neuerlicher Übertretung vor dem neuerlichen Verlust der Zuneigung und übersetzt dieses Furchtgefühl allmählich in ein Schuldgefühl, das zunehmend unabhängig wird von der Erwartung des Liebesentzugs. Es fühlt sich auch dann schuldig, wenn die Bestrafung nicht oder nicht unmittelbar droht.

Zu dieser fortschreitenden Emanzipation des Schuldgefühls vom Realismus der Sanktionserwartung findet man in den lerntheoretischen Konzeptionen indes wenig Aufschlüsse. Erklärt werden muss ja zweierlei: erstens die Tatsache, dass sich

die Sanktionsfurcht im Lauf der Zeit auf immer weitere Kreise von Verhaltensnormen bezieht; zweitens, warum sich die Furcht vor externer Bestrafung zur inneren, intrapsychischen Sanktionsmacht des Gewissens (verstanden als Disposition zur Empfindung von Schuldgefühlen) weiterentwickelt.

Eine Lösung dieses Problems gerät in Sichtweite, wenn man Schuldgefühle in einen Zusammenhang bringt mit dem Vermögen der Empathie (Hoffman & Saltzstein, 1967; Hoffmann, 1997, 2000). Nach dieser Argumentation reicht die Verknüpfung des Bewusstseins von eigenem normwidrigem Verhalten mit der Furcht vor Sanktionen nicht aus, um Schuldgefühle zu erzeugen. Hinzukommen muss, dass der Täter sich einfühlt in das Opfer seines Regelverstoßes: dass er dessen Perspektive mental nachvollzieht und seine Leiderfahrung emotional nacherlebt (vgl. Eisenberg, Spinrad & Sadovsky, 2006; Eisenberg, Valiente & Champion, 2004). Experimentelle Belege für diese kritische Funktion der Empathie finden sich zusammengefasst bei Hoffman (2000), Befunde zur Entwicklung von Empathie in der Kindheit etwa bei Zahn-Waxler (2000) oder Zahn-Waxler und Robinson (1995). Für die konzeptuelle Verknüpfung von Schuldgefühl und Moralität ist das Phänomen der Empathie wichtig, weil erst dieses das Schuldgefühl über die selbstbezogene Furcht vor Bestrafung und Liebesverlust hinaus und an die altruistische (Be-)Achtung der anderen Person heranführt.

Von der intrapsychischen zur interpersonellen Konzeption des Schuldgefühls

Den bisher skizzierten Auffassungen des Schuldgefühls in der Psychologie ist gemeinsam, dass sie die Entstehung und Erscheinungsformen dieser Emotion vorwiegend aus Wahrnehmungen und Bewertungen des sich schuldig fühlenden Individuums betrachten. Der davon abzugrenzende sozialpsychologische Ansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er Schuldgefühle als *soziale Emotionen* begreift, die typischerweise aus nahen interpersonellen Beziehungen hervorgehen und für die Regulierung dieser Beziehungen wichtige Funktionen erfüllen (vgl. Carnì et al., 2013).

Baumeister, Stillwell und Heatherton (1994) berufen sich bei ihrer Bündelung dieses Ansatzes auf die empirische Literatur. Tangney (1992) hatte 146 Probandinnen und Probanden gebeten, schriftlich von Erlebnissen zu berichten, die dazu führten, dass sie sich schuldig fühlten. Im Ergebnis zeigte sich, dass nahezu alle dieser Schuldserzählungen einen Verstoß gegen das Wohl einer den Protagonisten *nahestehenden Person* zum Gegenstand hatten. In einer Studie von Baumeister und Kol-

legen (1995) bestätigte sich dieser Befund. Darüber hinaus wurde deutlich, dass der Ausdruck von Schuldgefühlen in interpersonellen Beziehung häufig mit einem »emotionalen Ausgleich« einhergeht: In der Wahrnehmung der Beteiligten nähert sich das emotionale Befinden desjenigen, der sich schuldig fühlt, dem Leid des Geschädigten an. Dieser fühlt seinen Schmerz dadurch gelindert, dass er den Anderen sein Tun bereuen und am Schuldgefühl leiden sieht: die Folge ist eine Art soziale Katharsis (vgl. O'Malley & Greenberg, 1983).

Ein zentrales Merkmal sowohl der von Tangney (1992) wie auch der von Baumeister et al. (1995) zusammengetragenen Schuldberzählungen stellt die in aller Regel enge Beziehung zwischen Schädiger und Geschädigtem dar. Baumeister und Kollegen ziehen aus diesen und einigen weiteren Befunden den Schluss, dass sich Schuldgefühle ursprünglich und typischerweise in engen Beziehungen entwickeln. Dabei orientieren sie sich an der von Clark (1984; Clark & Mills, 2012) eingeführten Unterscheidung zwischen Gemeinschaftsbeziehungen und Austauschbeziehungen. In Austauschbeziehungen legen es alle Beteiligten darauf an, ein für sie persönlich vorteilhaftes Verhältnis von Geben und Nehmen zu erlangen, Fairness ist in solchen Beziehungen keine moralische Forderung, sondern ein technisches Regulativ. Wird eine Beziehung unfair, so zieht sich der benachteiligte Partner daraus zurück; deshalb – und nur deshalb – hat auch der andere Beziehungspartner ein Interesse daran, die Fairness zu wahren. In Gemeinschaftsbeziehungen dagegen sorgen sich die Beziehungspartner gegenseitig um das Wohlergehen des Anderen und bemühen sich darum, auch wenn sich damit nicht unmittelbar die Befriedigung von Eigeninteressen verbindet; die Partner fühlen sich einander emotional verbunden. Ohne ein geeignetes Regulativ stünden diese Beziehungen in der Gefahr, durch Asymmetrien des Gebens und Nehmens dauerhaft belastet zu werden. Baumeister und Kollegen (1995) nehmen an, dass Schuldgefühle dieses Regulativ sind. Sie mahnen die Beziehungspartner zur Fairness auch da, wo der Andere in seiner emotionalen Abhängigkeit nicht die Mittel hat, diese Fairness zu erzwingen. Hier mag man indes hinzufügen, dass just die Anfälligkeit des Beziehungspartners für Schuldgefühle dem Anderen ein solches Mittel an die Hand geben mag – ein Mittel wo nicht des Zwangs, so doch der Beeinflussung. Wie sich in empirischen Befunden andeutet, sind nahe Beziehungen nämlich nicht nur der Ort, wo Menschen Schuldgefühle am häufigsten empfinden – sie sind auch der Ort, wo wir Schuldgefühle besonders oft absichtlich in Anderen hervorrufen wollen (Vangelisti, Daly & Rudnick, 1991), beispielsweise durch den Ausdruck von Enttäuschung oder Ärger (zu letzterem vgl. Habermas, 2001).

Die Entstehung des Schuldgefühls führen Baumeister und Kollegen (1994) ganz ähnlich wie die bereits skizzierten Konzeptionen auf die Fähigkeit zu empathischem Mit-Leiden (engl. *empathic distress*) und die Angst vor sozialer Ausgrenzung (engl. *anxiety over social exclusion*) zurück. In dieser Auffassung wird die Entstehung eines Schuldgefühls dann besonders wahrscheinlich, wenn ein Subjekt (a) eigenes Verhalten ursächlich mit dem Ungemach eines anderen Menschen in Verbindung bringt, wenn es (b) dieses Ungemach des Anderen in empathischer Einstellung als unlustvoll (aversiv) empfindet, und wenn es (c) fürchtet, als Folge von (a) den Anschluss an wichtige Beziehungspartner zu verlieren. Nicht erforderlich ist dabei *nota bene* die Einsicht, dass eine moralische Norm verletzt worden sei, wie es noch Izard (1994) als zentrales Bestimmungsstück des Schuldgefühls annahm und wie es heute Bestandteil der meisten Theorien moralischer Emotionen ist (vgl. Prinz & Nichols, 2010).

Gegen den gesamten Gedankenzug kann man einwenden, dass eine auf Empathie und Ausgrenzungsangst beruhende Konzeption des Schuldgefühls kaum weit genug reicht, die ganze Vielfalt des Phänomens einzufangen. Selbst wenn Schuldgefühle infolge von Verstößen gegen das Wohl eines Beziehungspartners der prototypische Fall sein mögen, kommen sie doch augenscheinlich auch in Fällen vor, die diesem Muster nicht entsprechen. In Tangneys (1992) Untersuchung etwa berichteten einige Probandinnen, dass sie sich schuldig gefühlt hätten, weil es ihnen nicht gelungen sei, eine Diät einzuhalten: hier war also dem Anschein nach kein interpersonelles Moment im Spiel. Auch gibt es natürlich Fälle, in denen wir uns wegen eines Verhaltens gegenüber völlig Fremden schuldig fühlen, bis hin zu Situationen, wo eine ursächliche Verbindung zwischen unserem Verhalten und dem Leid des Fremden überhaupt nicht mehr erkennbar ist, wie es für das Phänomen der Überlebensschuld zutrifft (Niederland, 1961; O'Connor, Berry, Weiss, Schweitzer & Sevier, 2000). Baumeister, Stillwell und Heatherton (1994) vertreten die These, dass sich solche »verfeinerten« Formen des Schuldgefühls aus der ursprünglichen Form herleiten. Dabei schreiben sie dem Prozess der Sozialisation eine wichtige Funktion zu. Wesentlich von moralischer Sozialisation hänge es ab, in welchem Ausmass wir im Verlauf der individuellen Entwicklung unsere empathische Orientierung auf immer weitere Kreise von Mitmenschen übertragen. Auch die Internalisierung von Verhaltensvorschriften zur Vermeidung von Schuldgefühlen, ihre Verdichtung zu situationsübergreifenden Normen, ergebe sich aus Sozialisationsprozessen. Daraus entsteht, wie man hinzufügen kann, möglicherweise jene Integration von emotionalen und intellektuellen Aspekten der eigenen Moralität, die in der Literatur gelegentlich als moralisches Selbst bezeichnet wird (Stets &

Carter, 2011; Tappan, 1999). Aber: Die lebensgeschichtlich frühe Entstehung des Schuldgefühls aus gemeinschaftlichen Beziehungen bleibt nach der Auffassung von Baumeister und Kollegen (1994) ein Leben lang die stärkste und resistanteste Quelle dieser Emotion. Dagegen seien jene durch moralische Sozialisation verfeinerten Formen von schnellem Verfall bedroht (ebd., S. 246).

Schuldgefühl und verwandte Emotionen

Neben dem Schuldgefühl gibt es eine Reihe weiterer Emotionen, die diesem hinsichtlich ihrer Erlebensqualität, ihrer gedanklichen Assoziationen, ihrer Handlungsimplicationen und situativen Entstehungsbedingungen ähnlich sind. Die Anzahl solcher schuldverwandter Emotionen ist kaum kultur- und sprachübergreifend eindeutig festzulegen; so zeigt etwa der Vergleich mit dem Chinesischen, dass dort sowohl die Begriffe Schuld als auch Scham erheblich feiner differenziert werden, als es im Deutschen oder Englischen der Fall ist (Bedford & Hwang, 2003). Im Folgenden werden kurz die Unterschiede zwischen dem Schuldgefühl und denjenigen verwandten Emotionen hervorgehoben, die in der Literatur am häufigsten Beachtung finden. Gemeint sind die Emotionen der Scham, der Reue und des Bedauerns.

Die Kontrastierung von Schuldgefühl und Scham¹ (engl. *shame*, zum Übersetzungsproblem siehe Fußnote 1) hat in der psychologischen Literatur viel Aufmerksamkeit gefunden. So geht Tangney (1990) in Anlehnung an Lewis (1971) davon aus, dass sich das Schuldgefühl eines Menschen auf ein einzelnes Fehlverhalten bezieht, während Scham ihn als Person trifft. Wer sich schuldig fühle, werfe sich eine konkrete Handlung vor (»wie konnte ich *das tun?*«), wer sich schäme, verurtei-

¹ Der deutsche Begriff Scham ist mehrdeutiger als der englische Ausdruck *shame*, was Verweise von der deutschsprachigen auf die englischsprachige Literatur *et vice versa* schwierig und potenziell missverständlich macht. Was im Englischen gemeinhin als *shame* bezeichnet wird, ist die Substantivierung dessen, was wir im Deutschen beispielsweise mit dem Imperativ *schäm dich!* ausdrücken. Es geht hier um eine Emotion, die eine heftige moralische Verurteilung beinhaltet. Dagegen ist Scham im Deutschen in seiner naheliegendsten Bedeutung ein Gefühl des Bloßgestelltseins (Wahrig-Burfeind, 1997), ein Gefühl von Peinlichkeit, das sich keineswegs auf moralische Blößen im engeren Sinn beziehen muss (für eine hilfreiche Differenzierung unterschiedlicher Sphären von Moralität s. Shweder, Much, Mahapatra & Park, 1997). Der englische Ausdruck, der dieser Bedeutung von Scham wohl am nächsten kommt, lautet nicht *shame*, sondern *embarrassment* (vgl. Keltner & Buswell, 1997). Wenn im vorliegenden Beitrag von Scham die Rede ist, dann ist damit das im Englischen als *shame* bezeichnete Phänomen gemeint.

le sich als Menschen (*ich war das!*). Zur empirischen Überprüfung dieser These entwickelten Tangney, Wagner und Gramzow (1989) ein Erhebungsinstrument, das inzwischen in der dritten Version vorliegt (TOSCA-3; Tangney, Dearing, Wagner & Gramzow, 2000) und ins Deutsche übersetzt wurde (Kocherscheidt, Fiedler, Kronmüller, Backenstrass & Mundt, 2002). Die auf dem TOSCA beruhende Forschung (Übersichten bei Tangney & Dearing, 2003; Tangney, Stuewig & Mashek, 2007) arbeitet eine ganze Reihe von Unterscheidungskriterien zwischen Schuld- und Schamgefühlen heraus. Kennzeichnend für Scham ist demgemäß eine höhere Intensität des Unbehagens, Scham ist in seiner Erlebensqualität peinvoller als Schuld. Anders als das Schuldgefühl geht Scham regelmäßig einher mit dem Gefühl, klein, machtlos, wertlos zu sein, und Scham führt anders als Schuld meist zu dem Wunsch, der Situation zu entfliehen und sich zu verbergen. Die Zuschreibung des Ungenügens fällt bei der Scham wie angenommen auf die Person als ganze, entsprechend wünscht der, der sich schämt, Aspekte *der eigenen Person* zu verändern oder rückgängig zu machen (Tracy & Robins, 2006). Umgekehrt ist das Gefühl der Schuld zwar ebenfalls unangenehm, aber nicht so hochnotintensiv wie dasjenige der Scham. Wer sich schuldig fühlt, empfindet innere Anspannung und Reue über das eigene Fehlverhalten, die Verurteilung beschränkt sich aber in der Regel auf diese konkrete Verfehlung, ohne das Urteil über die eigene Person erheblich in Mitleidenschaft zu ziehen. Der Verhaltensimpuls zielt nicht auf Flucht, sondern auf Wiedergutmachung (Tangney, Miller, Flicker & Barlow, 1996). Bildlich ausgedrückt: Wer sich schuldig fühlt, bleibt stehen, blickt den Anderen ins Gesicht und tut sein Möglichstes, das Zerbrochene zusammenzuflicken. Wer sich schämt, verdeckt sein Gesicht, wendet sich um und läuft. Keine klaren Unterschiede finden sich bezüglich der Situationen, die Schuldgefühle oder Scham auslösen, oder bezüglich der Öffentlichkeit des Verstoßes. Menschen scheinen sich grundsätzlich derselben Dinge zu schämen, derer sie sich schuldig fühlen (Tracy & Robins, 2006), und sie scheinen Scham wie Schuld sowohl im Beisein anderer Menschen als auch in deren Abwesenheit zu empfinden (Tangney et al., 1996), wobei allerdings für Scham doch mindestens die *Vorstellung* eines sozialen Bloßgestelltseins erforderlich ist.

Die mit dem Namen Tangney verbundene Forschungsliteratur lässt insgesamt keinen Zweifel daran, von welcher Gefühlsdisposition für das Gemeinwohl mehr zu erwarten sei. Auf der einen Seite steht das Schuldgefühl als eine prosoziale, moralische, auch individuell adaptive Emotion, auf der anderen Seite die Scham als deren »böser Zwilling« (Tangney et al., 2007, S. 361), der all das Positive des Schuldgefühls in sein Gegenteil verkehrt. Zum Schuldgefühl neigende Personen

bemühen sich im Vergleich mit schamanfälligen nicht nur stärker um Wiedergutmachung, sondern sie verfügen etwa auch über größere empathische Fähigkeiten (Joireman, 2004; Leith & Baumeister, 1998), können konstruktiver mit eigener Aggression umgehen (Lutwak, Panish, Ferrari & Razzino, 2001) und weisen eine robustere psychische Gesundheit auf (Tangney & Dearing, 2003; Tangney et al., 2007). Männliche Straftäter, die zu Schuldgefühlen neigen, werden seltener rückfällig als solche, die zu Scham neigen (Tangney, Stuewig & Hafez, 2011).

In den letzten Jahren ist freilich Kritik an vielen dieser Befunde geäußert worden. Beanstandet wird die methodische Konstruktion des TOSCA-Fragebogens: Die auf Schuldgefühle bezogenen Items des Instruments enthielten in vielen Fällen bereits die Verbindung mit wiedergutmachendem Verhalten, deswegen sei die hohe Korrelation zwischen Schuldgefühl und Wiedergutmachungstendenz nicht verwunderlich; umgekehrt seien viele Items in der Scham-Skala mit verringertem Selbstwertgefühl konfundiert (Luyten, Fontaine & Corveleyn, 2002; Silfver, 2007). Auch fokussierten die Szenarien nur auf bestimmte Formen von Schuldgefühlen, andere, möglicherweise weniger adaptive, kämen nicht vor (Ferguson & Stegge, 1998). Ein Autorenteam vermutet aufgrund neuerer Befunde gar, dass die Schuld-Skala des TOSCA nur die Tendenz zu Wiedergutmachung, nicht aber die Neigung zu Schuldgefühlen messe, die Scham-Skala nur die Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls, nicht aber die Schamanfälligkeit (Giner-Sorolla, Piazza & Espinosa, 2011). Verglichen mit dem Verhältnis zur Scham ist die Nachbarschaft des Schuldgefühls zu den Emotionen der Reue und des Bedauerns bisher wenig beachtet geblieben (vgl. aber Berndsen, Van der Pligt, Doosje & Manstead, 2004; Carnì et al., 2013). Zumindest begrifflich-konzeptuell lässt sich die Grenze vergleichsweise sauber markieren. Die Unterscheidung zwischen Reue und Bedauern kann man zunächst auf eine einfache Differenz der Intensität zurückführen: Reue ist intensives Bedauern. Dafür spricht u. A., dass der englische Ausdruck für Bedauern (*regret*) wie einige weitere Ausdrücke (z. B. *remorse*, *penitence*) auch für Reue stehen kann. Indes verweist der Alltagssprachliche Gebrauch der Begriffe Bedauern und Reue auf etwas kompliziertere Verhältnisse. Während Reue zwingend auszudrücken scheint, dass man das Bereute, falls man noch einmal in derselben Situation stünde, nicht wieder tun würde, kann man etwas bedauern und damit seine Folgen für misslich halten, ohne es deswegen für falsch zu halten: dann nämlich, wenn man die Folgen des nicht gezeigten Verhaltens für noch misslicher gehalten hätte (vgl. »ich bedauere, dich verletzt zu haben, aber irgendjemand musste es dir mal sagen«).²

² In der deutschen Sprache scheint außerdem zu gelten, dass wir Dinge bedauern (aber nicht bereuen) können, selbst wenn sie keinen Zusammenhang zu unserem Verhalten haben (»ich

Reue lässt sich inhaltlich als der Wunsch begreifen, dass man etwas, was man getan hat, nicht getan hätte. Insofern ist Reue ein gegen die Wirklichkeit sich richtender, kontrafaktischer Wunsch, der sich niemals zu erfüllen vermag, wohl aber, ähnlich wie das Schuldgefühl, auf künftige Handlungen Einfluss nehmen kann, die das bereute Verhalten wieder ausgleichen sollen. Die wohl zentrale Differenz zwischen Reue und Schuldgefühl besteht darin, dass Reue keine Person als Adressaten hat, während das Schuldgefühl zumindest in seiner prototypischen Form ein Gefühl der Schuld *gegenüber Anderen* ist. Reue bezieht sich nach Ansicht verschiedener Autoren stets auf negative Folgen eines Verhaltens für die eigene Person, während bei Schuldgefühlen in der Regel die negativen Folgen für Andere im Zentrum stehen (Berndsen et al., 2004). Wer Reue empfindet, kann das tun, ohne sich schuldig zu fühlen. So mag ein Kind, das bei einem Diebstahl erwischt worden ist, diesen Diebstahl bereuen, weil es dessen Konsequenzen nachträglich vermieden zu haben wünscht, muss sich aber deswegen nicht schuldig fühlen, weder vor sich selbst noch vor Anderen.

Die Tatsache, dass Reue dennoch gelegentlich als eine Emotion aufgefasst wird, die ein *moralisches* Urteil impliziert, hat wohl mit der Herkunft des Begriffs aus religiösen Traditionen zu tun. In der christlichen Tradition etwa ist die »vollkommene Reue« (lat. *contritio*, im Deutschen gelegentlich als Zerknirschung bezeichnet) tatsächlich mehr als ein Wegwünschen dessen, was man getan hat; sie schließt hier die Einsicht in das Normwidrige der eigenen Tat und ein Gefühl der Schuld gegenüber Gott mit ein (Hahn, 1982). Bereits im Mittelalter ist indes auch die Form einer »unvollkommenen Reue« (lat. *attritio*) bekannt: unvollkommene Reue empfinden Menschen, wenn sie ein Verhalten im Nachhinein nur deshalb bedauern, weil ihnen dafür Bestrafung im Jenseits droht (ebd.). Übertragen auf allgemeine, auch säkulare Verhältnisse bedeutet das: Man bereut das Verhalten nur, weil es extern sanktioniert ist. Der heutige Alltagssprachliche Begriff von Reue scheint sich auf beides beziehen zu können: Er kann eine moralische Verurteilung des eigenen Tuns beinhalten, kann aber auch lediglich aus einer Verwünschung der Folgen eines Verhaltens geschöpft sein. Im Fall einer moralischen Verurteilung kann sich die Reue auf ein Vergehen gegenüber einer anderen Person beziehen und geht dann wohl oft einher mit einem Schuldgefühl, wird vielleicht gar identisch damit.

bedauere, dass du gestern nicht gekommen bist«), im Englischen scheint dieser Zusammenhang verbindlicher. In solchem Sinn heißt bedauern zu deutsch wohl einfach: wünschen, etwas hätte sich nicht (so) ereignet. Interessant ist das deshalb, weil die deutsche Sprache nahelegt, beim Bedauern eigenen und fremden Verhaltens handle es sich basal um dieselbe Emotion.

Sie kann sich aber auch auf Verstöße etwa gegen persönliche Prinzipien der Lebensführung beziehen, die die Emotion der Schuld nicht berühren müssen.

Schuldgefühl und Intentionalität

Zahlreiche Befunde belegen, dass wir andere Menschen im Fall eines Fehlverhaltens für umso schuldiger halten, je mehr wir dazu neigen, ihnen eine Absicht für das betreffende Verhalten zuzuschreiben (Darley & Shultz, 1990; Harris, 1977; Heider, 1958; Weiner, 1995; Zelazo, Helwig & Lau, 1996). Das Ausmaß, in dem wir die Absichtlichkeit des Verhaltens neben anderen Faktoren wie dem Ausmaß des Schadens berücksichtigen, ist in der frühen Kindheit noch begrenzt (Piaget, 1932/1954; Farnill, 1974; Yuill & Perner, 1988), wird aber spätestens im Erwachsenenalter zur wichtigsten Einflussgröße bei der Beurteilung der Schuld (Baird & Astington, 2004; Cushman, 2008; Gino, Shu & Bazerman, 2010; Shultz, Wright & Schleifer, 1986).

Bemerkenswerterweise bezieht sich die umfangreiche Forschungsliteratur in diesem Feld nur auf Zuschreibungen von Schuld an andere Personen. Darf man aus den Befunden folgern, dass wir auch im Hinblick auf unser eigenes Fehlverhalten, sobald wir es als ein solches erkennen, umso eher Schuldgefühle empfinden, je absichtlicher wir dieses Verhalten unternommen haben? Die wenigen empirischen Befunde, die zu dieser Frage vorliegen, weisen in die entgegengesetzte Richtung. So stellte McGraw (1987) in einem Vignettenexperiment fest, dass ihre Versuchspersonen in der Identifikation mit einem Protagonisten, der sich *unabsichtlich* falsch verhielt, größere Schuldgefühle berichteten als bei absichtlichem Verhalten. Auch anderen Handlungsträgern schrieben sie nach unabsichtlichem Fehlverhalten stärkere Schuldgefühle zu. Damit übereinstimmend fanden Baumeister et al. (1994), dass in denjenigen Erzählungen ihrer Probandinnen, bei denen ein Fehlverhalten zu Schuldgefühlen führte, absichtliche Verfehlungen deutlich seltener waren als in anderen Erzählungen, in denen es nach dem Fehlverhalten nicht zu Schuldgefühlen kam. Zusammengefasst scheint sich daraus die Erkenntnis zu ergeben, dass wir umso eher geneigt sind, uns selbst für schuldig zu halten, je weniger wir das entsprechende Ereignis absichtlich herbeigeführt haben, während wir umgekehrt andere Menschen bei zunehmender Absichtsunterstellung für umso schuldiger halten.³

³ Der Begriff der Absicht würde einer genaueren Einführung bedürfen, die hier aus Platzgründen nicht geleistet werden kann. Absichtliche Handlung heißt im Kontext dieses Bei-

Die Erklärung dieses kontraintuitiven Zusammenhangs ist nicht Gegenstand dieses Beitrags. Eine naheliegende Interpretation lässt sich aber kurz benennen. So mag der Zusammenhang sich teilweise daraus ergeben, dass wir Handlungen, die wir von vornherein als falsch erkennen, in der Regel gar nicht erst begehen, sei es zur Vermeidung kognitiver Dissonanz (Festinger, 1957; Thibodeau & Aronson, 1992; vgl. Kohler, 2012) oder zur Vermeidung antizipierter Schuldgefühle. Das heißt umgekehrt, dass wir unser absichtliches Handeln selten für falsch halten. Wo wir das doch tun, geschieht das meist erst in einer *nachträglichen* Reinterpretation dieses Handelns, die die Handlung in einem neuen Licht erscheinen lässt. Eine solcherart transformierende Nachträglichkeit (vgl. psychoanalytische Autoren; z. B. Freud, 1999a, 1918/1999c; Eickhoff, 2009) ist nun bei unabsichtlichen Handlungen zumindest im unmittelbaren Nachhinein der Tat deutlich wahrscheinlicher als bei absichtlichen. McGraw (1987) nennt an einer Stelle ihrer Studie das Beispiel einer Kellnerin, die bei einer Hochzeit unabsichtlich eine Champagnerflasche über das Hochzeitskleid der Braut verschüttet, damit die Stimmung des Brautpaares ruiniert und sich hinterher intensiv schuldig fühlt. Was bei anderen Folgen wohl nichts weiter gewesen wäre als das alltägliche Missgeschick einer Kellnerin, verwandelt sich in der nachträglichen Retusche zur tadelnswerten, mit Schuldgefühlen beladenden Nachlässigkeit. Hätte sich die Kellnerin im Gegenteil vorgenommen, die Hochzeitsfeier zu sabotieren, hätte sie sich hinterher kaum schuldig gefühlt, denn sonst würde sie Sabotage kaum begangen haben.

Entscheidend für die Entstehung von Schuldgefühlen scheint der Umstand zu sein, dass das betreffende Verhalten nachträglich anders gesehen wird als vor oder in dem Vollzug des Verhaltens selbst. Das ist zwar auch bei absichtlichem Fehlverhalten möglich: Mancher absichtsvolle Übeltäter mag nach seiner Tat von der eigenen Empathie mit dem Geschädigten oder – wobei freilich der Begriff der Absichtlichkeit ins Schwanken gerät (vgl. Fußnote 2) – vom Ausmaß der Folgen seiner Tat überrascht werden. So kann etwa die Kellnerin das absichtsvolle Verschütten der Flasche aufs Brautkleid als perfide Lust vorhersehen, im Vollzug der Tat aber merken, dass sie den Eindruck der wässrigen Augen der Braut auf ihre eigene Empathiefähigkeit unterschätzt hat. Indes: Die Entstehung einer solchen Differenz zwi-

trags ein Verhalten dann, wenn das Subjekt vor seiner Entscheidung für dieses Verhalten wusste, dass es zu derjenigen Folge führen würde, zu der es dann tatsächlich führte. Unabsichtlich ist ein Verhalten dann, wenn das Subjekt die tatsächlichen Folgen des Verhaltens nicht vorhergesehen hat. Absichtlichkeit bezieht sich also immer auf die Folgen, aus deren Perspektive man das jeweilige Verhalten betrachtet. Sie ist von anderen Facetten des Agentivitätsbegriffs wie Gewolltheit, Bewusstheit oder Kontrolle zu unterscheiden (vgl. Duranti, 2004).

schen Vorher und Nachher ist doch bei unabsichtlichen Missgeschicken und Unfällen, bei denen sich die Reinterpretation ganz abrupt im Angesicht der unerwarteten Folgen vollzieht, deutlich wahrscheinlicher als bei absichtlichen Handlungen. Hier muss die Person zwischen absichtsvollem Handeln und Entstehung des Schuldgefühls gleichsam eine innere Wandlung vollziehen, die erst die Differenz zwischen simultaner und nachträglicher Beurteilung erzeugt und die kognitive Dissonanz, die es bei Revisionen des eigenen Urteils zu überwinden gilt, abbaut. Auf diesen Punkt wird in den empirischen Analysen dieses Beitrags noch einmal ausführlich verwiesen.

Schuldgefühl und moralische Normen

Die psychologische Auffassung von Schuldgefühlen hat sich lange Zeit (vgl. die eingangs dargestellte Konzeption von Izard, 1994) an jene kognitivistische Tradition in der Moralphilosophie angelehnt, derzufolge Schuldgefühle aus der Verletzung subjektiv anerkannter moralischer Normen entstehen. So schreiben etwa Demmerling und Landweer (2007) als Vertreter dieser Tradition: »Scham, Schuldgefühl und Empörung können als Anzeichen dafür fungieren, dass mindestens aus der Perspektive derjenigen, die diese Gefühle haben, ein Verstoß gegen moralische Normen begangen wurde. Die Missachtung dieser Normen löst (moralische) Scham, Schuldgefühl und Empörung aus. Um in solchen Situationen diese Gefühle überhaupt haben zu können, muss man die Normen, gegen die verstoßen wurde, als moralische Normen anerkennen« (ebd., S. 236).

Aus den voranstehenden Abschnitten ergeben sich zusammenfassend erhebliche Zweifel an dieser These. Dieser Kritik zufolge ist nicht zuerst die Einsicht in die Norm da und aus ihr folgt sodann das Schuldgefühl. Sondern: Das Schuldgefühl ist zuerst da und aus ihm folgt dann die Einsicht in die Normverletzung. Argumente, die für eine solche Umkehrung der üblichen Kausalitätsthese sprechen, stammen zunächst aus der Entwicklungspsychologie, die aufzeigt, dass Kinder Schuldgefühle bereits zu einem frühen Zeitpunkt der Entwicklung empfinden, einer Zeit, da man ihnen ein Bewusstsein für die Geltung moralischer Normen kaum unterstellen kann (vgl. Kochanska, Gross, Lin & Nichols, 2002; Zahn-Waxler, 2000; Zahn-Waxler & Kochanska, 1990). Kognitive Voraussetzungen des Schuldgefühls wären demzufolge lediglich darin zu sehen, dass Kinder sich selbst als ein handelndes Ich begreifen können und dass ihnen bewusst ist, andere

Menschen durch ihr Handeln schädigen zu können. Eine rationale Anerkennung verpflichtender Verhaltensnormen scheint dafür nicht nötig.

Weitere Belege für eine ontogenetische Priorität des Schuldgefühls vor der Anerkennung moralischer Normen stammen aus der dargestellten sozialpsychologischen Forschung. Letztere macht zumindest wahrscheinlich, dass Schuldgefühle meist dort sich entwickeln, wo Menschen nach einem problematischen Verhalten gegen ihnen nahestehende Person eine Beeinträchtigung ihrer Beziehung, einen sozialen Ausschluss befürchten. Das Schuldgefühl resultiert dann ohne Umweg über das Normbewusstsein direkt aus der Einsicht, dass der Andere, den man in empathischer Einstellung nicht geschädigt sehen möchte, geschädigt worden ist, und aus der Befürchtung, dass diese Schädigung sich auf die Beziehung zum Anderen niederschlägt.

Diese These hat gewichtige Konsequenzen. Falls sie zutrifft, können soziale Gemeinschaften auf die Anerkennung, die einzelne Mitglieder den geltenden Normen zollen, Einfluss nehmen durch die Erweckung von Schuldgefühlen, die ihrerseits nicht von einer vorgängigen Anerkennung von Normen abhängig sind: nämlich durch die Präsentation einer Schädigung, die die Empathie des Täters erwecken soll, und die Androhung eines Entzugs sozialer Bindungen. Umso wichtiger wird vor solchem Hintergrund eine Analyse der sozialen Produktionsstätten des Schuldgefühls, wie sie in öffentlichen Schuldbekennnissen (teilweise) sichtbar werden.

Funktionen des Schuldgefühls

Diese Auffassung konvergiert mit einem funktionalistischen Verständnis von Emotionen (App, McIntosh, Reed & Hertenstein, 2011; Izard & Ackerman, 2000; Keltner & Gross, 1999). Die Funktionalität von Schuldgefühlen lässt sich zunächst aus der Perspektive des Kollektivs betrachten, das über die Erweckung von Schuldgefühlen Einfluss auf die Verhaltensweisen von Individuen nimmt. Hier wird die primäre Funktion in sozialer Kontrolle gesehen (vgl. Amodio, Devine & Harmon-Jones, 2007; Izard, 1994; Levine, 1973; Whiting & Child, 1953). Soziale Kontrolle kann sich zum einen auf zwischenmenschliche Verstöße beziehen, die bereits eingetreten sind. Dann übernimmt das Schuldgefühl als unangenehme, aversive Erfahrung eine wichtige Funktion, indem es wiedergutmachende Handlungen in ein gemeinsames Interesse sowohl des Opfers als auch des Täters stellt. Durch die Wiedergutmachung kann der Täter nicht nur den Geschädigten vom Schaden, sondern

auch sich selbst vom Schuldgefühl befreien. Auf der anderen Seite kann die Gemeinschaft Verstößen gegen ihre Regeln dadurch vorbeugen, dass sie ihre Mitglieder durch Sozialisation dahin bringt, Verstöße aus Furcht vor sich einstellenden Schuldgefühlen gar nicht erst zu begehen. Diese letztere, präventiv orientierte Funktion hat insbesondere in der psychoanalytischen Literatur viel Aufmerksamkeit gefunden. Hier ist betont worden, dass die Angst vor dem Schuldgefühl (bezeichnet als Schuld- oder auch Gewissensangst) zur Disziplinierung menschlichen Handelns hervorragend taugt (Carni et al., 2013; Freud, 1917/1999b, 1923/1999d), in vielen Fällen freilich mit unguten Folgen für die psychische Gesundheit, weil Menschen auf ihre Angst, schuldig zu sein oder zu werden, mit Formen unbewusster Selbstbestrafung reagierten, die wiederum zur Quelle psychopathologischer Symptome würden (z. B. Freud, 1917/1999b; Hirsch, 2010; Panken, 1983).⁴

Eine Funktion von Schuldgefühlen für die individuellen Träger der Emotion wird in vereinfachter Selbstkontrolle gesehen: Wer empfänglich ist für Schuldgefühle, hat es leichter, sozialen Forderungen zu genügen, denn er vernimmt solche Forderungen nicht nur von außen, als Ruf der Anderen, sondern zugleich aus seinem Inneren, aus einem aus ihm selbst stammenden Gefühl der Mahnung. Er steigert die eigene Sensibilität für die Erwartungen der Anderen und erhöht die Fähigkeit, auf diese Erwartungen angemessen zu reagieren (Barrett, 1995; Haidt, 2003; Kroll & Egan, 2004). Insofern sind Schuldgefühle, sei es als antizipierte oder als im Nachhinein empfundene, eine Art Kompass gemeinschafts- und beziehungsfähigen Handelns.

Wenig beachtet werden in der psychologischen Literatur demgegenüber *kommunikative Funktionen* des Schuldgefühls, die sich nicht auf die Ankündigung reparativen Verhaltens beschränken. Hypothetisch lässt sich annehmen, dass Menschen im bloßen Ausdruck von Schuldgefühlen ein Mittel besitzen müssten, ihre eigene Beurteilung eines persönlichen Fehlverhaltens nachträglich zur Deckung mit dem Urteil der anderen zu bringen (vgl. Goffman, 1963) und damit ihre fortdauernde oder wiederhergestellte Gemeinschaftstauglichkeit *anzuzeigen*. In diesem Sinn

⁴ Die psychoanalytische These einer engen Beziehung zwischen unbewusstem Schuldgefühl und unbewusstem Bedürfnis nach Bestraftwerden (Strafbedürfnis) lässt sich wegen des üblichen Unbewusstheitsvorbehalts empirisch nicht direkt überprüfen. Baumeister et al. (1994, S. 257) verweisen dennoch auf relevante Befunde – diese sprächen gegen einen Zusammenhang von Schuldgefühl und Strafbedürfnis. Aber die Lage ist kompliziert: Neuere Befunde (Nelissen & Zeelenberg, 2009) verweisen darauf, dass sich schuldig fühlende Menschen tatsächlich dazu neigen, bestraft werden zu wollen, wenn ihnen kein anderer Weg der Wiedergutmachung offensteht. Und auch theoretisch mag man es plausibel finden, dass Bestrafungen als ritualisierte Formen der Erledigung eines Vergehens durchaus sozial(re)integrativen Charakter haben können (vgl. Goffman, 1967, 1981).

müsste die Kommunikation von Schuldgefühlen einen gewichtigen Beitrag zu Prozessen der sozialen Integration leisten.

Aber wie genau geht das vor sich? Die genannte These lässt erwarten, dass es für Schuldgefühle ebenso wie für andere Emotionen Ausdrucksformen gibt, die wir als Produzenten der Kommunikation (intuitiv) beachten und als Rezipienten (intuitiv) begreifen. Dabei könnte es sich um genetisch angelegte körpersprachliche Ausdrucksformen handeln, wie sie für die so genannten basalen Emotionen seit langem nachgewiesen worden sind (Ekman, 1999; Ekman & Friesen, 1971; Izard, 1977). Indessen haben Verhaltensforscher wie Psychologen wiederholt festgestellt, dass es eindeutige körpersprachliche Korrelate des Schuldgefühls gerade *nicht* gibt (vgl. bereits Darwin, 1872/1998; Ekman, 1992; Keltner & Buswell, 1996). Vereinzelt sind Beschreibungen versucht worden, wie etwa die folgende von Izard (1994, S. 472):

Wie Scham neigt Schuldgefühl dazu, den Menschen dazu zu veranlassen, den Kopf zu senken, den Blick abzuwenden und nur flüchtige Blicke auf andere Menschen zu werfen, insbesondere auf den Ankläger. Ein Mensch, der Schuldgefühl empfindet, versucht gewöhnlich, Blickkontakt mit anderen Menschen zu vermeiden.

Eine ähnliche Beschreibung legen Volkart und Heri (1998) vor, die außerdem eine Verwandtschaft des Gesichtsausdrucks von Schuldgefühlen mit demjenigen von Kummer und Angst annehmen; allerdings beruhen die entsprechenden Befunde auf ungesicherten Zuschreibungen von Schuldgefühlen. Vermutet wurde in der Literatur auch, dass sich Schuldgefühle im Gesicht ähnlich wie Selbstverachtung, Schmerz oder auch Mitleid zeigen könnten; in empirischen Versuchen wurden diese Thesen aber bisher nicht bestätigt (Keltner & Buswell, 1996). In einer Studie von App und Kollegen (2011) hat sich jüngst gezeigt, dass Schuldgefühle unter den elf untersuchten Emotionen von den Probandinnen und Probanden mit Abstand am seltensten aufgrund körpersprachlicher Signale (Gesicht, Körper, Berührungen) erkannt wurden.

Wichtiger für die Darstellung und den kommunikativen Gebrauch von Schuldgefühlen könnten deshalb kulturell bedingte *Darstellungsregeln* (engl. *display rules*; vgl. Ekman & Friesen, 1969; Safdar et al., 2009) sein, die neben körpersprachlichen auch verbalsprachliche Ausdrucksformen beinhalten. Genau das, die kommunikativen Funktionen des Ausdrucks von Schuldgefühlen und die Suche nach entsprechenden Ausdrucksformen, bilden den Gegenstand der folgenden Analysen. Dabei sollen in der Auseinandersetzung mit naturalistischem Datenmaterial insbesondere solche Aspekte von Schuldgefühlen erkundet werden, die in der bisher vorwie-

gend theoretisch-konzeptuell oder experimentell orientierten Literatur nicht oder nur ansatzweise diskutiert werden.

Methoden

Für die Analyse wurden in einem ersten Schritt zwölf Fälle öffentlicher Schuldbekenntnisse ausgewählt, die sich im Zeitraum 2007 bis 2013 im englischen (Vereinigte Staaten, England) oder deutschen Sprachraum (Deutschland, Schweiz) zuge tragen haben. Ein öffentliches Schuldbekenntnis liegt nach der berücksichtigten Definition dann vor, wenn eine Person sich über öffentliche Medien (Fernsehen, Radio, Zeitung, Internet) für einen kritisierten Aspekt des eigenen Verhaltens oder der eigenen Person *verantwortet* und sich dabei – in mehr oder weniger großem Umfang – für *verantwortlich* erklärt. Beim Gegenstand der Kritik handelt es sich in allen Fällen um etwas *moralisch* Problematisierbares, beispielsweise um Fälschung, Betrug, Ehebruch, Trunkenheit am Steuer – nicht um Vorwürfe mangelnder Kompetenz (wie man sie einem Schiedsrichter macht, der einen Fehlentscheid trifft, oder einem Manager, der sich in der Unternehmensstrategie vertut). Die berücksichtigten Settings und Formen der medialen Verantwortung reichen vom schriftlichen Pressecommuniqué über die abgelesene oder improvisierte Presseerklärung vor laufender Kamera bis zum Fernsehinterview. In einigen der untersuchten Fälle nahmen die Personen über mehrere dieser Kanäle Stellung. Es wurden ausschließlich Fälle berücksichtigt, in denen sich Personen in direkter oder indirekter Form der Öffentlichkeit gegenüber verantworten, nicht solche gegenüber direkt Geschädigten.

Für die in diesem Beitrag vorzulegenden Analyseergebnisse wurden zwei Fälle ausgewählt, die zentrale Befunde am gesamten Datenmaterial exemplarisch belegen können. Bestimmend für die Auswahl war das Anliegen der Kontrastierung (vgl. Bohnsack, 2003): Die beiden Fälle unterscheiden sich zum einen bezüglich der Art des problematisierten Verhaltens (intentionales vs. nicht-intentionales Fehlverhalten), zum anderen bezüglich des Zeitpunkts der Verantwortung (fünf Jahre nach dem Fehlverhalten vs. zwei Tage nach dem Fehlverhalten). Leitend für die Analyse ist die Fragestellung, wie sich die kommunikative Darstellung – der soziale Gebrauch – von Schuldgefühlen in diesen unterschiedlichen Kontexten aus gestaltet. Auf spezifischere Fragestellungen wird in der Darstellung der Resultate verwiesen.

Methodisch ist die Analyse und die Präsentation der Resultate am Verfahren der Gesprächs- bzw. Konversationsanalyse orientiert (Deppermann, 2008; Hutchby & Wooffitt, 2008; ten Have, 2012). Die ursprünglich in der Soziologie entwickelte (vgl. Sacks, 1992; Sacks, Schegloff & Jefferson, 1974) und inzwischen auch in der Linguistik verwurzelte Methode bietet sich für die Analyse des berücksichtigten Datenmaterials deshalb an, weil sie – im Unterschied etwa zu *Grounded Theory* und Inhaltsanalyse – eine sequenzielle, interaktionsorientierte Untersuchung verbaler und paraverbaler Daten erlaubt. In der Psychologie ist die Methode bisher insgesamt wenig verbreitet, findet aber in den Teilgebieten der diskursiven Psychologie (Edwards, 2005; Potter, 2012) und der narrativen Psychologie (z. B. Bamberg, 2012; Lucius-Hoene & Deppermann, 2004) zunehmend Beachtung.

Resultate

Das erste Beispiel eines öffentlichen Schuldbekenntnisses stammt aus einer Late-Night-Talk-Show des US-amerikanischen Fernsehens. In der Sendung aus dem Jahr 2007 treten der Moderator, ein Studiogast sowie ein zweiter Gast auf, der per Videoübertragung zugeschaltet wird. Im Zentrum des Geschehens steht dieser zweite Gast. Es handelt sich um einen bekannten Komiker und Schauspieler, der zwei Tage vor der Sendung bei einem Auftritt in einem Comedy-Club einen dunkelhäutigen Mann aus dem Publikum, von dem er sich provoziert fühlte, wüst beschimpft hatte, und zwar unter Verwendung ausgeprägt rassistischer Kraftausdrücke. Eine private Videoaufnahme von diesem Auftritt war ins Internet gestellt worden und hatte dort heftige verbale Angriffe gegen den Komiker ausgelöst. Nationale Fernsehsender strahlten das Video aus. Der Studiogast der aktuellen Sendung, seinerseits ein bekannter Komiker, hatte den Moderator gebeten, seinem Kollegen und Freund die Gelegenheit zu geben, sich öffentlich für seinen Wutausbruch zu entschuldigen und zu verantworten.

In der nun folgenden Sequenz #1 kündigen der Moderator und der Studiogast gemeinsam den Auftritt des zweiten Gastes an. Dieser ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu sehen.

#1 Late-Night 1, 00:00–00:56

```
001 Moderator:    now this uh this michael richards thing [whow ]
002 Studiogast:   [uh=mhm]
003 Moderator:    nah i don't know him well, i've known him a lo::ng time
004               but i don't, i don't know him well .hh and i can
005               remember years and years ago at the, at the comedy store
```

006 uh: he would get on stage and he was always a very
007 DYNAMIC performer
008 Studiogast: uh=mhm
009 Moderator: uh: dynamic to the point that often audiences were
010 frightened
011 Studiogast: uh=mhm ((lacht))
012 Publikum: ((Gelächter))
013 Moderator: but still we all got a kick out of it because it was IN
014 good fun and [and]
015 Studiogast: [right]
016 Moderator: and he was (.) and IS (.) a very funny guy (.) .hh and
017 then we see this thing today where he goes nuts in some
018 kinda club and a-screaming to people have you, have you
019 talked to him do you know any[thing about this?]
020 Studiogast: [i did i did] talk to
021 him i talked to him today .hh a:nd you know i was ex
022 extremely upset about it (.) and uh HE is extremely
023 upset about it and i asked him if he would, come on the
024 show tonight
025 Moderator: hm=hm
026 Studiogast: so that he could explain what happened because uh: (.)
027 it's just was just one of those awful awful [things]
028 Moderator: [right]
029 Studiogast: and i think he's a little mystified about .hh what
030 happened but i think most importantly he wanted to uh:
031 Moderator: we have him live by uh sate[llite from]
032 Studiogast: [yes yes we do]
033 Moderator: los angeles so this should be michael richards michael
034 are you there?

In den Zeilen 3–17 fällt auf, dass es dem Moderator bei der Beschreibung seiner persönlichen Vertrautheit mit dem Schuldhaften⁵ darauf ankommt, eine gewisse Distanz, eine Position des Nicht-Wissen-Könnens zu markieren (Z. 3–4: *i've know him a long time but i don't i don't know him well*). Aus dieser heraus stellt er die Unvermitteltheit des jüngsten Verhaltens dar, das er negativ als »verrückt« charakterisiert (Z. 17: *he goes nuts*), und fragt den anwesenden Studiogast nach dessen Kenntnissen vom Vorgefallenen (Z. 19: *do you know anything about this?*). Die beiden sprechen also über den Schuldhaften, bevor sie mit ihm sprechen. Dieses ausführliche *Reden über* die schuldhafte Person ist in der Rahmung öffentlicher Schuldbekenntnisse sehr häufig. Dabei scheint das Sprechen über den Abwesenden unproblematisch legitimiert: Die Sprecher müssen sich in der Regel nicht, wie es in anderen Kontexten der Fall ist (vgl. Bergmann, 1987), durch Vorsichtsmaßnahmen gegen den Vorwurf absichern, unbefugt in private Sphären einzudringen. Im hier

⁵ Im Folgenden wird die Person, die sich in der Sequenz für ein problematisiertes Verhalten verantwortet, der Einfachheit und Kürze halber gelegentlich als »der Schuldhafte« bezeichnet. Der Ausdruck meint, dass der Person die soziale Zuschreibung einer Schuld anhaftet. Er diagnostiziert keine objektive Schuld.

vorliegenden Fall scheint der Moderator durch die Etikettierung *this michael richards thing* (Z. 1) darauf hinzudeuten, dass der Fall des Angesprochenen buchstäblich *verdinglicht* worden ist und sich als Inspektionsobjekt anbietet.

In dem rund einminütigen Ausschnitt kommen zwei Selbstkorrekturen (Schegloff, Jefferson & Sacks, 1977) vor, die beide zeitliche Positionierungen betreffen. Der Moderator korrigiert sein angebrochenes *he was a funny guy* zu einem präsentischen *he is a funny guy* (Z. 16). Der Studiogast berichtigt seinerseits das begonnene *it's just one of those awful things* zu *it was just one of those awful things* (Z. 27). Mit der Wendung *one of those awful things* gibt er zu verstehen, dass es sich beim Verhalten zwar um etwas Schreckliches (*awful*), nicht aber um etwas singulär Schreckliches, sondern vergleichsweise Geläufiges (*one of those things*) gehandelt habe.

Das alles vollzieht sich äußerst unauffällig, und man verirrt sich wohl nichts ins Spekulative, wenn man annimmt, dass die beiden Sprecher selbst (obwohl Medienprofis) ihre Darstellung hier nicht bewusst manövrieren. Aus den Praktiken dieser Darstellung ergibt sich dennoch ein konsistentes Bild: Während offenbar die positiven Qualitäten der Person des Schuldhaften als gegenwärtig erhalten werden sollen (Z. 16: »er ist noch immer ein lustiger Typ«), wird sein schuldhaftes Handeln, zu dem er sich gemäß der Darstellung selbst ablehnend verhält (Z. 21–22: *he is extremely upset about it*), in das Tempus der Vergangenheit verschoben (Z. 26: »das war so eins dieser schrecklichen Vorkommnisse«). Damit deuten die beiden Sprecher auf subtile Weise ein Schuldmanagement *in absentia* des Schuldhaften an, und zwar zu dessen Gunsten. Die Strategie (zur notwendigen Vorsicht bei der Zuschreibung von Strategien vgl. Heritage, 1990/1991) ist erkennbar: Die Person des Täters soll von der schuldhaften Tat geschieden werden.

Jedoch: Die Sprecher gehen behutsam vor, sichern sich selbst ab. Analog zur Distanzierung des Moderators (Z. 4: *i don't know him well*) findet sich auch in den Äußerungen des Studiogastes eine kleine, wenn auch unscheinbare Vorsichtskonstruktion: Zwischen die vermutete Innenwelt des Schuldhaften und deren Wiedergabe durch den Sprecher ist zweimal die Vorbehaltsklausel *i think* geschoben (Z. 28 und 29). Hier blitzt ein Schlüsselement von Schuldkommunikation auf: die superprovisorische Aufhebung der Unterstellung, dass der Andere die eigenen Wertorientierungen teilt, bis er sich hinlänglich für seine Verirrung verantwortet hat.

Das Ich und das Es: De-Agentivierung schuldhaften Verhaltens

Sequenz #2 spielt sich rund eine Minute nach der Begrüßung des per Video zugeschalteten Komikers ab. Darin versucht dieser nun, sein eigenes Verhältnis zum problematisierten Vorfall zu formulieren.

#2 Late-Night 2, 02:08–02:53

001 Richards: but i'm i'm eh you know i'm .hh i'm i'm really busted up
002 over this and i'm i'm i'm very very sorry .hhh uh to
003 those uh people in the audience .hhh uh the blacks the
004 hispanics whites everyone that was there that took the
005 BRUNT of that anger and and and and HATE and rage and
006 and how it came through and .hh and an' i'm concerned
007 about (.) .hh (.) more hate and more rage and more anger
008 coming (.) th- through .hh uh: u- u- not just t'wards me
009 but t'ards (1.0) ah: (.) .hh a black white (.) CONFLICT
010 (.) there's a great deal of disturbance in this country

Der Sprecher drückt unverkennbar ein Schuldgefühl aus. Dafür wählt er extreme Formulierungen (Pomerantz, 1986): Seinen emotionalen Zustand beschreibt er dramatisch als *busted up* (deutsch etwa: »völlig fertig«), die klassische Bekenntnisformel *i am sorry* steigert er adverbial zu *i am very very sorry* (Z. 1–2). Subjekt der emotionalen Verstörung und des Schuldgefühls ist das Ich des Sprechers.

Ganz anders in der Darstellung des schuldhaften Verhaltens selbst. Als Agens des destruktiven Handelns tritt in der beschworenen Szene nicht mehr das Ich des Sprechers auf, sondern *the brunt of that anger and hate and rage* (Z. 5–6), zu deutsch etwa: »die Wucht jenes Zorns und jenes Hasses und jener Wut«. Das Ich des Sprechers lässt sich allenfalls erschließen als Träger destruktiver Gefühle, die die eigentlichen Handelnden sind. Dabei wird aber die explizite Zuschreibung dieser Gefühle an das Ich des Sprechers vermieden, es heißt nicht etwa: die Wucht *meines* Zorns etc., sondern die Wucht *jenes* Zorns (Z. 5: *the brunt of that anger*). Diese Nicht-Zuschreibung wird in der letzten Passage der Sequenz vollends deutlich: Hier äußert der Sprecher die Sorge, dass *more hate and more rage and more anger* (Z. 7) in Zukunft nicht nur auf ihn zukomme, sondern auf einen »Konflikt zwischen schwarz und weiß« (Z. 10: *a black white conflict*). Damit werden also implizit andere Personen als Träger dieser destruktiven Gefühle beschworen und das eigene Ich zum austauschbaren, passageren Medium eines kollektiven Problems (Z. 10: *there's a great deal of disturbance in this country*) erklärt. Deutlicher noch als in Sequenz #1 wird hier kommunikativ eine Trennung zwischen der Person des Schuldhaften und seinem Tun vollzogen. Der Sprecher beruft sich, wenn man so will, auf eine

Tat im Affekt (vgl. Scott & Lyman, 1968) und entstellt zusätzlich die Abkunft dieses Affekts aus ihm selbst durch die Entfernung der eigenen Agency (Deppermann, 2005; Duranti, 2004; Lucius-Hoene, 2012; Yamamoto, 2006) in die 3. Person. Aufschlussreich ist die Sequenz bezüglich non-verbaler und paraverbaler Darstellungsweisen von Schuldgefühlen. In der Tonspur sehr auffällig, wenn auch im Transkript nicht erkennbar, ist die stimmliche Qualität: Der Sprecher redet nahezu durchgehend mit brüchiger Stimme, die an manchen Stellen wie der Auftakt zu einem Weinen wirkt. Ungewöhnlich ist zudem die durchgehend langsame Sprechweise. Im Transkript zu sehen sind weitere Auffälligkeiten: die stotternde Wiederholung von Wörtern und Wortverbindungen (z. B. *i'm i'm i'm* in Z. 3, *and and and* in Z. 6), die Häufung von Verzögerungssignalen (*uh*, *u-* und *ah*, Z. 2–3, 8–9) sowie eine ausgeprägte Schweratmigkeit, die durch intensives Einatmen an zahlreichen Stellen hörbar wird (im Transkript wiedergegeben durch die Zeichenfolgen *.hh* für mittellanges und *.hhh* für besonders lang gezogenes Einatmen, Z. 1–3, 6–9, 11). Im zweiten Teil der Sequenz finden sich zudem zahlreiche Mikropausen innerhalb semantischer Satzzusammenhänge (im Transkript abgebildet durch das Zeichen *(.)*, Z. 7–10), die den Eindruck einer zögerlichen, suchenden, zerklüfteten Sprechweise erzeugen. Ähnliche Phänomene finden sich zwar nicht in allen, aber in mehreren der untersuchten Fälle von kommunikativem Schuldmanagement. Störungen des Redeflusses, die auf eine innere Verstörung des Sprechers zu verweisen scheinen und – funktionalistisch betrachtet – möglicherweise darauf verweisen *sollen*, werden auch im folgenden Auszug noch einmal deutlich. Der Sprecher nimmt hier zu der vom Moderator zuvor indirekt angesprochenen Frage Stellung, ob sein Wutausbruch als *rassistisch* zu verstehen sei.

#3 Late-Night 3, 04:17–04:45

001 Richards: you know it's u- u- u- i don-, i know what people could,
 002 blacks could feel what is h- h- i'm not a racist that's
 003 what's so inSANE about this, i don' u- u- and yet .hh
 004 it's SAID it COMES through it FIRES out of me and (.) uh
 005 even now in the in the in the passion an' the an' the u-
 006 u- u- u- that's here as i as i (.) conFRONT myself

Die Passage ist durch viele Abbrüche und erneut durch zahlreiche Verzögerungssignale (Z. 1–3, 5–6) gekennzeichnet. Inhaltlich interessant ist vor allem die ausdrückliche Unterscheidung zwischen dem Ich und einem unpersönlich Es: Während »ich« kein Rassist ist (Z. 2), bricht »es« gänzlich unkontrolliert aus diesem Ich hervor (Z. 4: *it's said it comes through it fires out of me*). Damit entfernt der Sprecher erneut die Agency von sich selbst als handelndem Ich und überantwortet sie einer

Instanz außerhalb des eigenen Einflussbereiches. Subjekt wird das Ich erst wieder dort, wo es sich selbst als akkusativisches Objekt »konfrontiert« (Z. 6). Zu einer Integration zwischen schuldbewusst-schuldgefühlsbeladenem Ich im Hier-und-Jetzt und dem den Verstoß begehenden Akteur im Damals des problematisierten Verhaltens kommt es nicht. Die Unfähigkeit, diese Verknüpfung zu leisten, scheint sich performativ in einer erneuten Häufung von Formulierungsschwierigkeiten, insbesondere in Problemen der Wortfindung (Z. 1–3, 5) anzuzeigen.

Als Rezipient der Darstellung mag man sich fragen, wie nun beides, entmachtetes Ich und übermächtiges Es, dennoch zusammengehört. Zum Ende des Interviews deutet Michael Richards an, dass er selbst genau das als zentrales Problem sieht. Gefragt, was er denn nun, nachdem er sich entschuldigt habe, noch weiter tun könne, antwortet er: »I just have to do personal work«. Darunter darf man wohl verstehen: eine Auseinandersetzung mit dem, was der Ausbruch »jenes Zorns« über ihn selbst zu sagen hat.

Die in dem Beispiel sich zeigende Kombination von deklarativem Schuldbekenntnis und de-agentivierender Darstellung des schuldhaften Verhaltens ist typisch für eine bestimmte Sorte öffentlicher Schuldbekenntnisse, nämlich für solche, die wie im vorliegenden Fall schon kurze Zeit nach dem Verhalten entstehen und/oder sich auf ein augenscheinlich unabsichtliches und unkontrolliertes (bzw. als unabsichtlich und unkontrolliert vermittelbares) Verhalten beziehen.

Anders verhält es sich bei schuldhaftem Verhalten, das alle Anzeichen der Absichtlichkeit trägt. Hier steht dem Bekenner die De-Agentivierung nicht offen – sie wäre allzu unglaublich. Aber auch in solchen Fällen tritt das »innere Verhältnis« zwischen schuldhafter Tat und Täter oft ins Zentrum des kommunikativen Schuldmanagements. Die folgenden Beispiele machen das anschaulich.

Vertrauenswürdigkeit und innere Wandlung

Sequenz #4 entstammt einem Fernsehinterview mit dem US-amerikanischen Politiker Eliot Spitzer aus dem Jahr 2013. Dieser war im Jahr 2008 von seinem Amt als Gouverneur des Bundesstaates New York zurückgetreten, nachdem bekannt geworden war, dass er als verheirateter Mann sexuelle Kontakte mit Prostituierten hatte. Im Vorfeld der aktuellen Sendung hatte Spitzer angekündigt, erneut für ein politisches Amt zu kandidieren. Im ersten Teil des Gesprächs ist der Politiker von einer Moderatorin gefragt worden, wie sich die Wählerschaft sicher sein könne, dass er ihr Vertrauen im Fall der Wahl nicht erneut verletzen würde (»why should

we feel that wouldn't happen again?«). Spitzer hat daraufhin geantwortet, dass er nach fünf Jahren der Besinnung (»in those five years i've reflected, i have thought«) bereit sei, die Öffentlichkeit um Vergebung zu bitten. Doch diese Auskunft befriedigt die Interviewer nicht. In der folgenden Sequenz hakt ein Moderator nach.

#4 Morning Talk 1, 03:12-04:09

001 Moderator: so elio[t let me]
 002 Spitzer: [yes sir]
 003 Moderator: let me let me let me interject here
 004 eliot you- c- c- cause you've- you've said twice that
 005 you reflected w:hat w:hat hav::e u::h what (.) you-
 006 you've reflected (.) what have been the the th- results
 007 of your reflection? [w- wh-]
 008 Spitzer: [yu- yu-]
 009 Moderator: you obviously hav- ha- ha-
 010 have looked inward and looked
 011 Spitzer yeah
 012 Moderator: at yourself .hh what were (.) answer the question what
 013 were what w're the flaws that led you=
 014 Spitzer: =i- [i- w-]
 015 Moderator: [to] to t- t- to break the la:w an:d and break
 016 the public trust?
 017 Spitzer: yeah i- i will put it this way hubris is terminal
 018 Moderatorin: ((lacht schnaufend))
 019 Spitzer: a::nd it i:s you know a- a- a- a phrase that was (.)
 020 said uttered to me and given to me by somebody in a
 021 different context and i realized after a time it w's
 022 applicable not only to everybody e- e- b't but to me in
 023 PARTicular (.) a::nd what i did w's (.) not only WRONG
 024 but was a consequence of (.) h- hubris (-) a:nd failure
 025 of of judgment and self-indulgence (.) .h which is
 026 absolutely inexplicable and unjustifiable (.) improper

Der Moderator hat beträchtliche Schwierigkeiten, seine Frage auf den Punkt (bzw. das Fragezeichen) zu bringen, wie in den vielen Wortwiederholungen, Abbrüchen, Reformulierungen, Verzögerungssignalen und Lautdehnungen (vgl. Z. 3-7, 10, 12-13, 15-16) deutlich zu hören ist. Spitzer versucht zweimal, die Rede an sich zu nehmen (Z. 8 und 14), was der Moderator aber jeweils abwehrt, bis ihm eine bündige Formulierung seiner Frage gelingt: er möchte wissen, welche persönlichen Fehler den Politiker dazu geführt haben, das Gesetz zu brechen und das öffentliche Vertrauen zu verletzen (Z. 13-16: *what were the flaws that led you to break the law and break the public trust?*)? Darauf antwortet der Politiker mit dem Hinweis auf seine Hybris, seine Überheblichkeit zur Zeit des problematisierten Verhaltens (Z. 17). Eine Moderatorin, die das Gespräch zuvor geleitet hatte, quittiert diese Äußerung mit Gelächter in Form einer schnellen Folge von Ausatmungen. Das ist in der Fernsehübertragung zwar hörbar, scheint die folgende Äußerung des Politikers (Z.

19–26) aber nicht zu beeinflussen. In dieser bringt der Sprecher klar die eigene Verurteilung seines damaligen Handelns zum Ausdruck (Z. 23: *what I did was not only wrong*) und bietet mit den Begriffen *failure of judgment* (deutsch: Fehleinschätzung) und *self-indulgence* (deutsch etwa: selbstbezogene Genusssucht, Selbstverwöhnung) zwei weitere (für Schuldbekennnisse dieser Art typische) Erklärungen seiner Verfehlung an.

Hochgradig bezeichnend für ein Kommunikationsgeschehen dieser Art ist es nun, dass der Politiker auch mit dieser Ausführung das Bedürfnis seiner Hörer nicht befriedigt. An drei weiteren Stellen des Gesprächs formulieren unterschiedliche Vertreter des mehrköpfigen Moderatorenteams im Kern dieselbe Frage noch einmal.⁶ Dabei scheinen sie sich selbst nicht sicher zu sein, was es nun eigentlich ist, das sie vom Politiker hören wollen – eine Unsicherheit, die sich möglicherweise bereits in den Formulierungsschwierigkeiten des Moderators in Transkript #4 anzeigte und sich in ähnlichen Problemen bei den übrigen Moderatoren fortsetzt. Die Hinweise des Politikers auf seine nachträgliche Einsicht in die eigene Überheblichkeit und das eigene Fehlurteil – kurz: seine Beteuerung, dass sein *moralisches Urteil* sich in den vergangenen fünf Jahren kraft seiner Besinnung geändert habe – genügen als Versicherung seiner Vertrauenswürdigkeit nicht. Aber was würde genügen?

Diesem Rätsel kommt man durch eine Analyse des Interaktionsgeschehens allein wohl nicht näher. Erhellte wird es erst, wenn man kulturelles Wissen über die institutionelle Behandlung von Schuld hinzuzieht. Eine besonders wirkmächtige Institution in diesem Zusammenhang ist die für das Christentum bezeichnende Einrichtung der Beichte (Hahn, 1982). Das entscheidende Phänomen, auf das es in der Beichte ankommt, wird in der christlichen Tradition oft als die »Umkehr des Herzens« bezeichnet (vgl. Zimmerling, 2009), eine innere Wandlung also, die nicht allein die intellektuelle Einsicht ins Falsche des eigenen Tuns mit sich bringt, sondern auch und insbesondere die emotionale Einstellung zur Verfehlung erfasst. Im religiösen Brauchtum ist diese Umkehr in hohem Maß ritualisiert; wer sich – zum Beispiel – an die von so genannten Beichtspiegeln (z. B. Fuchs, 1969; Schlink, 1953) formulierte Anleitung hält und seine Sünden nach Vorschrift bereut, sich besinnt, sie bekennt, Buße tut und es künftig besser zu machen verspricht, kann gewiss

⁶ Formulierung 1: »How are you going to be the gatekeeper when you let people down so badly before?« Formulierung 2: »How do you assure them that this second time around you've got that in check and you're not going to make the same mistakes in other areas?« Formulierung 3: »What is it what you've done in the last five years convince people, reassure people it won't happen again?«

sein, dass die Gemeinschaft der Gläubigen – gegebenenfalls in Vertretung durch den Priester – ihm seine innere Wandlung *abnimmt*. Nicht so auf der säkularen Bühne. Hier lässt sich, wie das Beispiel Eliot Spitzers zeigt, das Vertrauen durch formelhaftes Bekennen eigener Schuld allein nicht wiedergewinnen.

Gefordert ist zusätzlich eine Verbürgung des eigenen Schuldgefühls durch einen authentisch wirkenden Gefühlsausdruck. Sequenz #5 veranschaulicht das. Ganz zum Ende des Interviews kommt eine der Moderatorinnen auf die kritische Frage nach der Vertrauenswürdigkeit des Politikers zurück. Doch diesmal formuliert sie die Frage anders.

#5 Morning Talk 2, 15:21-15:50

001 Moderatorin: so a:s eh personally as you can answer this question
 002 Spitzer: yea
 003 Moderatorin: don't give me a pen answer
 004 Spitzer: yea
 005 Moderatorin: don't give me one you prepare [in]
 006 Spitzer: [yea]
 007 Moderatorin: your mind
 008 Spitzer: yea
 009 Moderatorin: how are you different than you were five or six years
 010 ago: (.) what what has changed (.) personally
 011 Spitzer: a lotta [pain]
 012 Moderatorin: [of] who you were
 013 Spitzer: a lotta pain
 014 (3.0)
 015 Spitzer: ((kämpft mit starken Mundbewegungen gegen einen Weinkrampf, seine Augen benetzen sich))
 016 Moderatorin: that's it?
 017 Spitzer: yeah >>mit brüchiger Stimme>>you go through that pain you
 018 change<
 019 (1.0)
 020 Moderatorin: a::right former governor eliot spitzer thank you VERY
 021 MUCH for coming on the show (.) THANK you
 022

Die Moderatorin verlangt in der Rahmung ihrer Frage nach einer möglichst persönlichen, authentischen, alles Formelhafte vermeidenden Antwort (Z. 1, 3, 5, 7), der Politiker reagiert darauf jeweils umgehend durch Signale der Bestätigung (Z. 2, 4, 6, 8). Das ist durchaus nicht selbstverständlich und seinerseits ein Kennzeichen schuldbezogener Kommunikation: Bereiche, die in anderen Kontexten sozialer und erst recht öffentlicher Interaktion dem Blick des Gesprächspartners und Zuschauers entzogen zu bleiben neigen, nämlich eben diejenigen des Höchstpersönlichen, werden in der schuldbezogenen Kommunikation plötzlich zugänglich: denn der Schuldhafte hat die im Verkehr zwischen den Menschen übliche Unterstellung,

dass das Innenleben des jeweils Anderen frei von Tadel sei (Goffman, 1967)⁷, durch seine sichtbar gewordene Schuldhaftigkeit verwirkt. (Vergleiche die obigen Bemerkungen zur Lizenz des Redens über den Schuldhaften). Darauf muss er nun reagieren durch die Bloßlegung seines Innenlebens, das er der Inspektion darbietet; würde er die Inspektion verweigern, müsste er von nun an mit der umgekehrten Unterstellung leben, dass jeder Verdacht über die moralische Kritikwürdigkeit seiner Gedanken, Gefühle und Absichten zutrifft. Wer schuldhaft handelt und dabei sichtbar wird, verliert die Gnade der Unschuldsvermutung, die Gunst eines alltagspsychologischen *principle of charity* – und zwar oft nicht nur im engen Bezug auf das schuldhafte Verhalten, sondern im ausgreifenden Bezug auf die eigene Person überhaupt. Spekulativ lässt sich erwägen, dass ein Teil jener Anziehung, die von öffentlichen Schuldbekennnissen offenkundig ausgeht und die sich im medialen Interesse daran spiegelt, mit dieser Aufhebung des sonst interaktiv etablierten Verbots zu tun hat, den Anderen der Amoralität und Unsittlichkeit zu verdächtigen.

Die spezifische Akzentuierung der Machtverhältnisse, die mit der Entdeckung schuldhaften Verhaltens einhergeht, zeigt sich auch in dem Umstand, dass schuldbekennende Personen in Fernsehinterviews sich in der Regel nur dann äußern, wenn ihnen das Rederecht per Fremduweisung übertragen wird (vgl. den misslingenden Sprecherwechsel in #4, Z. 7–9, 13–15). Zugespitzt formuliert: Der Schuldhafte spricht nur, wenn er gefragt wird.

Darüber hinaus – und damit zusammenhängend – kommt es in der Verantwortung des eigenen Fehlverhaltens erkennbar darauf an, zwar das Mögliche zu tun, um das eigene Gesicht (Goffman, 1967) wiederherzustellen, dabei darf aber das Gesicht des Anderen nicht bedroht werden, beispielsweise durch allzu deutliche Zurückweisung seiner Kritik (vgl. Cody & McLaughlin, 1985; McLaughlin, Cody & O’Hair, 1983). Dieser Umstand zeigt sich in den Transkripten #4 und #5 in den zahlreichen Signalen eilfertiger Anerkennung dessen, was die Interviewer dem Politiker gegenüber äußern (z. B. #4 Z. 2: *yes sir*; #4 Z. 11, 17: *yeah*; #5 Z. 2, 4, 6, 8: *yea*).

⁷ Von dieser wechselseitigen Unterstellung moralischer Tadelsfreiheit muss man nicht annehmen, dass sie die aufrichtige Meinung der Menschen über einander darstellt. Wie Goffman (1967b, S. 11f.) in ähnlichem Zusammenhang postuliert, handelt es sich um ein *So-tun-als-ob* (»a ›working‹ acceptance, not a ›real‹ one«) im gegenseitigen Einvernehmen, das die Flüssigkeit sozialer Interaktionen garantiert: »This means that the line taken by each participant is usually allowed to prevail, and each participant is allowed to carry off the role he appears to have chosen for himself.« Die Psychologie des Anderen, die wir in sozialen Interaktionen zur Geltung bringen, entspricht nicht derjenigen, die wir insgeheim bei uns hegen.

Ungefähr in der Mitte der Sequenz stellt die Moderatorin die entscheidende Frage nach der inneren Wandlung des Politikers (Z. 9–10: *how are you different than you were five or six years ago?*). Bevor sie mit einer alternativen Formulierung dieser Frage (Z. 10–12: *what has changed personally of who you were?*) zu Ende ist, hat Spitzer seine Antwort bereits gegeben (Z. 11: *a lotta pain*). Worin das Resultat seiner Wandlung besteht (vgl. Transkript #4, Z. 7), beschreibt er dadurch nicht, wohl aber gibt er das Movers dieser Wandlung an: Schmerz. Auffälliger als die Formulierung ist an dieser Stelle der Gesichtsausdruck oder genauer: die Bewegungen des Gesichtsausdrucks, die sich gleichzeitig abspielen. Der Politiker kämpft nämlich offensichtlich mit einem Weinkampf, der ihn zu überwältigen droht; mit heftigen Mundbewegungen, die an ein Suckeln erinnern, geht er dagegen an, und Tränen treten in seine Augen. Auf eine Nachfrage der Moderatorin (Z. 17: *that's it?*) spricht er seinen letzten Satz der Sendung, in dem er den Zusammenhang zwischen Schmerz und Wandlung in Hemingway'scher Manier verdichtet (Z. 18–19: *you go through that pain you change*). Die Regie wechselt daraufhin zu einem anderen Bild, das den Politiker nicht zeigt, und die Moderatorin beendet das Interview mit zügig gesprochenen Dankesworten (Z. 21–22), wobei sie selbst, soweit die Tonaufnahme diese Interpretation zulässt, emotional berührt erscheint. Dieser Dank, der in solchen Fernsehsendungen als Praktik der Gesprächsbeendigung natürlich ritualisiert ist, den die Moderatorin hier aber besonders nachdrücklich betont (Z. 21–22; emphatische Intonation abgebildet durch Großschreibung), lässt sich spekulativ verstehen als Ausdruck der Anerkennung dafür, dass der Politiker nun sein »wahres Gefühl« gezeigt hat.

Im Vergleich mit dem Fall Michael Richards' wird deutlich, dass die Entzweiung von Handlung und Person bei Eliot Spitzer auf eine grundlegend andere Weise versucht wird: dort durch die De-Agentivierung des als überwältigt dargestellten Ichs, hier durch den Wandel dieses Ichs von der absichtsvollen Missetat im Dort-und-Damals zu Einsicht und emotionaler Läuterung im Hier-und-Jetzt. Beide Formen sind geradezu prototypisch und finden sich, unterschiedlich gradiert, in vielen weiteren Fällen öffentlicher Schuldbekennnisse.

Schuldgefühle als Signal, intersubjektiv und intrapsychisch

Die voranstehenden Sequenzen veranschaulichen in exemplarischer Form mindestens drei typische Merkmale kommunikativen Schuldmanagements in öffentlichen Settings:

- Rezipienten von Schuldbekennnissen drücken durch ihr interaktives Handeln regelmäßig das Anliegen aus, in Erfahrung zu bringen, ob sie der schuldhaft gewordenen Person in Zukunft wieder *vertrauen* können; das Schuldmanagement des Schuldhaften wird darauf hin durchleuchtet, ob es entsprechende Signale der Vertrauenswürdigkeit enthält.
- Für den Ausweis dieser Vertrauenswürdigkeit genügt der Verweis auf die Läuterung des moralischen Urteils, die intellektuelle Einsicht in die eigene Verfehlung meist nicht. Gefordert ist entweder eine Erklärung der Tat, die die Person von Schuldhaftigkeit freispricht, oder die Verbürgung einer inneren Umkehr, die wesentlich die emotionale Einstellung zum schuldhaften Tun umfasst.
- Erst der körpersprachliche Ausdruck persönlicher Betroffenheit über die eigene Schuldhaftigkeit – kurz: der Ausdruck eines Schuldgefühls – scheint dem verbalen Statement den Eindruck jener Echtheit zu verleihen, die die Rezipienten verlangen, um ihrerseits mit Signalen des Vertrauenszuwachses zu reagieren. Das lässt sich teilweise im Interaktionsgeschehen selbst zeigen, wo sich nach dem körpersprachlichen Ausdruck des Gefühls gleichsam der Ton ändert, in dem die Gesprächspartner mit der schuldhaften Person kommunizieren. Es ließe sich ferner zeigen durch Analysen der öffentlichen Reaktionen auf Schuldbekennnisse, wie sie sich beispielsweise in Forumsbeiträgen im Internet oder – im Fall von Politikern – in Wählerstimmen abbilden (vgl. Bamberg, 2010).

Nach diesen Befunden kann der Ausdruck von Schuldgefühlen als soziales Signal für einen Wandel der Einstellung verstanden werden, den die schuldhafte Person gegenüber den Rechten und Forderungen ihrer Beziehungspartner vollzogen hat. Für einen glaubhaften Ausdruck solchen Gefühls reicht es indes nicht, es zu benennen; es muss gezeigt werden. Als Bürge der inneren Wandlung ist diese Aufzeigeleistung sodann die Voraussetzung dafür, dass der Schuldhafte als sozialer Akteur das Vertrauen der anderen wiedergewinnen kann.

Doch eine psychologische Analyse des Signalcharakters von Schuldgefühlen sollte sich nicht ausschließlich auf diese intersubjektive Ebene beziehen. In der Einführung dieses Beitrags ist gesagt worden, dass Schuldgefühle in einer funktionalistischen Perspektive als eine Art subjektiver Kompass für sozialverträgliches Handeln verstanden werden können. Diese Aussage gewinnt im Licht öffentlicher Schuldbekennnisse noch einmal an Bedeutung.

Die Hypothese drängt sich auf, dass nicht nur die Rezipienten solcher Bekenntnisse ein Bedürfnis nach Authentizitätssignalen haben, sondern auch die Produzenten

selbst. Angesichts des ausgeprägten sozialen Drucks, sich nach der Entdeckung einer verurteilten Tat zur eigenen Schuldhaftigkeit zu bekennen, mag es nicht zuletzt für die Bekenner selbst schwierig sein, ihr persönliches Verhältnis zum eigenen Verhalten von der kommunikativen Darstellung dieses Verhältnisses unterscheiden. Dabei könnte nun gerade das Erleben einer emotionalen Betroffenheit durch die eigene Schuldhaftigkeit – das, was der Politiker Eliot Spitzer in Sequenz #5 als Schmerz⁸ zu bezeichnen scheint – dem Einzelnen anzeigen, dass er bei seinem kommunikativen Schuldmanagement nicht bloß Theater spielt. Die affektiv-introspektive Qualität von Schuldgefühlen wäre insofern deren Authentizitätsmarkierung, sie würde für den Träger die Differenz zwischen sozialer Konformität aus Berechnung und einer echten »Umkehr des Herzens« markieren, so wie der *Affektausdruck* diese Differenz nach außen signalisiert. In funktionalistischer Perspektive zeigt sie ihm an, dass er wiedergutmachenden Handlungen hohe Priorität einräumen soll (vgl. Oatley & Johnson-Laird, 1987).

Dabei ist das Erleben des Schuldgefühls von der Produktion entsprechender Ausdrucksformen natürlich nicht naiv zu trennen. Nach der Selbstwahrnehmungstheorie von Bem (1967, 1972) etwa lässt sich vermuten, dass Menschen das Maß, in dem sie sich schuldig fühlen, nicht zuletzt daran erkennen, in welchem Grad es ihnen gelingt, soziale Signale des Gefühls aus sich hervorzubringen. Dieses wiederum hängt von Art und Ausmaß dessen ab, wie sie sozial mit der Zuschreibung von Schuldhaftigkeit konfrontiert werden. Der Politiker mag niemals überzeugter sein, dass er sich aufrichtig schuldig fühlt, als wenn er sich im Angesicht hartnäckiger Anklage weinend erlebt.

Entschuldigen und erklären

Ein weiteres Merkmal öffentlicher Schuldbekenntnisse, das sich in den vorstehenden Analysen andeutet und in der Untersuchung des gesamten Materials deutlich

⁸ Tatsächlich fließen hier wohl unterschiedliche Arten vom Schmerz ineinander. Spitzer kommt bereits an einer früheren Stelle des Interviews auf Schmerz zu sprechen, meint hier aber denjenigen Schmerz, den er durch seine Untreue *anderen* zugefügt hat (»the pain i've caused«). Bei der Frage nach seiner Wandlung mag er sich erneut darauf beziehen; zusätzlich und damit vermengt aber wohl auch auf den Schmerz, den es ihm bereitet, andere geschmerzt zu haben; drittens möglicherweise auf die unvermittelt für ihn selbst schmerzhaften Folgen des damaligen Skandals (Verlust des Amts, Verlust öffentlicher Anerkennung etc.). Und schließlich kann es sein, dass die Konfrontation mit den inquisitorischen Moderatorinnen und Moderatoren und die Unterdrückung jeder Abwehrhaltung selbst eine Art Schmerz für ihn bedeutet, der ihm den Gefühlsausdruck in diesem Moment erleichtert.

erkennbar wird, bezieht sich auf verbale Formen der Verantwortung eines Fehlverhaltens. In der soziologischen und sozialpsychologischen Literatur werden üblicherweise drei Typen von Rechenschaftsaktten unterschieden: Bekenntnisse, Rechtfertigungen und Ent-Schuldigungen (engl. *excuses*) in Form einer die Verantwortung reduzierenden Erklärung (Fritzsche, 2002; Schönbach, 1980; Sykes & Matza, 1957; Scott & Lyman, 1968). In einigen Studien wurde gezeigt, dass Bekenntnisse in Form von Entschuldigungen (z. B. »es tut mir leid«) am besten dazu geeignet sind, nach einem Regelverstoß sozial die Wogen zu glätten; dagegen würden Ent-Schuldigungen und insbesondere Rechtfertigungen von den Rezipienten meist als den Konflikt verschlimmernd wahrgenommen (McLaughlin, Cody & Rosenstein, 1983; Ohbuchi & Sato, 1994). Dieser Befund bestätigt sich im Bezug auf öffentliche Schuldbekenntnisse eindeutig nicht. Auch hier ist es zwar so, dass eine Entschuldigung im Sinn der Bedauernsbekundung notwendig ist; aber sie reicht nicht hin, um das soziale Urteil über den Schuldhaften zu besänftigen. Um es an den eingeführten Fällen zu veranschaulichen: Der Komiker Michael Richards fühlt sich in den Sequenzen #2 und #3 bemüht, nach Erklärungen für sein Verhalten zu suchen, auch nachdem er sich bereits dafür entschuldigt hat, und in den Sequenzen #4 und #5 wird der Politiker Eliot Spitzer in vielen Wiederholungen nach solchen Erklärungen gefragt. Der Widerspruch zwischen früheren Befunden und diesen Beobachtungen ist indes leicht aufzulösen: Einfache Entschuldigungen mögen dort zur Besänftigung der Ankläger ausreichen, wo es sich um geringfügige Vergehen handelt (ein Zuspätkommen, eine Unachtsamkeit), und nur solche sind in den erwähnten Studien untersucht worden. Wo aber das problematische Verhalten die Wertorientierung des Handelnden grundsätzlich in Frage stellt, wie es bei einem rassistischen Ausfall oder einem Ehebruch der Fall ist, will das soziale Umfeld über den Zusammenhang zwischen Tat und Täter gründlich informiert sein, um die Vertrauenswürdigkeit der Person beurteilen zu können. Dabei zeigt sich nun in den untersuchten Fällen öffentlicher Schuldbekenntnisse, dass die sich verantwortenden Sprecherinnen und Sprecher Ent-Schuldigungen gegenüber Rechtfertigungen klar vorziehen. Sie versuchen oft, ihr problematisiertes Handeln aus Umständen zu erklären, die ihre Verantwortung für dieses Handeln wo nicht verschwinden lassen, so doch einschränken; demgegenüber kommt der Versuch, das eigene Handeln im Feuer der Kritik als *richtig* zu verteidigen (Rechtfertigung), kaum vor. Bei Richards zeigt sich das etwa, außerhalb der in diesem Beitrag zitierten Passagen, in behutsamen Versuchen, den eigenen Ausfall entschuldigend als ein außer Kontrolle geratenes Rollenspiel zu interpretieren, bei Spitzer in der expliziten Formulierung einer Verführung zur Überheblichkeit (#4, Z. 17). Das hat

zweifelloso damit zu tun, dass in dieser Studie nur Fälle berücksichtigt wurden, in denen sich die Angeschuldigten mehr oder weniger deutlich zu ihrer Schuld bekennen. Unter diesen Umständen deutet sich an, dass Bekenntnisse (»es tut mir leid«) zwar teilweise mit (implizit entfalteten) Ent-Schuldigungen vereinbar sind, nicht aber mit (expliziten oder impliziten) Rechtfertigungen.

Diskussion

In den voranstehenden Abschnitten wurde zunächst die theoretische Entwicklung aufgezeigt, die Konzeptionen des Schuldgefühls in der psychologischen Forschung durchlaufen haben. Wesentliches Merkmal dieser Entwicklung ist die zunehmende Berücksichtigung sozialer Entstehungskontexte von Schuldgefühlen, die nicht über die Verletzung internalisierter Normen vermittelt sind. Schuldgefühle, so lautet eine aktuelle Auffassung, entstehen typischerweise dort, wo Menschen erkennen, dass sie andere Personen, an deren Wohlergehen sie in empathischer Einstellung interessiert sind, durch eigenes Handeln geschädigt haben, und zwar insbesondere dann, wenn sie als Folge dieser Schädigung einen Verlust von Bindungen befürchten. In dieser gewandelten Konzeption hat sich die entscheidende Bedeutung von Prozessen sozialer Kommunikation für das Phänomen des Schuldgefühls verdeutlicht. Nicht in der solitär-abgeschiedenen Erwägung von Normen, sondern in der Konfrontation mit vorwurfsvollen Anderen sind wir im Regelfall gezwungen, uns für unser Verhalten zu verantworten und ein eigenes Verhältnis zu diesem Verhalten zu entwickeln. Dem Ausdruck von Schuldgefühlen kommt hier die Funktion zu, unseren Beziehungspartnern verlorenes Vertrauen in die Sozialverträglichkeit, die Gemeinschaftsfähigkeit unseres Fühlens und Handelns zu vermitteln. Schuldgefühle sind, in zugespitzter Formulierung, eine Art Garant dafür, dass das verbale Lippenkenntnis zur eigenen Schuldhaftigkeit und zur künftigen Konformität gegenüber sozialen Erwartungen eine Entsprechung in den emotionalen Präferenzen, gleichsam im »Innersten«, des Subjekts hat. Dazu müssen sie nach innen gefühlt und nach außen gezeigt werden. Wer Schuldgefühle empfindet, schöpft Vertrauen in die Echtheit der eigenen Umkehr, die er nach außen signalisieren muss, um den Anschluss an die Gemeinschaft wiederzugewinnen.

Wie das in der kommunikativen Auseinandersetzung konkret vor sich gehen kann, dafür sind in diesem Beitrag zwei Beispiele vor dem Hintergrund eines umfangreichen Korpus analysiert worden. Dabei hat sich gezeigt, dass die Art und Weise des kommunikativen Schuldmanagements variiert je nach der Intentionalität, die

dem problematisierten Verhalten zugeschrieben wird. In dem Fall eines augenscheinlich unkontrollierten, ungeplanten Verhaltens griff der Sprecher zu Darstellungspraktiken, die einen sprachlichen Riegel zwischen die schuldhafte Tat und die »wahre« Person des Täters schieben, freilich mit ungewissem Ausgang der sozialen Rezeption. Im Fall des augenscheinlich absichtlichen Fehlverhaltens, das aber bereits Jahre zurücklag, kam es dem Sprecher darauf an, die biographische Entfernung zwischen schuldhaftem und geläutertem Ich zu markieren. Das gelang indes interaktiv nicht, solange er kein sichtbares Pfand seines inneren Wandels produzieren konnte. Die Tränen, die der Politiker am Ende der Sequenz #5 vergießt, sind vermutlich ein solches Pfand, auch wenn sie weder eindeutig auf eine bestimmte Emotion noch unwiderleglich auf die »Echtheit« des Gefühlten verweisen. Auf performativer Ebene deutet sich in exemplarischer Form an, dass mündliche Schuldbekennnisse in der stimmlichen Qualität (nicht immer, aber vergleichsweise häufig) durch eine brüchige Intonation und eine verlangsamte Sprechweise gekennzeichnet sind, die an Ausdrucksformen der Trauer erinnern, sowie mit einer Häufung von Formulierungsschwierigkeiten (Wortwiederholungen, Abbrüche, Verzögerungssignale, Dehnlaute, Selbstkorrekturen) einhergehen. Offen bleiben muss die Repräsentativität öffentlicher Schuldbekennnisse für alltäglichere Formen schuldbezogener Kommunikation. Auch beziehen sich die vorgelegten Analysen nur auf Fälle, in denen sich Personen vor Dritten verantworten, die ihnen ihr Verhalten als Vertreter der Gemeinschaft, nicht aber als unmittelbar Geschädigte vorwerfen. Zukünftige Analysen sollten auch naturalistische Daten von Fällen *privater* Schuldbekennnisse berücksichtigen.

Mehr Beachtung verdient die Frage, welche Folgen unterschiedliche Typen und Genres verbaler Darstellungen für kommunikatives Schuldmanagement haben. Erörtert wurde in diesem Beitrag kurz die Unterscheidung zwischen Bekenntnissen, Rechtfertigungen und Ent-Schuldigungen und deren Zusammenhang mit der Darstellung von Schuldhaftigkeit und Schuldgefühlen. Hier könnte es lohnen, insbesondere *erzählerische* Darstellungen von Schuldgefühlen (vgl. Habermas, 2011; Silfver, 2007) näher zu untersuchen: Sind Erzählungen lediglich spezifische Mittel zur Rechtfertigung oder Ent-Schuldigung problematisierten Verhaltens oder leisten sie – etwa durch die Einladung zur Identifikation mit dem Erzähler – für die Beziehungsregulation doch etwas grundsätzlich Anderes? Die Häufigkeit, mit der insbesondere US-amerikanische Sprecher bei Schuldbekennnissen auf narrative Rahmungen zurückgreifen, ist äußerst auffällig (für eine beispielhafte Analyse s. Bamberg, 2010).

Einige der in diesem Beitrag explorativ entwickelten Befunde lassen sich experimentell prüfen und präzisieren, wobei das Problem zu überwinden bleibt, wie man gravierende Formen zwischenmenschlicher Verstöße, die zum Gegenstand eines intensiven Schuldmanagements werden, unter Wahrung ethischer Richtlinien überhaupt ins Labor bekommt. Von besonderem Interesse wird eine differenziertere Beantwortung der Frage sein, in welcher Weise verbale, paraverbale und nonverbale Ausdrucksformen von Schuldgefühlen zusammenkommen müssen, um in unterschiedlichen Fällen eines Fehlverhaltens die Vertrauenswürdigkeit der verdächtig gewordenen Person in der Wahrnehmung ihrer Interaktanten wiederherzustellen. Dabei wird genauer zu klären sein, in welchem Zusammenhang diese sozial adaptiven Formen kommunikativen Schuldmanagements zum inneren Verhältnis der Person zu ihrem Tun stehen. Muss man seine Schuld fühlen, um Schuldgefühle zu zeigen? Oder umgekehrt Schuldgefühle zeigen, um seine Schuld zu fühlen? Von Fragen wie diesen hängt es schließlich ab, ob die Signale des Schuldgefühls auch tatsächlich eine »innere Umkehr« anzeigen, die sich in verändertem Handeln auswirkt.

Literatur

- Amodio, D. M., Devine, P. G., & Harmon-Jones, E. (2007). A dynamic model of guilt: Implications for motivation and self-regulation in the context of prejudice. *Psychological Science*, 18(6), 524–530.
- App, B., McIntosh, D. N., Reed, C. L., & Hertenstein, M. J. (2011). Nonverbal channel use in communication of emotion: How may depend on why. *Emotion*, 11(3), 603–617.
- Baird, J. A., & Astington, J. W. (2004). The role of mental state understanding in the development of moral cognition and moral action. *New Directions for Child and Adolescent Development*, 103, 37–49.
- Bamberg, M. (2010). Blank check for biography? Openness and ingenuity in the management of the 'Who-Am-I-Question'. In D. Schiffrin, A. DeFina, & A. Nylund (Eds.), *Telling stories: Language, narrative, and social life* (pp. 109–121). Washington: Georgetown University Press.
- Bamberg, M. (2012). Narrative analysis. In H. Cooper (Editor-in-chief), *APA handbook of research methods in psychology*, Vol. 2 (pp. 77–94). Washington: APA Press.

- Bandura, A. (2001). Social cognitive theory: An agentic perspective. *Annual Review of Psychology*, 52(1), 1–26.
- Barrett, K. C. (1995). A functionalist approach to shame and guilt. In J. P. Tangney, & K. W. Fischer (Eds.), *Self-conscious emotions: the psychology of shame, guilt, embarrassment and pride* (pp. 64–113). New York: Guilford.
- Baumeister, R. F., Stillwell, A. M., & Heatherton, T. F. (1994). Guilt: An interpersonal approach. *Psychological Bulletin*, 115(2), 243–267.
- Baumeister, R. F., Stillwell, A. M., & Heatherton, T. F. (1995). Personal narratives about guilt: Role in action control and interpersonal relationships. *Basic and Applied Social Psychology*, 17(1&2), 173–198.
- Bedford, O., & Hwang, K. K. (2003). Guilt and Shame in Chinese Culture: A Cross-cultural Framework from the Perspective of Morality and Identity. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 33(2), 127–144.
- Bem, D. J. (1967). Self-perception: An alternative interpretation of cognitive dissonance phenomena. *Psychological review*, 74(3), 183–200.
- Bem, D. J. (1972). Self-Perception Theory. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in Experimental Social Psychology*, Vol. 6 (pp. 1–62). New York: Academic Press.
- Bergmann, J. R. (1987). *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin: de Gruyter.
- Berndsen, M., Van der Pligt, J., Doosje, B., & Manstead, A. S. (2004). Guilt and regret: the determining role of interpersonal and intrapersonal harm. *Cognition & Emotion*, 18, 55–70.
- Buber, M. (1958). *Schuld und Schuldgefühle*. Heidelberg: L. Schneider.
- Bohnsack, R. (2003). *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung* (5. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Wahrig-Burfeind, R. (Hrsg.). (1997). *Wahrig, Deutsches Wörterbuch* (6. Aufl.). Gütersloh: Bertelsmann Lexikon Verlag.
- Carni, S., Petrocchi, N., Miglio, C., Mancini, F., & Couyoumdjian, A. (2013). Intrapyschic and interpersonal guilt: A critical review of the recent literature. *Cognitive Processing* (June 2013).
- Clark, M. S. (1984). Record keeping in two types of relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 47, 549–557.
- Clark, M. S., & Mills, J. R. (2012). A theory of communal (and exchange) relationships. In P. A. Van Lange, A. W. Kruglanski, & E. T. Higgins (Eds.), *Handbook of Theories of Social Psychology*, Vol. 2 (pp. 232–250). Thousand Oaks: Sage.
- Cody, M. J., & McLaughlin, M. L. (1985). Models for the sequential construction of accounting episodes: Situational and interactional constraints on message se-

- lection and evaluation. In R. Street, & J. Capella (Eds.), *Sequence and pattern in communicative behavior* (pp. 50–69). London: Arnold.
- Cushman, F. A. (2008). Crime and punishment: Distinguishing the roles of causal and intentional analyses in moral judgment. *Cognition*, 108(2), 353–380.
- Darley, J. M., & Shultz, T. R. (1990). Moral Rules – Their Content And Acquisition. *Annual Review of Psychology*, 41, 525–556.
- Darwin, C. (1998). *The expression of the emotions in man and animals*. Oxford: Oxford University Press. (Original erschienen 1872)
- Demmerling, C. & Landweer, H. (2007). *Philosophie der Gefühle*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Deppermann, A. (2005). *Agency in Angstdarstellungen*. Unveröff. Vortragsmanuskript. Vortrag gehalten an der ZiF-Abschlusstagung »Angst, Anfall und Dissoziation«, Bielefeld, Deutschland.
- Deppermann, A. (2008). *Gespräche analysieren: Eine Einführung* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Duranti, A. (2004). Agency in Language. In A. Duranti (Ed.), *A Companion to Linguistic Anthropology* (pp. 451–473). Malden: Blackwell.
- Edwards, D. (2005). Discursive psychology. In K. L. Fitch, & R. E. Sanders (Eds.), *Handbook of language and social interaction* (pp. 257–273). New York: Erlbaum.
- Edwards, D., & Potter, J. (1992). *Discursive Psychology*. London: Sage.
- Eickhoff, F.-W. (2009). Über den Prozess der Nachträglichkeit. In *Primäre Identifizierung, Nachträglichkeit und »entlehntes unbewußtes Schuldgefühl«*. *Ausgewählte Schriften zu psychoanalytischen Themen 1976 bis 2008. Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft Bd. 24*, (S. 23–32). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Eisenberg, N., Spinrad, T. L., & Sadovsky, A. (2006). Empathy-related responding in children. In M. Killen, & J. G. Smetana (Eds.), *Handbook of Moral Development* (pp. 517–49). Hillsdale: Erlbaum
- Eisenberg, N., Valiente, C., & Champion, C. (2004). Empathy-related responding: moral, social, and socialization correlates. In A. G. Miller (Ed.), *The Social Psychology of Good and Evil* (pp. 386–415). New York: Guilford.
- Ekman, P. (1992). Facial expressions of emotion: New findings, new questions. *Psychological Science*, 3(1), 34–38.
- Ekman, P. (1999). Basic emotions. In T. Dalgleish, & M. J. Power (Eds.), *Handbook of cognition and emotion* (pp. 45–60). New York: John Wiley & Sons.
- Ekman, P., & Friesen, W. V. (1969). The repertoire of nonverbal behavior: Categories, origins, usage, and coding. *Semiotica*, 1, 49–98.

- Ekman, P., & Friesen, W. V. (1971). Constants across cultures in the face and emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 17, 124–129.
- Farnill, D. (1974). The effects of social judgment set on children's use of intent information. *Journal of Personality*, 42(2), 276–289.
- Ferguson, T. J. & Stegge, H. (1998). Measuring guilt in children: a rose by any other name still has its thorns. In J. Bybee (Ed.), *Guilt and children* (pp. 19–67). San Diego: Academic Press.
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford: Stanford University Press.
- Fox, B. A., Thompson, S. A., Ford, C. E., & Couper-Kuhlen, E. (2012). Conversation Analysis and Linguistics. In J. Sidnell, & T. Stivers (Eds.), *The Handbook of Conversation Analysis* (pp. 726–740). London: Blackwell.
- Frankfurt, H. (1993). Die Notwendigkeit von Idealen. In W. Edelstein, G. Nunner-Winkler & G. Noam (Hrsg.), *Moral und Person* (S. 107–118). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1999a). Entwurf einer Psychologie. In *Gesammelte Werke, Nachtragsband, Texte aus den Jahren 1885–1938*, (S. 375–486). Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Freud, S. (1999b). Trauer und Melancholie. In *Gesammelte Werke, Bd. X*, (S. 428–446). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1917)
- Freud, S. (1999c). Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. In *Gesammelte Werke, Bd. XII*, (S. 29–157). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1918)
- Freud, S. (1999d). Das Ich und das Es. In *Gesammelte Werke, Bd. XIII*, (S. 237–288). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1923)
- Fritzsche, I. (2002). Account strategies for the violation of social norms: Integration and extension of sociological and social psychological typologies. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 32(4), 371–394.
- Fuchs, H. (1969). *Der Fragebogen Gottes*. Baden-Baden: Trobis.
- Giner-Sorolla, R., Piazza, J., & Espinosa, P. (2011). What do the TOSCA guilt and shame scales really measure: Affect or action? *Personality and Individual Differences*, 51, 445–450.
- Gino, F., Shu, L., & Bazerman, M. (2010). Nameless + harmless = blameless: When seemingly irrelevant factors influence judgment of (un)ethical behavior. *Organizational Behavior and Human Decision Processes*, 111(2), 93–101.
- Goffman, E. (1963). *Stigma. Notes on the management of spoiled identity*. Englewood-Cliffs: Prentice-Hall.

- Goffman, E. (1967). On Face-Work. An Analysis of Ritual Elements in Social Interaction. In *Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior*, (S. 5–45). New York: Anchor Books.
- Goffman, E. (1981). *Forms of Talk*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Habermas, T. (2011). Moralische Emotionen: Ärger in Alltagserzählungen. In U. Beumer, T. Hoyer & M. Leuzinger-Bohleber (Hrsg.), *Jenseits des Individuums – Emotion und Organisation* (S. 329–350). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hahn, A. (1982). Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematisierung und Zivilisationsprozess. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34(3), 407–434.
- Haidt, J. (2003). The moral emotions. In R. J. Davidson, K. R. Scherer, & H. H. Goldsmith (Eds.), *Handbook of affective sciences* (pp. 852–870). Oxford: Oxford University Press.
- Harris, B. (1977). Developmental differences in the attribution of responsibility. *Developmental Psychology*, 13(3), 257–265.
- Heider, F. (1958). *The psychology of interpersonal relations*. New York: John Wiley.
- Heritage, J. (1990/1991). Intention, meaning and strategy: observations on constraints on interaction analysis. *Research on Language and Social Interaction*, 24, 311–32.
- Hirsch, M. (2010). Schuld und Schuldgefühl aus psychoanalytischer Sicht. In J. Körner & B. Müller (Hrsg.), *Schuldbewusstsein und reale Schuld* (S. 25–39). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hoffman, M. L. (1997). Varieties of empathy-based guilt. In J. Bybee (Ed.), *Guilt in children* (pp. 91–112). New York: Academic Press.
- Hoffman, M. L. (2000). *Empathy and moral development: Implications for caring and justice*. New York: Cambridge University Press.
- Hoffman, M. L., & Saltzstein, H. D. (1967). Parent discipline and the child's moral development. *Journal of Personality and Social Psychology*, 5, 45–57.
- Hutchby, I. & Wooffitt, R. (2008). *Conversation Analysis* (2nd ed.). New York: John Wiley & Sons.
- Izard, C. E. (1977). *Human emotions*. New York: Plenum Press.
- Izard, C. E. (1994). *Die Emotionen des Menschen: Eine Einführung in die Grundlagen der Emotionspsychologie* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Izard, C. E. & Ackerman, B. P. (2000). Motivational, organizational and regulatory functions of discrete emotions. In M. Lewis, & J. Haviland (Eds.), *Handbook of emotions* (pp. 253–264). New York: Guilford.

- Joireman, J. (2004). Empathy and the self-absorption paradox II: Self-rumination and self-reflection as mediators between shame, guilt, and empathy. *Self and Identity*, 3(3), 225–238.
- Keltner, D., & Buswell, B. N. (1997). Embarrassment: Its distinct form and appeasement functions. *Psychological Bulletin*, 122, 250–270.
- Keltner, D., & Gross, J. J. (1999). Functional accounts of emotions. *Cognition & Emotion*, 13, 467–480.
- Kohler, G. (2012). Sokrates' Stachel. Oder: Warum wir in Rationalität verstrickt sind. In B. Boothe, A. Cremonini & G. Kohler (Hrsg.), *Psychische Regulierung, kollektive Praxis und der Raum der Gründe. Ein Problemaufriss* (S. 163–193). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kochanska, G., Gross, J. N., Lin, M., & Nichols, K. E. (2002). Guilt in young children: Development, determinants, and relations with a broader system of standards. *Child Development*, 73(2), 461–482.
- Kocherscheidt, K., Fiedler, P., Kronmüller, K. T., Backenstraß, M. & Mundt, C. (2002). Zur empirischen Unterscheidung von Scham und Schuld. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 23(2), 217–224.
- Körner, J. & Müller, B. (Hrsg.). (2010). *Schuldbewusstsein und reale Schuld*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kohlberg, L. (1981). *Essays on Moral Development, Vol. I: The Philosophy of Moral Development*. San Francisco: Harper & Row.
- Kohlberg, L., Levine, C., & Hewer, A. (1983). *Moral stages: a current formulation and a response to critics*. New York: Karger.
- Kroll, J., & Egan, E. (2004). Psychiatry, moral worry, and the moral emotions. *Journal of Psychiatric Practice*, 10(6), 352–360.
- Leith, K. P., & Baumeister, R. F. (1998). Empathy, Shame, Guilt, and Narratives of Interpersonal Conflicts: Guilt-Prone People Are Better at Perspective Taking. *Journal of Personality*, 66(1), 1–37.
- Levine, R. A. (1973). *Culture, behavior, and personality*. Chicago: Aldine.
- Lewis, H. B. (1971). *Shame and Guilt in Neurosis*. New York: International University Press.
- Lucius-Hoene, G. (2012). »Und dann haben wir's operiert« – Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In S. Bethmann, C. Helfferich, H. Hoffmann & D. Niermann (Hrsg.), *Agency: Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit* (S. 40–70). Weinheim: Beltz Juventa.

- Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lutwak, N., Panish, J. B., Ferrari, J. R., & Razzino, B. E. (2001). Shame and guilt and their relationship to positive expectations and anger expressiveness. *Adolescence*, 36(144), 641–653.
- Luyten, P., Fontaine, J. R., & Corveleyn, J. (2002). Does the Test of Self-Conscious Affect (TOSCA) measure maladaptive aspects of guilt and adaptive aspects of shame? An empirical investigation. *Personality and Individual Differences*, 33(8), 1373–1387.
- McGraw, K. M. (1987). Guilt following transgression: An attribution of responsibility approach. *Journal Of Personality And Social Psychology*, 53(2), 247–256.
- McLaughlin, M. L., Cody, M. J., & O'Hair, H. (1983). The management of failure events: Some contextual determinants of accounting behavior. *Human Communication Research*, 9(3), 208–224.
- McLaughlin, M. L., Cody, M. J., & Rosenstein, N. E. (1983). Account sequences in conversations between strangers. *Communications Monographs*, 50(2), 102–125.
- Mowrer, O. H. (1960). *Learning theory and behavior*. New York: John Wiley.
- Niederland, W. G. (1961). The problem of the survivor. *Journal of Hillside Hospital*, 10, 233–247.
- Nelissen, R., & Zeelenberg, M. (2009). When guilt evokes self-punishment: evidence for the existence of a Dobby Effect. *Emotion*, 9(1), 118–122.
- Oatley, K., & Johnson-Laird, P. N. (1987). Towards a cognitive theory of emotions. *Cognition and Emotion*, 1, 29–50.
- O'Connor, L. E., Berry, J. W., Weiss, J., Schweitzer, D., & Sevier, M. (2000). Survivor guilt, submissive behaviour and evolutionary theory: The down-side of winning in social comparison. *British Journal of Medical Psychology*, 73, 519–530.
- O'Malley, M. N., & Greenberg, J. (1983). Sex differences in restoring justice: The down payment effect. *Journal of Research in Personality*, 17(2), 174–185.
- Ohbuchi, K. I., & Sato, K. (1994). Children's reactions to mitigating accounts: Apologies, excuses, and intentionality of harm. *The Journal of Social Psychology*, 134(1), 5–17.
- Panken, S. (1983). *The joy of suffering: Psychoanalytic theory and therapy of masochism*. Northvale: Jason Aronson.
- Piaget, J. (1954). *Das moralische Urteil beim Kinde*. Zürich: Rascher. (Original erschienen 1932: Le jugement moral chez l'enfant)

- Pomerantz, A. (1986). Extreme case formulations: A way of legitimizing claims. *Human Studies*, 9(2-3), 219–229.
- Potter, J. (2012). Discourse analysis and discursive psychology. In H. Cooper (Editor-in-Chief), *APA handbook of research methods in psychology*, Vol. 2 (pp. 111–130). Washington: APA Press.
- Prinz, J. (2007). *The emotional construction of morals*. Oxford: Oxford University Press.
- Prinz, J., & Nichols, S. (2010). Moral Emotions. In J. M. Doris (Ed.), *Moral Psychology Handbook* (pp. 111–148). Oxford: Oxford University Press.
- Sacks, H. (1992). *Lectures on Conversation, Volumes I and II*. Edited by G. Jefferson with an Introduction by E. A. Schegloff. Oxford: Blackwell.
- Sacks, H., Schegloff, E. A. & Jefferson, G. (1974). A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. *Language*, 50, 696–735.
- Safdar, S., Friedlmeier, W., Matsumoto, D., Yoo, S., Kwantes, C. T., Kakai, H., & Shigemasu, E. (2009). Variations of emotional display rules within and across cultures: A comparison between Canada, USA, and Japan. *Canadian Journal Of Behavioural Science*, 41(1), 1–10.
- Sarason, S. B. (1966). The measurement of anxiety in children: Some questions and problems. In C. D. Spielberger (Ed.), *Anxiety and behavior* (S. 63–79). New York: Academic Press.
- Schegloff, E. A., Jefferson, G. & Sacks, H. (1977). The preference for self-correction in the organization of repair in conversation. *Language*, 53, 361–382.
- Schlink, K. (1953). *Gewissenspiegel*. Darmstadt-Eberstadt: Verlag Ökumenische Marienschwesternschaft.
- Schönbach, P. (1980). A category system for account phases. *European Journal of Social Psychology*, 10(2), 195–200.
- Scott, M. B., & Lyman, S. M. (1968). Accounts. *American Sociological Review*, 23, 46–62.
- Shultz, T. R., Wright, K., & Schleifer, M. (1986). Assignment of Moral Responsibility and Punishment. *Child Development*, 57(1), 177–184.
- Shweder, R. A., Much, N. C., Mahapatra, M., & Park L. (1997). The “Big Three” of morality (autonomy, community, divinity) and the “Big Three” explanation of suffering. In A. Brandt, & P. Rozin (Eds.), *Morality and Health* (pp. 119–169). New York: Routledge.
- Silfver, M. (2007). Coping with guilt and shame: A narrative approach. *Journal of Moral Education*, 36(2), 169–183.

- Stets, J. E., & Carter, M. J. (2011). The Moral Self: Applying Identity Theory. *Social Psychology Quarterly*, 74(2), 192–215.
- Sykes, G. M., & Matza, D. (1957). Techniques of neutralization: A theory of delinquency. *American Sociological Review*, 22(6), 664–670.
- Tangney, J. P. (1990). Assessing individual differences in proneness to shame and guilt: development of the Self-Conscious Affect and Attribution Inventory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 102–111.
- Tangney, J. P. (1992). Situational determinants of shame and guilt in young adulthood. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, 199–206.
- Tangney, J. P., & Dearing, R. L. (2003). *Shame and guilt*. Guilford Press.
- Tangney, J., Dearing, R., Wagner, P., & Gramzow, R. (2000). *The Test of Self-Conscious Affect-3 (TOSCA-3)*. Fairfax: George Mason University.
- Tangney, J. P., Miller, R. S., Flicker, L., & Barlow, D. H. (1996). Are shame, guilt and embarrassment distinct emotions? *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, 1256–1269.
- Tangney, J. P., Stuewig, J., & Hafez, L. (2011). Shame, guilt, and remorse: Implications for offender populations. *Journal of Forensic Psychiatry & Psychology*, 22(5), 706–723.
- Tangney, J. P., Stuewig, J., & Mashek, D. J. (2007). Moral emotions and moral behavior. *Annual Review of Psychology*, 58, 345–372.
- Tangney, J. P., Wagner, P., & Gramzow, R. (1989). *The Test of Self-Conscious Affect (TOSCA)*. Fairfax: George Mason University.
- Tappan, M. B. (1999). Authoring a Moral Self: A Dialogical Perspective. *Journal of Constructivist Psychology*, 12(2), 117–131.
- ten Have, P. (2012). Ethnomethodology and Conversation Analysis. In H. Cooper (Editor-in-chief), *APA Handbook of Research Methods in Psychology*, Vol. 2 (pp. 95–109). Washington: APA Press.
- Thibodeau, R., & Aronson, E. (1992). Taking a closer look: Reasserting the role of the self-concept in dissonance theory. *Personality And Social Psychology Bulletin*, 18(5), 591–602.
- Tracy, J. L., & Robins, R. W. (2004). Putting the self into self-conscious emotions: A theoretical model. *Psychological Inquiry*, 15, 103–125.
- Unger, J. M. (1961). *On the development of guilt reactivity in the child*. Unveröff. Doktorarbeit, Cornell University, Cornell.
- Volkart, R. & Heri, I. (1998). Kann man »die Spirale aus Scham, Wut und Schuldgefühlen durch Lachen auflösen«? Über Affektregulierung, metaphorische Af-

- fekttheorien und pathogene Überzeugungen in der Psychotherapie. *Psychotherapeut*, 43(3), 179–191.
- Weiner, B. (1995). *Judgments of responsibility: A foundation for a theory of social conduct*. New York: Guilford Press.
- Whiting, J. W., & Child, I. L. (1953). *Child training and personality*. New Haven: Yale University Press.
- Yamamoto, M. (2006). *Agency and impersonality: their linguistic and cultural manifestations*. Amsterdam: Benjamins.
- Yuill, N., & Perner, J. (1988). Intentionality and knowledge in childrens' judgments of actor's responsibility and recipient's emotional reaction. *Developmental Psychology*, 24(3), 358–365.
- Zahn-Waxler, C. (2000). The development of empathy, guilt, and internalization of distress: Implications for gender differences in internalizing and externalizing problems. In R. Davidson (Ed.), *Anxiety, depression, and emotion: Wisconsin Symposium on Emotion, Vol. 1* (pp. 222–265). New York: Oxford University Press.
- Zahn-Waxler, C., & Kochanska, G. (1990). The origins of guilt. In R. Thompson (Ed.), *Nebraska Symposium on Motivation: Vol. 6. Socioemotional Development* (pp. 183–258). Lincoln: University of Nebraska Press.
- Zahn-Waxler, C., & Robinson, J. (1995). Empathy and guilt: Early origins of feelings of responsibility. In J. P. Tangney, & K. W. Fischer (Eds.), *Self-conscious emotions: The psychology of shame, guilt, embarrassment, and pride* (pp. 143–173). New York: Guilford Press.
- Zelazo, P. D., Helwig, C. C., & Lau, A. (1996). Intention, act, and outcome in behavioral prediction and moral judgment. *Child Development*, 67(5), 2478–2492.
- Zimmerling, P. (Hrsg.). (2009). *Studienbuch Beichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht UTB.

Synopse

Die vorliegende Synopse gliedert sich grob in drei Teile. Im ersten Teil werden die wesentlichen Anliegen, Themen und Erkenntnisse aus den voranstehenden Einzelarbeiten aufgearbeitet. Dabei geht es indes nicht nur um eine Rekapitulation der einzelnen Texte, sondern zugleich um einer Erläuterung ihrer Differenzen und ihres Zusammenhangs. Im zweiten Teil setzt die Synopse den voranstehenden Arbeiten inhaltlich etwas hinzu: In der Auseinandersetzung mit soziologischer, sozialpsychologischer und konversationsanalytischer Literatur wird ein allgemeines Modell diskursiver Praxis des Verantwortens beleuchtet: die so genannte Rechenschaftsepisode. Der Vorteil eines solchen Modells besteht darin, dass es sehr unterschiedliche Formen des Verantwortens, wie sie in den Manuskripten dieser Dissertation untersucht worden sind, unter eine Systematik zu stellen vermag. Im Rahmen des zweiten Teils wird auch eine umfassendere und differenziertere Taxonomie von Rechenschaftsakten erarbeitet, als die Literatur sie bisher bereithält. Der dritte und letzte Teil schließlich bringt eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich die intrapsychische und die kommunikative Ebene des Verantwortens zueinander verhalten, und zwar, wie schon in Manuskript 4, mit besonderem Blick auf den Zusammenhang zwischen kommunikativem Schuldmanagement und subjektiver Schuld. Dabei finden Erkenntnisse und Überlegungen aus der gesamten Dissertation Berücksichtigung.

Teil 1:

Anliegen, Themen, Erkenntnisse der Einzelarbeiten

Die in den voranstehenden vier Einzelarbeiten behandelten Fragestellungen beziehen sich auf zwei grundlegende Erkenntnisinteressen, die ihrerseits verschränkt sind.

Auf der einen Seite steht ein methodologisches Interesse an der Erschließung sprachlicher Äußerungen für die Beantwortung psychologischer Fragestellungen. Auf der anderen Seite steht ein inhaltliches Interesse an der Art und Weise, wie Menschen sich vor anderen Menschen für ein Verhalten, das sie begangen haben und das ihnen nun vorgeworfen wird, verantworten. Verschränkt sind diese beiden Interessen, weil es bei der Praxis des Verantwortens just um das geht, was das allgemeine methodologische Interesse der Dissertation bestimmt: das Verhältnis zwischen Psyche, Sprache und sozialer Interaktion. Wer sich verantwortet, verweist durch Sprache auf ein »Inneres«: beispielsweise benennt er die Gründe seines Handelns oder die Motive seines Verhaltens. Wer in den Fall kommt, eine solche Verantwortung (gedacht als Ver-Antwortung) auf ihre Stichhaltigkeit durchleuchten zu müssen oder zu dürfen, schließt von der Sprache des Angeschuldigten auf dessen »Inneres« zurück: Er befindet beispielsweise darüber, was das, was der Andere sagt, über ihn aussagt, ob seiner Verantwortung vertraut werden kann: ob sie für ihn spricht. In diesem Prozess geht es indes um mehr als den Ausdruck und die Übermittlung eines Inneren, das seiner symbolischen Repräsentation vorgelagert wäre. Ausdruck ist, wie der *linguistic turn* (Rorty, 1967) des 20. Jahrhunderts hinreichend deutlich gemacht hat, nicht bloßes Abbild, sondern Konstruktion, und zwar in soziale Interaktion eingebettete Konstruktion.

Psyche, Sprache und soziale Interaktion: Es wäre die Potenzierung von Vermessenheit, dieser Dreierbeziehung *grundsätzlich* auf die Schliche kommen zu wollen. Die Dissertation beschränkt sich denn auch, am Beispiel des Verantwortens, auf sehr spezifische Aspekte. Und dennoch geht es in den vier Einzelarbeiten immer wieder auch um grundlegende Fragen. Das hat damit zu tun, dass die Psychologie die grundsätzlichen Verhältnisse zwischen Sprache und Psyche – und deren Vermittlung in sozialer Interaktion – bisher nur zögerlich in den Blick nimmt. Auf der einen Seite steht die dominante Tradition der experimentellen Forschung, für die sprachlicher Ausdruck als Träger von Erkenntnissen kaum in Betracht kommt. In dieser Perspektive ist das, was Menschen sagen, im besten Fall das, was sie denken – und was sie denken, wissen sie selbst, dafür bedürfen sie der Psychologie nicht. Experimentelle Psychologen trauen der Sprache ihrer Probanden kaum etwas zu,

sie erscheint ihnen bloß als das Medium einer Subjektivität, die man ausschalten möchte. Sprache nimmt man dem Probanden am besten ab: Der Forscher formuliert für ihn, der Proband setzt im Kästchen des Fragebogens nur noch sein Häkchen. Oder er produziert Verhaltensdaten im Labor, die, von Selbstdeutungen des Probanden mutmaßlich losgelöst, objektiv registriert werden. Wo Sprache dennoch die Aufmerksamkeit der Psychologie gewinnt, in der Psycholinguistik, werden Mentalität und Sprache und ihr Bezug zur Welt auf eine stark kognitivistische Weise thematisiert, die die abbildende Dimension der Sprache, kaum aber deren Handlungscharakter, deren nicht zu überschätzende Bedeutung für soziale Interaktion, berücksichtigt (vgl. Fodor, 1979; Pinker, 2005).

Auf der anderen Seite steht eine Tradition qualitativer Psychologie, die der dominanten Skepsis gegenüber der psychologischen Verwertbarkeit sprachlicher Äußerungen trotzt und das, was Menschen über sich selber sagen, insbesondere: von sich selber *erzählen*, als Ausdruck von Subjektivität ernst nimmt. Diese Tradition ist zweifellos vielfältig, ihre theoretischen Prämissen und methodischen Vorgehensweisen sind nicht auf einen Begriff zu bringen. In den ersten drei Einzelarbeiten dieser Dissertation ist dennoch eine Zuspitzung versucht worden, in kritischer Absicht: Die Kritik lief darauf hinaus, dass die verbreitetsten Verfahren qualitativer Datenanalyse in der Psychologie, nämlich die inhaltsanalytischen, sprachliche Äußerungen als *experten* (in der Annahme, jeder kenne sich selbst am besten) Ausdruck einer stabilen Subjektivität des Sprechers begreifen, die unabhängig von den Kontexten der Äußerung erfasst werden kann.

Demgegenüber stellen die vier Einzelarbeiten der vorliegenden Dissertation den Versuch dar, einen differenzierten Blick auf die vielfältigen Leistungen der Sprache, ihre interaktive Situierung, ihr bidirektionales Verhältnis zu psychologischen Kategorien zu gewinnen, immer bezogen auf Praktiken der Verantwortung von Menschen vor anderen Menschen. Mit diesem Anliegen reiht sich die Dissertation ein unter die Arbeiten anderer Autorinnen und Autoren, auf deren Texte in den Manuskripten vielfach verwiesen wird: zu nennen sind insbesondere Michael Billig, Michael Bamberg, Gabriele Lucius-Hoene oder die Schule der diskursiven Psychologie um Jonathan Potter und Derek Edwards.

Wie lassen sich die Inhalte und Anliegen der vier Einzelarbeiten zusammen, in ihren Gemeinsamkeiten und Differenzen, fassen? Die ersten drei Manuskripte sind intensiv und explizit methodischen Fragen und ihrer theoretischen Reflexion gewidmet; erst das vierte macht mit der Einführung des methodischen Vorgehens kurzen Prozess und wendet die Methode ohne Umschweife auf das inhaltliche

Problem an, die Emotion des Schuldgefühls und deren kommunikative Funktionen. Aber auch das erste und das dritte Manuskript verknüpfen die Erörterung methodischer Fragen mit der Analyse von Daten, mit einer Erörterung sprachlicher – nicht nur verbalsprachlicher – Praktiken der Verantwortung.

Im ersten Manuskript wird die Kritik an inhaltsanalytischen Verfahren der Untersuchung sprachlicher Daten im Grundsatz formuliert; sie bleibt für den gesamten Text der Dissertation wegweisend. *Zum einen* geht es hier um den schlichten Hinweis – und in exemplarischen Analysen um den nicht ganz so schlichten Aufweis – dass sprachliche Äußerungen stets interaktiv eingebettet sind. Wer angemessen verwerten will, was ein Sprecher, eine Sprecherin in einem bestimmten Kontext gesagt hat, muss in Erwägung ziehen, warum er es gerade hier gerade so gesagt hat. Dabei rückt die – in allgemeinster Formel – *pragmatische* Funktion des Sprechens in den Vordergrund. Am Beispiel eines Forschungsinterviews mit einem pädosexuellen Straftäter wird gezeigt, dass der Sprecher durch die besondere Art und Weise, wie er über die Umstände eines zuvor erzählten Ereignisses aus seiner Vergangenheit (der Tötung einer Katze) reflektiert, eine Selbstdarstellung gegenüber der Interviewerin etabliert. In dieser Selbstdarstellung erscheint der Sprecher im Hier-und-Jetzt als einer, der seine Verfehlung eindeutig verurteilt und überdies um Aufklärung der damaligen Beweggründe bemüht ist; sein damaliges Ich, das die Verfehlung beging, wird zum Gegenstand psychologischer Erklärungsansätze, in denen sich eine Umdeutung der verantwortbaren Verfehlung zum erklärbaren Verhaltenszwang vollzieht. Das alles leistet er nicht allein; die Interviewerin nimmt durch performative Mittel, durch Hörersignale und durch nomenklatorische Hilfen (sie bezeichnet das Geschehen explizit als »traurig«) Einfluss auf die Wege und Möglichkeiten der ihr präsentierten Selbstdarstellung. Pragmatisch ist das alles zu nennen, weil es erkennbar über den Abruf von Erinnerungen hinausgeht. Der Sprecher will – so die Interpretation in Manuskript 1 – eine bestimmte Einstellung der Interviewerin ihm gegenüber erreichen, in der man sich kooperativ und in moralischem Einvernehmen um die Aufklärung psychologischer Rätselaufgaben bemüht.

Zum anderen wird in Manuskript 1 dafür argumentiert, dass Sprecherinnen und Sprecher nicht nur stets in sozial-interaktiven Zusammenhängen stehen und pragmatische Ziele verfolgen, sondern sich dabei immer auch auf soziale vermittelte Darstellungsstrategien und Wissensbestände beziehen. Ein Pädosexueller, der seine Biografie zur Darstellung bringt, macht nicht einfach Gebrauch von einem Privileg introspektiver Anschauung innerer Wahrheiten, sondern er bringt – pragmatisch situiert – eine Verstehensweise von sich selbst zum Ausdruck, die ihm

durch soziale Konstrukte, durch interpretative Repertoires (Potter & Wetherell, 1987) angeboten wird. Auch Introspektion, mag man zuspitzend formulieren, ist sozial vermittelt. Das erscheint trivial, aber es wird bei vielen inhaltsanalytischen Verwertungen sprachlicher Daten längst nicht ausreichend bedacht. Nicht trivial ist ohnehin die Erforschung der *spezifischen* Repertoires, deren sich Sprecher und ihre Interaktanten bedienen. Zwei solcher Repertoires, die sich in dem zugrundeliegenden Korpus von Interviews mit Pädosexuellen gehäuft finden, werden in Manuskript 1 herausgearbeitet: Psychologisierung (Deutung von Handlung als psychischem Sachzwang) und Naturalisierung (Deutung von Handlung als natürlich determiniert). Beide lassen sich direkt in Verbindung bringen mit den grundlegenden Erklärungsprinzipien psychologischer Forschung: *nature* und *nurture*, Natur und Umwelt. Wer als Wissenschaftler Menschen befragt, muss damit rechnen, dass er den Widerhall dessen vernehmen wird, was die Wissenschaft diesen Menschen zur Deutung ihrer selbst immer schon andient.

Die in Manuskript 2 entfalteten Überlegungen beziehen sich anders als diejenigen in Manuskript 1 nicht auf interaktiv situiertes Sprechen überhaupt, sondern auf die spezifischere Form des Erzählens. An dieser wird eine Unterscheidung dreier Funktionen des Erzählens herausgearbeitet, die *mutatis mutandis* für interaktiv situiertes Sprechen überhaupt gilt und so rückblickend auch die Kritik am inhaltsanalytischen Vorgehen und die exemplarischen Datenanalysen in Manuskript 1 konzeptuell besser verortet. Gegenstand der meisten Inhaltsanalysen, so die Argumentation, ist die referentiell-repräsentationale Funktion des Erzählens: Erzählen wird verstanden als Ausdruck subjektiver Repräsentation von Vergangenenem. Dem steht einerseits die interaktiv-pragmatische Funktion gegenüber, die in Manuskript 1 bereits erörtert und exemplarisch untersucht wurde. Zusätzlich wird in Manuskript 2 nun eine weitere Funktion berücksichtigt. Erzählen ist nicht nur soziales Handeln gleichsam »nach außen«, es ist zugleich ein Handeln »nach innen«: Erzählend regulieren wir unsere Mentalität, unser Selbstverhältnis, unser Wohlbefinden; erzählend verarbeiten wir Erfahrung, gewinnen ihr eine Bestätigung unserer selbst ab, inszenieren die Erfüllung von Wünschen oder versuchen nachträglich einen gestalterisch-bannenden Zugriff auf das, was uns – im erzählten Erlebnis – in Unruhe versetzte. Benennen lassen sich diese vielfältigen Leistungen als intrapsychisch-regulative Funktion des Erzählens.

Die theoretischen Überlegungen in Manuskript 2 sind nun vor allem der Frage gewidmet, wie man aus psychologischer Perspektive zu den beiden Funktionen des Erzählens jenseits der referentiell-repräsentationalen Dimension, also der interaktiv-pragmatischen und der intrapsychisch-regulativen, methodisch Zugang

gewinnt. Dabei werden zwei etablierte Methoden in ihren grundlegenden Anliegen und Vorgehensweisen herausgehoben. An der einen, der Gesprächsanalyse, die die interaktiv-pragmatischen Funktionen des Sprechens und Erzählens ins Zentrum rückt, hatten sich in loser Form bereits die Analysen in Manuskript 1 orientiert; jetzt wird das Verfahren näher beschrieben. Die zweite Methode, die psychoanalytisch fundierte Erzählanalyse JAKOB, richtet sich auf die Analyse intrapsychisch-regulativer Modellierungsleistungen (Boothe, 2004) des Erzählens aus. Nach der theoretischen Einführung der beiden Methoden wird in Manuskript 2 zunächst die Frage erörtert, inwiefern sie beide den Anspruch auf eine Objektivierung ihrer Befunde erheben und – wo sie ihn erheben – einzulösen vermögen. Dabei zeigt sich, dass die Gesprächsanalyse in ihrer Orientierung an den wechselseitigen Aufzeigeleistungen der Interaktanten und dem weitreichenden Verzicht auf theoretische Prämissen zwar nicht jede Subjektivität der Interpretation beseitigt, aber doch ein hohes Maß an Transparenz der Befunde erreicht. Demgegenüber bleibt die Erzählanalyse JAKOB vergleichsweise stark auf theoretische Investitionen und die nicht übertragbare hermeneutische Kompetenz des Forschers verwiesen. Das aber, so wird argumentiert, mag als Preis dafür zu begreifen sein, dass man Intrapsychisches überhaupt in den Blick nimmt. Gesprächsanalytiker schalten aus ihren Untersuchungen die Bezugnahme auf intrapsychische Vorgänge bewusst aus, um Gesprächsbeiträge bevorzugt aus ihrer Funktion für die Organisation sozialer Interaktion zu erklären (vgl. Heritage, 1990/1991; Pomerantz, 1990/1991). Dabei gehen manche Theoretiker sogar dazu über, psychische Prozesse nicht nur für methodisch unzugänglich zu halten, sondern grundsätzlich zu bestreiten, dass sprachliche Äußerungen in sozialer Interaktion irgendwie aus Intrapsychischem hervorgehen (vgl. Coulter, 2005). Dieser Schritt wird in Manuskript 2 nun gerade nicht vollzogen. Im Gegenteil hält die Argumentation daran fest, dass eine genuin psychologische Erzählanalyse sich in der Untersuchung der interaktiv-pragmatischen Dimension des Erzählens ebenso wenig erschöpfen kann wie in derjenigen der intrapsychisch-regulativen oder referentiell-repräsentationalen Funktionen. Und das deshalb, weil diese Funktionen nicht unabhängig voneinander, sondern verschränkt sind. Im letzten Teil des Manuskripts werden die Forschungsarbeiten zweier Autoren skizziert, die eine Analyse genau dieser Verschränkung anstreben. Michael Bamberg untersucht die Frage, wie Selbstpositionierungen von Sprecherinnen und Sprechern in alltäglichen Erzählungen, die niemals frei von interaktiven Einflüssen und pragmatischen Anliegen sind, zugleich intrapsychisch-regulativ werden können, nämlich im Hinblick auf die Konstruktion einer Identität. Michael Billig arbeitet die These heraus, dass Selbstkorrekturen

als diskursive Praxis das Vorbild abgeben könnten für das, was in der Psychoanalyse als Verdrängung bezeichnet wird; mehr noch, dass sich die Verdrängungskompetenz »nach innen« aus einer bereits etablierten Verschweigungskompetenz »nach außen« überhaupt erst entwickelt.

Dieses programmatische Anliegen, Erzählungen aus psychologischer Perspektive so zu interpretieren, dass dabei Referentialität, interaktive Pragmatik und intrapsychische Regulation gleichzeitig sichtbar werden, wird in Manuskript 3 fortgeschrieben, jetzt aber mit anderen Mitteln: an die Stelle der theoretischen Reflexion treten exemplarische Datenanalysen. Dabei wird eine Erzählung dreifach interpretiert: dasselbe Narrativ von der Tötung einer Katze, auf das sich der Sprecher in den Analysen von Manuskript 1 in nachträglicher Reflexion bezog. Die psychoanalytische Interpretation des Narrativs nach der Erzählanalyse JAKOB wird einer früheren Publikation von Giossi (2008) entlehnt, die gesprächsanalytische im Manuskript selbst entwickelt. Die Darstellung der beiden Analysen dient nicht der Kritik der jeweils erzielten Befunde, sondern noch einmal der Erörterung der jeweiligen Ziele und Vorgehensweisen. In der psychoanalytischen Untersuchung von Giossi (2008) zeigt sich, dass die Befunde systematisch erarbeitet werden; dennoch bleibt ihre Glaubwürdigkeit abhängig von der Bereitschaft der Leserin, gewisse theoretische Vorannahmen zu übernehmen und interpretative Entscheidungen (beispielsweise über die so genannten Erwartungshorizonte der Erzählung) mitzutragen. Auf der anderen Seite macht die gesprächsanalytische Interpretation den Einfluss interaktiver Momente auf das Was (also die Referentialität) und das Wie einer erzählerischen Produktion augenfällig: insbesondere wird gezeigt, wie sich Erzähler und Interviewerin gegenseitig ihre moralische Sensibilität demonstrieren und wie die Rücksicht darauf sowohl performative Aspekte der Erzählung (z. B. die Lautstärke einzelner Segmente) als auch die erzählten Ereignisse selbst (mindestens in deren Detaillierung) erfasst. Das Hauptstück des Textes bildet dann die als diskursiv-psychologisch bezeichnete Interpretation: *diskursiv-psychologisch* deshalb, weil eben die Verschränkung »diskursiver« (betreffend der Organisation des Gesprächs und der Erreichung interaktiver Anliegen) und »psychologischer« (betreffend der Regulation intrapsychischer Prozesse) Leistungen der Erzählung herausgearbeitet werden soll. Die Analyse orientiert sich am Begriff der Agency und der Art und Weise, wie der Erzähler die Darstellung von Agentivität in seiner Erzählung moduliert. In seinen einzelnen Stationen aufgezeigt wird dabei der Weg von einer hoch agentivischen Charakterisierung des Erzählten vor Beginn (»einmal habe ich einen Scheißdreck gemacht«) zu einer schwach agentivischen Reformulierung in der Coda (»das ist eine dumme Geschichte«). Die diskursiven Einflüsse

bleiben auch hier offensichtlich: Die Interviewerin arbeitet an mehreren Stellen performativ und durch Wortwahl daran mit, das Erzählte nicht als empörend und damit in moralischer Perspektive, sondern als »traurig« und damit in nicht-moralischer Perspektive zu beurteilen. Im Hinblick auf die intrapsychisch-regulative Identitätskonstruktion bedeutet das, dass der Erzähler ein moralisches Selbst im Hier-und-Jetzt etablieren kann, das verantwortungsbereit ist und sich nicht scheut, eigenes Handeln in der Vergangenheit unmissverständlich zu verurteilen, während er gleichzeitig die Auseinandersetzung mit eigener Lust an der Destruktivität in einem Wust psychologischer Erklärungsansätze zu vergraben vermag, die sein Verhalten als bloße Reaktion auf Belastung erscheinen lassen.

Manuskript 4 hebt sich, wie oben bereits angedeutet wurde, von den ersten drei Arbeiten vergleichsweise deutlich ab, freilich nicht durch eine Auswechslung der Erkenntnisziele durch völlig andere, sondern durch eine Anwendung der bisherigen Einsichten auf einen neuen Gegenstand. Es liegt nahe, die ersten drei Arbeiten als theoretische und methodologische Sondierungen anzusehen, die im vierten Manuskript verwertet werden. Wieder geht es inhaltlich um die diskursive Praxis des Verantwortens, diesmal aber wird dieser diskursive Gegenstand in Beziehung gesetzt zu einem psychologischen Konstrukt, nämlich der Emotion der Schuld, dem Schuldgefühl. Welche Rolle spielt der Ausdruck – allgemeiner: der kommunikative Gebrauch – von Schuldgefühlen für die Praxis der Verantwortens? Diese Frage wird in der Auseinandersetzung mit einem Korpus öffentlicher Schuldbekenntnisse untersucht, die über Medien wie Internet oder Fernsehen zugänglich geworden sind. Das Manuskript beginnt mit einer Aufarbeitung psychologischer Forschung und Theorie zum Schuldgefühl. Aus der Literatur heraus werden dabei Einsichten entwickelt, die teilweise überraschen. Eine solche Einsicht bezieht sich auf den Zusammenhang zwischen der Zuschreibung von Schuldhaftigkeit und derjenigen von Absicht: Während wir andere Menschen für umso schuldiger halten, je mehr Absicht wir ihnen bei ihrem Fehlverhalten unterstellen, fällt der Zusammenhang bei der Zuschreibung von Schuld an uns selbst – in bestimmten Kontexten – umgekehrt aus: Selbst bei einer Einsicht ins Falsche des eigenen Verhaltens tun wir uns schwer mit der Entwicklung von Schuldgefühlen, wenn wir dieses Verhalten absichtlich begangen (d. h. seine Folgen vorhergesehen und uns dennoch dafür entschieden) haben. Eine zweite wichtige Einsicht betrifft die Vermutung, dass Schuldgefühle sich typischerweise nicht, wie es traditionell angenommen wird, aus der Einsicht in Normverletzungen entwickeln, sondern umgekehrt: Schuldgefühle entstehen aus ursächlicher Attribuierung eigenen Verhaltens mit einer Schädigung, einer empathischen Einstellung gegenüber dem Geschädig-

ten und der Angst vor Ausgrenzung, *und erst daraus* geht, vermittelt durch induktive Verdichtung von Schuldgefühlserfahrungen, die Konstruktion und die Anerkennung subjektiver Normen hervor. Das wiederum ist für die Analyse sozialer Produktionsstätten des Schuldgefühls von herausgehobener Bedeutung, weil es vermuten lässt, dass Schuldgefühle auch dort erzeugt werden können, wo dem Adressaten des Appells keine kognitive Einsicht in die Anerkennungswürdigkeit einer Norm vermittelt werden muss.

Vor allem aber zeigt die Aufarbeitung der psychologischen Literatur zum Schuldgefühl, dass der Lichtkegel der Forschung in den letzten Jahrzehnten zwar zunehmend auf die sozialen Funktionen dieser Emotion fiel, kaum aber spezifischer auf die kommunikativen. An dieser Lücke setzt die Empirie des vierten Manuskripts an. Anhand diskursiv-psychologischer Analysen wird zu zeigen unternommen, worum es sowohl den Rezipienten eines öffentlichen Schuldbekenntnisses, sofern sie als Interaktanten darauf Einfluss nehmen können, als auch der Sprecherin oder dem Sprecher selbst regelmäßig geht. In den beiden exemplarisch berücksichtigten Fällen bearbeiten die Sprecher das Verhältnis des Bekenner-Ichs im Hier-und-Jetzt zum Tat-Ich im Dort-und-Damals. Aber sie tun das auf ganz unterschiedliche Weise, die für das jeweilige Setting des Bekenntnisses typisch ist. In dem einen Fall, in dem das problematisierte Verhalten (Geschlechtsverkehr mit Prostituierten) unverkennbar absichtlich begangen wurde und sich über einen längeren Zeitraum hinzog, aber bereits einige Jahre zurückliegt, erklärt sich der Sprecher für verantwortlich und weist die eigene Urheberschaft des fehlbaren Verhaltens auch im Dort-und-Damals keineswegs zurück. Aber er sucht zugleich, die große Distanz zu verdeutlichen, die zwischen der damaligen Person des Missetäters und seinem jetzigen, durch ausgiebige Besinnung und rechtschaffenes Werk geläuterten, Ich bestehe. Im anderen Fall liegt der Grund der öffentlichen Anklage (ein rassistischer Wutausbruch) erst zwei Tage zurück, hier geht es nun nicht um ein eindeutig intentionales, reflektiertes Verhalten, sondern um eine »Tat im Affekt«. Ganz anders gestaltet sich die Praxis des Verantwortens: Auch dieser Sprecher entschuldigt sich und erklärt sich verantwortlich, aber das eigentliche Tatgeschehen erscheint in seiner Darstellung nun wie das Treiben eines unpersönlichen Es, welches das Ich außer Kraft setzt. Beide Sprecher sind sichtlich affiziert, aber auf unterschiedliche Weise: Der des Rassismus Beschuldigte zeigt von Anfang an Anzeichen der Betroffenheit (er spricht »wie gedrückt«, langsam, gedehnt, mit vielen Lautwiederholungen, Verzögerungssignalen und Schwierigkeiten der Wortfindung), die sich bei Schuldbekenntnissen im baldigen Nachhinein einer Verfehlung häufig finden. Der

andere entwickelt sein sichtbares Zeichen der Betroffenheit abrupt und erst ganz am Ende seines Bekenntnisses; auch dieses Zeichen ist typisch: Er ringt mit Tränen. Die Interpretation, die in Manuskript 4 – in Erwägung dieser und weiterer Beobachtungen – entwickelt wird, lautet, dass der Ausdruck von Schuldgefühlen wesentlich der Wiederherstellung der Vertrauenswürdigkeit des Sprechers dient: Die Gemeinschaft der Ankläger verlangt nach einem Pfand, nach einer Garantie, dass der Schuldhafte ihre Verurteilung seines Verhaltens teilt und sein Handeln in Zukunft nach ihren Werten ausrichten wird. Dabei sind die Interaktanten sensibel für die Differenz zwischen Lippenbekenntnis und Ausdruck eines echten »inneren Wandels«: Das ist der Ort, wo die sichtbaren Anzeichen eines Schuldgefühls, die über das bloß verbale Bekenntnis hinausgehen, im sozialen Urteil Echtheit verbürgen. Wer zeigen will, dass er sich schuldig fühlt, muss das nicht nur sagen, er muss es sichtbar werden lassen. In Manuskript 4 wird schließlich die These erhoben, dass diese Bürgschaft des Gefühlsausdrucks eine intrapsychische Entsprechung hat: »nach innen« überzeugt die Wahrnehmung eines Schuldgefühls uns davon, dass unsere Bekenntniseifrigkeit nicht bloß sozialer Pragmatismus ist, sondern auf ein echtes Verurteilen und Bereuen gebaut ist. Schuldgefühle als innere Erfahrung sind indes kaum unabhängig von der Produktion sichtbaren Gefühlsausdrucks in der sozialen Arena. Dieser Punkt wird im letzten Teil der vorliegenden Synopse noch einmal aufgenommen.

Was sind – gesamthaft und zusammenfassend betrachtet – die wesentlichen Erkenntnisse der vier Einzelarbeiten? Zu einem großen Teil wurden diese Erkenntnisse bereits in den voranstehenden Absätzen bei der Rekapitulation und Bündelung der Anliegen und Themen berührt, denen die einzelnen Arbeiten nachgegangen sind und durch die sie an mehreren Stellen miteinander verbunden sind. So ging die theoretische Sicht auf das Desiderat einer »mehrdimensionalen« psychologischen Analyse sprachlicher Äußerungen der Dissertation nicht voraus, sondern wurde in ihr erst entwickelt. Befunde, die über sämtliche empirischen Arbeiten (also die Manuskripte 1, 3 und 4) von Bedeutung sind, betreffen verbale wie paraverbale Merkmale diskursiver Verantwortungspraxis; hier wiederum beansprucht das Phänomen der – mit dem Ausdruck Deppermanns (2005) – De-Agentivierung besondere Aufmerksamkeit. Legt man die beiden der Dissertation zugrundeliegenden Korpora, also die biografischen Interviews mit pädosexuellen Straftätern und die Fälle öffentlicher Schuldbekenntnisse, zusammen, so fällt wieder und wieder die Differenz auf zwischen der Eindeutigkeit des deklarativen Bekenntnisses zu eigener Verantwortung und einer wesentlich komplexeren, wechsellvollen Regulierung der Agentivität in der Darstellung des schuldhaften Verhaltens. Zur

Verdeutlichung dieses Aspekts sei hier kurz ein Gesprächsauszug aus dem ersten Manuskript in Erinnerung gerufen:

#1 Transkript 3 aus Manuskript 1 (Auszug)

01 B: .hh diese kinder sind eigentlich auf mich zugekommen (.) und ich
02 habe sie machen lassen (0.5) und äh:: der bub zum beispiel hat
03 gern gehabt wenn man ihn am rücken gestreichelt hat (.) und dann
04 ist es halt nicht beim rücken geblieben oder (.) ist einfach
05 immer (.) stück für stück jedes mal ist es ein bisschen mehr
06 gewesen oder (1.5) bis äh:: (2.0) bis ich das gefühl gehabt habe
07 es sei zuviel (.) und dann habe ich es ausgesagt

Der Sprecher, der seine pädosexuellen Delikte an anderer Stelle des Interviews deklarativ verurteilt, laviert in der zitierten Passage zwischen unterschiedlichen Graden eigener und fremder Urheberschaft für das erzählte Geschehen, das ja gerade Gegenstand der moralischen Verurteilung ist. Und dabei bedient er sich sprachlicher Mittel, die in den Korpora immer wieder begegnen: das Gleiten der 1. Person aus der Subjektstellung, sobald es um die Reinszenierung der Handlungen geht; die Vertauschung der 1. Person mit der dritten (*man*); die Rückkehr des Ichs dort, wo auch die Rechtschaffenheit wieder Einzug hält. Die Interpretation dieser und ähnlicher Phänomene in den Manuskripten 1, 3 und 4 lief *in nuce* darauf hinaus, dass es sich um Facetten einer Selbstdarstellung handelt, die zugleich intrapsychisch reguliert: Der Sprecher verhindert so, dass sich sein von ihm selbst abgelehntes Tat-Ich und sein verantwortungsbereites Bekenner-Ich überlagern. »Ich« soll nur das Subjekt der Verantwortung sein, nicht das Subjekt der Handlung, für die ich mich verantworte. Nicht erörtert wurde die Frage, ob solche De-Agentivierungen die psychologische Realität eines Schuldgefühls oder Schuldbewusstseins anzeigen – wie es Buchholz, Lamott und Mörtl (2009) vermuten – oder im Gegenteil erkennen lassen, dass der Sprecher (noch) kein solches Gefühl, kein solches Bewusstsein entwickelt hat. Die Frage lässt sich aufgrund der in der Dissertation berücksichtigten Daten nicht beantworten. Im letzten Teil der Synopse wird sie aber aus theoretischer Perspektive noch einmal berücksichtigt.

Ein zentrales Ergebnis der Dissertation ist die Erprobung und Entwicklung der interpretativen Methodik. In kritischer Einstellung könnte man bemerken, dass es sich bei dem in den Einzelarbeiten 1, 3 und 4 angewandten Vorgehen der Datenanalyse lediglich um eine Art Gesprächsanalyse mit gelockerten Zügeln handle: die Methode unterscheide sich von üblichen Formen der Gesprächsanalyse nur darin, dass der sonst geltende Vorbehalt gegen psychologische Zuschreibungen über Bord geworfen und der Anspruch, Äußerungen gänzlich aus ihrer interakti-

ven Situierung zu erklären, nicht eingelöst sei. Dieser Kritik lässt sich entgegenhalten, dass die Analysen der Absicht folgten, die Zügel zu lockern, ohne sie aus der Hand zu geben. Sie stellen den Versuch dar, einerseits nahe an den Daten zu bleiben, andererseits aber durch den kontrollierten Einbezug psychologischer Kategorien wie Identität oder subjektive Schuld *über* diese Kategorien etwas in Erfahrung zu bringen, was sich außerhalb von Settings sprachlicher Interaktion kaum fassen ließe. Dass dabei, etwa bezogen auf die Emotion des Schuldgefühls, die kommunikative Dimension des interessierenden intrapsychischen Konstrukts in den Vordergrund rückte, versteht sich; aber es ging (und geht im zweiten und dritten Teil dieser Synopse) doch immer auch um die Verschränkung zwischen der kommunikativen und der intrapsychischen Dimension.

Manche inhaltlichen Merkmale der Dissertation rühren von ihrer kumulativen Form her. Gewisse Zweifel, ob letztere dem Anliegen angemessen war, bleiben zurück. Die kumulative Form hat im Hinblick auf die Berücksichtigung von Theorien oft den Zwang zur Verdichtung und, nicht selten, zum schieren Weglassen mit sich gebracht. Dasselbe gilt für die Analyse der empirischen Daten: Regelmäßigkeiten, die sich über größere Teile des Datenmaterials fanden, ließen sich in den einzelnen Arbeiten lediglich exemplarisch – oder wo das möglich war: prototypisch – belegen, weite Teile des Materials blieben im schriftlichen Ausweis der Analysen unberücksichtigt. Diese Nachteile werden indes, wie zu hoffen ist, durch gewisse Vorteile aufgewogen: Der Zwang zur Verdichtung verunmöglichte eine Ausführlichkeit, die auch ins Umständliche ausufern kann, die Trennung in vier Einzelarbeiten ermöglichte es, unterschiedliche Fragestellungen zu berücksichtigen, zwischen denen sonst, in der monographischen Form, eine Entscheidung hätte fallen müssen.

Und schließlich kann auch die vorliegende Synopse dazu dienen, mindestens eine der Lücken zu füllen, die zwischen den Manuskripten der Dissertation geblieben sind. Im Folgenden sollen die sehr unterschiedlichen Kontexte des Verantwortens, die in den Arbeiten 1 und 3 (Interviews mit pädosexuellen Straftätern) bzw. 4 (Schuldbekennnisse in öffentlichen Settings) berücksichtigt worden sind, unter ein allgemeines Modell gestellt werden. Im Mittelpunkt stehen soziologische und sozialpsychologische Theorien und Befunde zum Begriff des *accounting*.

Teil 2:

Ein allgemeines Modell diskursiver Verantwortung: Die Rechenschaftsepisode

Menschen verantworten sich, wenn sie unter Schuldverdacht stehen. Schuldverdacht in diesem Sinn meint nicht zwingend etwas moralisch oder rechtlich Gravierendes, der Begriff meint bloß: Etwas Unerwünschtes ist geschehen, und eine Person steht im Verdacht, dass sie die Verantwortung dafür trägt. In dieser Konstellation hängt es nun vom Akt der Verantwortung und seiner Aufnahme ab, ob aus dem Verdacht mehr wird als ein solcher, nämlich ein Ärgernis, eine Enttäuschung, eine Zuschreibung von – und sei es noch so alltäglicher – Schuldhaftigkeit.

Für kommunikative Verhandlungen dieser Art hat der Sozialpsychologe Peter Schönbach (1980) den Ausdruck *account episode* vorgeschlagen. Gemeint ist eine spezifische sequenzielle Form zwischenmenschlicher Interaktion: Ein Akteur B konfrontiert einen Akteur A mit einem problematischen Zustand oder Ereignis, in den oder das Akteur A involviert ist. Akteur A verantwortet sich nun dafür, und Akteur B befindet über diesen Verantwortungsversuch, ob er genüge oder nicht genüge. In tabellarischer Darstellung lässt sich diese einfache Abfolge so zusammenfassen (Schönbach, 1980, S. 196):

Akteur A	Akteur B
(1) Fehlerereignis (failure event)	
(2)	Vorwurf (reproach)
(3) Rechenschaftsakt (account)	
(4)	Bewertung (evaluation)

Als deutsche Übersetzung für solche Sequenzen oder *account episodes* bietet sich der Ausdruck Rechenschaftsepisode an. Der darin enthaltene Begriff der Rechenschaft kann zum einen – in seiner wohl geläufigeren Bedeutung – den Akt einer moralischen Verantwortung bedeuten, in deren Vollzug ein in seinem Verhalten oder seiner Existenz kritizierter Mensch vor Hörern über die tieferen Gründe seines Tuns und Lassens berichtet, d. h. ausführlich und ohne Schonung seiner selbst darüber Auskunft gibt, wie er sich oder sein Tun glaubt rechtfertigen zu können. Im älteren Sinn meint Rechenschaft ablegen (ähnlich wie das englische Verb *to account*) hingegen ganz nüchtern, dass ein Geschäftsführer oder sonst eine zuständige Person anhand von Zahlen ausweist (beispielsweise dem Eigentümer gegenüber), was sich in dem Geschäft genau getan hat, wofür wieviel ausgegeben wurde

und wo wieviel hereinkam. In dieser bildlichen Bedeutungsoffenheit empfiehlt sich der Ausdruck *Rechenschaft ablegen* für die weitere Verwendung im vorliegenden Zusammenhang. Andere Kandidaten, wie eben *etwas verantworten*, tendieren allzu sehr nach der Seite der moralischen Rechtfertigung – die nur *eine* mögliche Form von *accounting* ist. Dennoch wird im Folgenden dort, wo der Sinn der Wortwahl ohne weiteres ersichtlich ist, bisweilen Verantwortung und *sich verantworten* auch im breiten Sinn von Rechenschaft und *Rechenschaft ablegen* verwandt.

In der Wahl der Begriffe zur Bezeichnung einzelner Elemente oder Phasen (Schönbach, 1990) von Rechenschaftsepisoden besteht in der englischsprachigen Literatur einige Vielfalt. So werden für die erste Phase statt des von Schönbach verwendeten Begriffs *failure event* auch *predicament* (Schlenker & Darby, 1981), *virtual offense* (Goffman, 1971), *disjuncture* (Lutfiyya & Miller, 1986), *untoward action* (Scott & Lyman, 1968) sowie besonders häufig *problematic event* (Carson & Cupach, 2000; Morris & Coursey, 1989) verwandt. Eine vergleichbare Begriffsfülle findet sich auch für die zweite Phase: Wo Schönbach (1980, 1990) von *to reproach* spricht, ziehen andere Autoren *to blame* (Pomerantz, 1978), *to challenge* (Goffman, 1967), *to question* (Rosenblum, 1987) oder *to find fault* (Morris, 1988) vor.¹ Seit einem einflussreichen Aufsatz von Scott und Lyman (1968), auf den weiter unten ausführlich verwiesen wird, ist es in der englischsprachigen Literatur dagegen üblich, die in der Sache sehr heterogenen Formen des Rechenschaft-Ablegens in Phase 3 im Sinn von Sammelbegriffen mit dem Verb *to account for* und dem Substantiv *account* zu bezeichnen. Manche Autoren stellen den Sucher auf spezifische Formen von *accounting* scharf wie Erklärungen (z. B. Antaki, 1990), explizite Entschuldigungen (engl. *apologies*; Owen, 1983) oder Verweisen auf entschuldigende Umstände (engl. *excuses*; Snyder, Higgins & Stucky, 1983; Snyder & Higgins, 1988), meinen damit aber jeweils explizit nur einen Ausschnitt aus dem gestaltreichen Phänomen. Auch für die vierte Phase ist das Begriffsfeld überschaubar: Bewertung (engl. *evaluation*) hat sich als Bezeichnung durchgesetzt, wohl auch deshalb, weil dieser Begriff in Theorien kommunikativer Interaktion allgemein eine herausgehobene Rolle spielt und dadurch Vergleiche zwischen den Genres ermöglicht (vgl. Buttny, 1993, S. 25). In älteren Arbeiten (Scott & Lyman, 1968; Blumstein et al., 1974; McLaughlin, Cody & Rosenstein, 1983) ist gelegentlich auch von einer Würdigung (engl. *honoring*) von Rechenschaftsakte die Rede. In den folgenden Abschnitten dieser Synopse werden zu den verschiedenen Phasen einer Rechenschaftsepisode Theoreme und Befunde aufgearbeitet.

¹ Diese Auflistung ist zum größeren Teil einer hilfreichen Zusammenstellung von Buttny (1993, S. 24) entnommen.

Aber zunächst bedarf das skizzierte Modell einiger Klärungen. Man ist versucht, es wegen seiner Schlankheit ein Minimalmodell zu nennen. Doch trifft das nicht zu: In einer Rechenschaftsepisode müssen keineswegs alle vier genannten Komponenten oder Phasen vorkommen. So weist Buttny (1985, 1993) darauf hin, dass Menschen sich auch ohne Aufforderung eines Anderen veranlasst sehen, ihr Tun vor einem Hörer (oder im Selbstgespräch vor sich selbst) zu verantworten. Ein häufiges Phänomen in diesem Zusammenhang sind Abweichungen von der »Präferenz für Übereinstimmung«, die in der Konversationsanalyse (z. B. Pomerantz, 1984) vielfach untersucht worden ist. Lehnt eine Person im Gespräch beispielsweise die Einladung einer anderen Person ab (eine »dispräferierte« Handlung), so wird sie diese Ablehnung in aller Regel begründen (sprich: darüber Rechenschaft ablegen), auch ohne dass ihr Gegenüber erst danach verlangen muss. Die dispräferierte Handlung ist stillschweigend-konventionell problematisch und bedarf dafür nicht der lokalen, expliziten Problematisierung durch einen Gesprächspartner. Auch kommen Fälle vor, in denen es zwar zum Rechenschaftakt (Phase 3) kommt, aber die Bewertung des Gegenübers (Phase 4) unterbleibt, zumal als sichtbarer Interaktionsbeitrag. Und schließlich gibt es Fälle, in denen Personen zwar zur Rechenschaft aufgefordert werden, das aber ignorieren oder explizit zurückweisen.

Umgekehrt ist es möglich und vielleicht sogar die Regel, dass Rechenschaftsepisoden komplizierter verlaufen und komplizierter situiert sind, als es Schönbachs elementarer Bauplan vorsieht. Verantwortungsversuche können zurückgewiesen werden, weil sie den Hörer nicht überzeugen oder anderswie nicht in seinem Sinn sind, und »solche negativen Bewertungen können den Akteur dazu bewegen, die Rechenschaftsepisode zu ›rezyklieren‹, indem er weitere Erklärungen oder Verantwortungsversuche anbietet« (Buttny, 1993, S. 25f.). Eine andere Komplikation tritt ein, wenn der Verantwortungsversuch selbst zu einem problematischen Ereignis wird: Akteur B wirft Akteur A nicht nur vor, wie er sich verhalten hat oder zu verhalten gedenkt, sondern auch, wie er sich im Hier-und-Jetzt dafür zu verantworten sucht. Schönbachs Modell kann ferner so verstanden werden, dass Akteur B immer der eigentliche Autor des Vorwurfs und Akteur A dessen direkter Adressat sei. Das ist natürlich nicht immer der Fall, die Akteure A und B mögen auch stellvertretend handeln: B problematisiert gegenüber A das Verhalten eines Akteurs C gegenüber einem Akteur D; zu einer Rechenschaftsepisode wird das dann, wenn A durch sein kommunikatives Handeln anzeigt, dass er für C haftet, dass er stellvertretend rechenschaftspflichtig ist.² Komplexer werden Rechenschaftsepiso-

² Beispiel: »Ihr Sohn hat meinem Sohn wüste Schimpfwörter an den Kopf geworfen!« Oder vor Gericht: »Die Klägerin wirft ihrem Mandanten vor, er habe sie bestohlen.« Keine Re-

den ferner dann, wenn sich die Rollen der Akteure A und B nicht fein ordentlich auf zwei Personen verteilen, sondern vertracktere Teilnehmerkonstellationen eintreten: Urheber wie Adressaten des Vorwurfs können auch mehrere Personen sein, und diese Rollen können sich im Verlauf einer Rechenschaftsepisode von einer Person(engruppe) auf die andere verlagern. Schließlich wird es oft erforderlich sein, bei der Analyse einer Rechenschaftsepisode weitere Akteure und Rollen zu berücksichtigen, die in Schönbergs Modell nicht benannt sind, beispielsweise die Rolle mitanwesender, mehr oder weniger intensiv teilhabender Dritter (und Vierter und Fünfter etc.). Unmittelbar anschaulich wird diese Komplexität etwa im Rückblick auf die Fälle öffentlicher Schuldbekennnisse, die in Manuskript 4 erörtert wurden: Die explizite Problematisierung wird hier in beiden Fällen durch die Moderatoren einer Fernsehsendung vorgenommen, die nur stellvertretend für die (mutmaßlich) geschädigte Öffentlichkeit zur Verantwortung auffordern und den Rechenschaftsakt stellvertretend bewerten. Im Fall des Schauspielers Michael Richards ist zudem ein weitere Person anwesend, die zugleich als Urheber des Vorwurfs und – in gefühlter Haftung für den Freund – als kommunikativer Mit-Adressat (vgl. Günthner, 1999; weiter unten) fungiert.

Überdenkenswert in Schönbachs Modell ist die Annahme eines Fehlerereignisses als erste und gleichsam ursprüngliche Phase einer Rechenschaftsepisode. Die hier sich aufdrängende kritische Erwägung gilt in gleicher Weise auch für andere Konzeptualisierungen der Phase (1). Gleichgültig, welchen Begriff man bevorzugt, ob man von einem Fehler, einem Verstoß, einem Bruch oder einer Problematik spricht: in jedem Fall scheint die Annahme zu lauten, das in Rede stehende Ereignis sei aus sich selbst heraus bereits irgendwie problematisch beschaffen, *bevor* die eigentliche Rechenschaftsepisode mit der Kritik durch Akteur B anhebt. Tatsächlich ist es nun aber so, dass das Ereignis in Phase (1) zu einem problematischen Ereignis erst dadurch wird, dass es von mindestens einem der Beteiligten für rechenschaftspflichtig angesehen oder genauer: so kommuniziert wird. Klar ist, dass manche Ereignisse dafür bessere Voraussetzungen bieten als andere, dass sie sich zur Problematisierung anbieten, dass sie üblicherweise problematisiert werden. Aber: Grundsätzlich kann jedes Ereignis problematisiert werden, es muss dafür keine objektiven Voraussetzungen erfüllen, nicht einmal die in der Literatur verschiedentlich erwähnte Bedingung (z. B. Blatz, 1972; Scott & Lyman, 1968), dass es in irgendeiner Form von (sozialen, normativen) Erwartungen abweiche. Beispielsweise ist es möglich, dass Akteur B gar nicht der Ansicht ist, Akteur A habe sich

chenschaftsepisode ist es dagegen, wenn B in Anwesenheit von A den abwesenden C kritisiert, für den A nicht haftet, nicht stellvertretend rechenschaftspflichtig ist.

falsch oder erwartungswidrig verhalten, ihm dieses Verhalten aber vorwirft, weil er einen Streit beginnen will. Kurz: Das Entscheidende ist nicht, dass das Ereignis in Phase (1) von einer Erwartung abweicht, sondern dass es in Phase (2) *als abweichend kommuniziert* wird (vgl. Günthner, 1999, S. 212).

Ein letzte nötige Klärung bezüglich des Schönbach'schen Modells betrifft den Begriff des Ereignisses selbst. Man kann ihn genauer fassen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass sich die Problematisierung durch Akteur B grob auf zweierlei beziehen kann: auf das Verhalten von Akteur A oder auf Akteur A als Person. Zur Veranschaulichung mag folgender Fall dienen: Person B hat Person A ein Buch ausgeliehen, A hat es in der Folge verloren. B könnte A nun vorwerfen, (a) dass A das ihm anvertraute Buch verloren hat; (b) dass A ein gedankenloser und rücksichtsloser Mensch ist; (c) dass A nichts an der Beziehung zu B liegt, was sich daran zeige, dass A nicht bereit sei, mit einer Leihgabe von B sorgsam umzugehen. Im ersten Fall haben wir es klarerweise mit einer Verhaltensproblematisierung zu tun, im zweiten mit einer Problematisierung der Person. Fall (c) macht deutlich, dass klare Zuordnungen nicht immer möglich sind. Angezeigt ist ein umfassendes Verständnis von Verhalten, zu dem auch Gedanken, Gefühle, Einstellungen und dergleichen gehören. Einigermassen trennscharf und doch weitläufig genug scheint die Formulierung, eine Problematisierung durch B beziehe sich immer mindestens auf ein Verhalten oder auf eine Eigenschaft von A. Die Eigenschaftsproblematisierung ist im äußersten Fall so umfassend, dass A gleichsam *als A* hinterfragt wird.

Problematisierung

In experimentellen Studien ist der Einfluss unterschiedlicher »Schärfegrade« (engl. *severity*) von Problematisierungen auf die darauf folgenden Rechenschaftsakte untersucht worden. Schönbach und Kleibaumhüter (1990) unterschieden in ihrem Untersuchungsdesign drei Formen von Vorwürfen (engl. *reproaches*): neutrale Fragen (»warum haben Sie das getan?«), auf eine Schwächung des Selbstwerts zielende Fragen (»wie konnte *Ihnen* das passieren?«) und auf eine Schwäche der Kontrollüberzeugung zielende Fragen (»warum konnten Sie das nicht verhindern?«). Ihre Probanden sollten sich vorstellen, sie würden in der Folge eines näher beschriebenen problematischen Verhaltens mit einer dieser Fragen konfrontiert und hätten sich daraufhin für Ihr Verhalten zu verantworten. Es zeigte sich, dass die resultierenden schriftlichen Rechenschaftsakten bei den schärferen Vorwürfen, sprich: denjenigen, die den Selbstwert oder die Kontrollüberzeugung des Subjekts

angriffen, defensiver gerieten als bei der neutralen Frage. Defensiver heißt: Die Probanden waren in geringerem Maß bereit, eine eigene Schuld einzuräumen, und machten vermehrt entschuldigende Umstände und Rechtfertigungen geltend, die die Schuld schmälern oder – vorsichtiger formuliert – das Verhalten deproblematizieren sollen.³ In einer neueren Untersuchung von Hodgins und Liebeskind (2003) bestätigte sich dieser Zusammenhang zwischen Schärfe des Vorwurfs und defensiver Beschaffenheit des Rechenschaftsakts – indes nur bei Männern. Bei Frauen gingen schärfere Vorwürfe mit weniger defensiven Formen, beispielsweise mit mehr expliziten Entschuldigungen einher. McLaughlin, Cody und O’Hair (1983) sowie Cody und McLaughlin (1985) fanden bei männlichen wie weiblichen Probanden dieselbe Tendenz: Je schärfer der Vorwurf, desto eher greift das sich verantwortende Subjekt auf eine Darstellung zurück, die es vom Vorwurf entlasten soll. Es kommen weniger explizite Entschuldigungen vor, dafür mehr Verweise auf entschuldigende Umstände, mehr Rechtfertigungen, mehr Weigerungen, überhaupt Stellung zu nehmen.

Der angesprochene »Schärfegrad« des Vorwurfs bzw. der Problematisierung meint in allen zitierten Arbeiten nicht etwa eine Differenz in der moralischen oder rechtlichen Qualität der vorgeworfenen Verfehlung, es geht also nicht um die *Schwere* des Vorwurfs. Schönbach und Kleibaumhüter (1990) sehen Vorwürfe dann als scharf an, wenn sie nicht nur das Verhalten problematisieren (wie es durch neutrale Fragen geschieht), sondern darüber hinaus das sich verhaltende Subjekt – in dessen Selbstwert oder dessen Handlungskontrolle – in Frage stellen. Auch Hodgins und Liebeskind (2003) verbinden den Schärfegrad zumindest implizit mit dem Grad der Übereinstimmung von Person und Verhalten: In milden Vorwürfen schränkt der Vorwerfende das Ausmaß seiner Problematisierung ausdrücklich und unter Aufgebot von Höflichkeitsformen auf das in Rede stehende Ereignis ein (»Ich weiß, Sie würden so etwas nicht absichtlich tun, aber...«); in moderaten Vorwürfen gibt er seinem Missfallen offen Ausdruck, greift den Angesprochenen aber nicht direkt an (»Ich bin wirklich enttäuscht!«); in scharfen Vorwürfen wird das Gegenüber ausdrücklich selbst zum Gegenstand der Verurteilung (»Du bist äußerst rücksichtslos!«). McLaughlin und Kollegen (1983) sowie Cody und McLaughlin (1985) manipulierten die Formen und Schärfegrade der Problematisierungen nicht experimentell, sondern interpretierten sie aus Erzählungen der Probandinnen und Probanden heraus. Als besonders scharf kategorisierten sie Vorwürfe, die den Adres-

³ Eine Übersicht zu Theorien der Unterscheidung zwischen Entschuldigen, Rechtfertigen und weiteren Formen des Rechenschaft-Ablegens folgt weiter unten. Dort wird auch der Begriff eines *defensiven* Rechenschaftsakts theoretisch genauer verortet.

saten nicht nur ihr Verhalten zur Last legen, sondern zugleich eine Neigung zum Sich-Herausreden (»Wo warst du bloß? Du hast wohl wieder mal vergessen, die Uhr mitzunehmen?«) oder zur Rechtfertigung (»Willst du mir etwa erzählen, dass das bloß ein Witz war?«) unterstellen.

Für eine besondere Form der Problematisierung interessierten sich Vangelisti, Daly und Rudnick (1991). In zwei Studien baten sie Probandinnen und Probanden, aus der Erinnerung Gespräche aufzuschreiben, in denen sie selbst Anderen oder aber Andere ihnen »ein schlechtes Gewissen⁴ gemacht« hatten. Ziel war es erstens, die sprachlichen Formen zu kategorisieren, mit denen solche Techniken der Schuldgefühlserzeugung (engl. *guilt induction*) – freier übersetzt: solche Techniken der Gewissenskontrolle – realisiert werden; zweitens deren interaktive Ziele zu beschreiben; drittens die Merkmale der interpersonellen Beziehungen zu sichten, in denen das Phänomen besonders häufig auftritt. Zur letzten Frage resultierte ein eindeutiger Befund, der die im vierten Manuskript behandelte Theorie von Baumeister, Stillwell und Heatherton (1995) stützt: Techniken der Schuldgefühlserzeugung kamen in der Rekonstruktion der Probanden nahezu ausschließlich in engen, intimen Beziehungen vor. Bezüglich der sprachlichen Formen arbeiteten die Forscher zwölf Kategorien heraus, die hier indes (wegen eher diffuser konzeptueller Unterscheidungen) nicht näher beachtet werden. Aufschlussreich für das Anliegen dieser Synopse sind die Auszüge aus den Daten, die die Autoren präsentieren. Im Folgenden seien drei herausgegriffen:

Beispiel 1 (Vangelisti et al., 1991, S. 10):

B: There's a meeting after school today.

A: Do I have to go?

B: Depends on how professional you are.

A: That means I have to go.

Zwei Auffälligkeiten bieten sich zur Erörterung an. Erstens: Akteur B problematisiert offensichtlich kein Verhalten, das Akteur A bereits gezeigt hat, also keine vergangene Verfehlung, sondern ein sich ankündigendes Verhalten, ein hypothetisch-zukünftige Verfehlung (nämlich: dass A wider seine professionelle Pflicht nicht zu der Besprechung zu gehen gedenkt). Diese Zukunftsbezogenheit kommt

⁴ Der englische Ausdruck bei Vangelisti und Kollegen (1991) lautet: *to make someone feel guilty*, verweist also nicht auf die Instanz des Gewissens, sondern auf Schuldgefühle. Eine genauere, wenn auch wenig anmutige Übersetzung ins Deutsche würde lauten: machen, dass jemand sich schuldig fühlt.

häufig vor in den von Vangelisti und Kollegen (1991) gesammelten Daten. Die Forscher selbst beachten den Aspekt des Zeitbezugs in ihrer Analyse nicht, aber in den Auszügen wird die Tendenz erkennbar: Rund 70 Prozent der Sequenzen, die sich eindeutig einem Zeithorizont zuordnen lassen, sind auf künftiges Verhalten bezogen. Mit dieser Beobachtung deckt sich auch folgender Befund: In knapp der Hälfte aller Schuldzeugungssequenzen ging es den Manipulatoren des Schuldgefühls nach eigener Auskunft darum, das Verhalten des Adressaten in die bevorzugte Richtung zu lenken (Vangelisti et al., 1991). Das stützt die in Manuskript 4 erörterte These von Baumeister und Kollegen (1995), wonach eine wesentliche Funktion des Schuldgefühls darin besteht, dass es den Träger des Gefühls zu sozialverträglichem, beziehungsfähigem Verhalten bewegt.

Damit deutet sich eine bemerkenswerte Erkenntnis an. Auf den ersten Blick muss man es für paradox halten, dass Menschen anderen Menschen ein Schuldgefühl vermitteln können im Hinblick auf Handlungen, die die Anderen noch gar nicht begangen haben. Weder Problematisierungen noch Schuldgefühle scheinen sich sinnvollerweise auf zukünftige Handlungen beziehen zu können. In dieser naheliegenden Annahme hält beispielsweise Günthner (1999, S. 211) fest: »Eine zukünftige Handlung kann nicht Anlass für einen Vorwurf sein. Man kann jemandem höchstens ›die Absicht‹ zu einer Handlung vorwerfen.« Das Datenmaterial von Vangelisti und Kollegen scheint indes das Gegenteil zu belegen: Sowohl als Adressaten wie auch als Erzeuger von Schuldgefühlen berichteten die Probandinnen und Probanden in vielen Fällen von zukunftsbezogenen Vorwürfen (genauer: Techniken der Problematisierung eines hypothetisch-künftigen Verhaltens) und von zukunftsbezogenen Schuldgefühlen. Das als Artefakt des indirekten empirischen Zugangs (über Erinnerungsleistungen) abzutun, scheint kaum gerechtfertigt. Vielmehr muss man es für möglich halten, dass sich weder die Emotion der Schuld noch deren kommunikative Veranlassungen an die Grenzen begrifflicher Logik halten. Diese These wird um ein gutes Stück plausibler, wenn man mit sozialpsychologischer Theorie (vgl. Manuskript 4) voraussetzt, dass Schuldgefühle im Wesentlichen aus Ausgrenzungsangst und Empathie hervorgehen. Für beide Dispositionen ist nicht einzusehen, warum sie nicht auch im Hinblick auf Vorgestellt-Zukünftiges wirksam werden sollten. Wo sie es sind, reicht die nötige Zutat einer gedanklichen Verbindung zwischen eigenem Verhalten und Schädigung möglicherweise auch in der geringen Dosierung eines konjunktivischen Futurums aus.⁵

⁵ Es ist eine kleine Ironie, dass ausgerechnet Günthner, eine Gesprächsanalytikerin, den möglichen Zukunftsbezug von Vorwürfen mit einem *logischen* Argument vom Tisch wischt. Meiner Meinung nach ist das Problem des (scheinbaren) Widerspruchs auch nicht dadurch

Die zweite Auffälligkeit in Beispiel 1 betrifft die sprachliche Realisierung der Problematisierung. Akteur B formuliert seinen zukunftsbezogenen Vorwurf nicht direkt, sondern auf einem Umweg. Er sagt nicht: Es wäre höchst unprofessionell, wenn du nicht hingest. Sondern: Ob du hingehst, hängt davon ab, wie professionell du bist. Der Sinn dieses Satzes muss von Akteur A erschlossen werden. Das sieht allem Anschein nach auch die Versuchsperson so, die das Gespräch aus der Erinnerung aufschreibt, denn sonst hätte sie die verdeutlichende Schlussfolgerung (»That means I have to go«) ebenso gut weglassen können.

Ein ähnliches Muster der Indirektheit – des Gebrauchs von Implizitem, von Implikaturen (Grice, 1989) – findet sich auch in folgender Sequenz:

Beispiel 2 (Vangelisti et al., 1991, S. 10)

B: What time did you get up today?

A: About noon.

B: By that time I was having lunch.

Wieder formuliert B seinen Vorwurf nicht ausdrücklich, sondern er lässt ihn implizit durch den Kontrast zwischen Bs Verhalten und seinem eigenen entstehen. Er scheint sagen zu wollen: Ein tüchtiger Mensch beginnt seinen Tag schon in der Frühe, und du (Sprecher A) versagst vor diesem Anspruch. Über die Ausdeutung dieses Scheins hinaus ist keine Gewissheit zu bekommen, und das mag gerade der Sinn der indirekten Äußerungsform sein.

Ein andere Form von Indirektheit, die sich in besagtem Datenmaterial mehrfach findet, ist diejenige der Ironie:

Beispiel 3 (ebd.)

B: Can I borrow your car?

A: No, I really don't like to loan out my car.

B: Well, I'm glad you appreciate all the times you've driven my car to work!

Sprecher B ist ironisch im einfachsten, im Alltagssprachlichen Sinn: Er sagt genau das Gegenteil dessen, was er eigentlich meint (nämlich ungefähr: »I'm displeased

zu lösen, dass man die zukunftsbezogenen Problematisierungen als Problematisierungen von Absichten begreift. In Beispiel 1 findet es Sprecherin B nicht schlimm, dass A die Absicht hat, nicht zu der Besprechung zu gehen; sondern sie kündigt im Modus eines Vorwurfs an, dass sie es schlimm *fände*, wenn er nicht *ginge*.

you don't appreciate...«); dennoch realisiert er pragmatisch komplikationslos den Vorwurf.

Wozu mögen diese unterschiedlichen Muster und Manöver der Indirektheit dienen? Das letzte Beispiel einer ironischen Problematisierung legt diesbezüglich eine Vermutung nahe, die Hartung (1998) allgemein für Ironie in der Alltagskommunikation belegt hat. Der Ironiegebrauch und weitere Formen des Implizit-Indirekten könnten eine Art Versteck sein, das es dem Problematisierungsproduzenten erlaubt, seinen Pfeil abzuschießen, ohne als Schütze aufzutreten. Der Vorwerfer kann sich zur Not darauf zurückziehen, den Vorwurf gar nicht ausdrücklich erhoben zu haben. Hinter einer solchen Interpretation steckt die Annahme, dass Vorwürfe und andere Formen der Problematisierung das Zeug haben, ihrerseits zu problematischen Ereignissen zu werden. Vorwürfe lassen sich als »moralisch sensitive Handlungen« (Günthner, 1999, S. 207) begreifen, die dem, der sie begeht, wiederum vorgeworfen werden können.⁶ Wer beim Problematisieren auf der sicheren Seite sein will, benötigt möglicherweise »eine Form der Kommunikation, die *abgestritten* werden kann« (Labov & Fanshel, 1977, S. 46; Kursivsetzung im Original). Indirekte, auf Anspielungen beruhende Äußerungen besitzen diesen Vorzug, wie bereits Goffman (1967, S. 30) herausstreicht: »hinted communication, then, is deniable communication«.

Trotz dieser Fülle an beglaubigenden Zitaten: Ein naheliegender Einwand gegen den soeben entwickelten Gedanken lautet, dass der eigentliche Sinn der Problematisierung in allen drei präsentierten Beispielen trotz implizit-indirekter Formulierung sehr leicht zu erkennen ist: Sprecher B könnte im Nachhinein schwerlich behaupten, er habe seine Aussage *nicht* problematisierend gemeint. Aber: Welche Folgen hätte es, wenn Sprecher B in Beispiel 2 seinen Vorwurf in Form eines unverblühten Imperativs ausdrücken würde (z. B. »Du hättest wirklich früher aufstehen sollen!«)? Im Rückgriff auf die weiter oben zitierte Literatur (z. B. Schönbach & Kleibaumhüter, 1990) lässt sich vermuten, dass diese Form der Problematisierung als schärfer empfunden würde und eine defensivere Replik nach sich zöge, als es die implizit-abfedernde tut. Und: Sie bliebe den Beteiligten als ausdrückliche

⁶ Man denke an den Vorwurf: »Ständig machst du mir Vorwürfe!«. Günthner (1999) stellt in ihrer Studie über alltagssprachliche Erscheinungsformen und Funktionen von Vorwürfen fest, dass Personen, die einen Vorwurf erheben, diesen nur in seltenen Fällen selbst als Vorwurf benennen, sondern im Gegenteil diese Bezeichnung ausdrücklich ablehnen (»Das ist jetzt kein Vorwurf, aber...«). Vgl. dazu den konversationsanalytischen Term *disclaiming* (Hewitt & Stokes, 1975). Dagegen nennen die Adressaten den Vorwurf gelegentlich beim Namen, vorzugsweise dann, wenn sie ihn zum Gegenstand eines Gegenvorwurfs machen. Beides verweise auf die »negative Einstellung gegen Vorwurfshandlungen« in der Alltagskommunikation, folgert Günthner (1999, S. 25).

Rüge vermutlich schärfer im Gedächtnis. Sprecher A hätte es jedenfalls leicht, bei späterer Gelegenheit auf den Vorwurf zurückzukommen, ihn dem Sprecher B nachzutragen. Indirekt formulierte Vorwürfe könnten dagegen den Vorzug haben, dass sie zwar im Hier-und-Jetzt wegen ihrer kontextuell gesicherten Unmissverständlichkeit als Handlungsdirektiven und Schuldgefühlserreger voll wirksam sind, aber die Beziehung nicht langfristig belasten, weil sie als Ereignisse mit klaren Konturen schwer zu erinnern sind. Dazu muss der Kontext, der erst die Bedeutung expliziert, miterinnert werden. Indirekte Problematisierungen kämen nach dieser These auch aus Gründen des Gedächtnisses gewissermaßen nicht ins Protokoll, blieben »off-the-record« (Brown & Levinson, 1978; Goffman, 1981). Im Licht sozialpsychologischer Schuldtheorien erschiene das als funktionale Einrichtung.

Aus der sozialpsychologischen Sicht, die in Manuskript 4 eingeführt wurde, ergibt sich eine weitere Interpretation des Indirektheitsphänomens. Wenn Schuldgefühle tatsächlich eng mit empathischem Mit-Leiden zusammenhängen, dann müssten die Produzenten eines interaktiv erzeugten Schuldgefühls sorgsam darauf bedacht sein, die empathische Disposition des Adressaten nicht durch eine allzu direkt oder offensiv formulierte Problematisierung zu erdrücken. Ein unverblümter Vorwurf stellt eine angriffige Handlung dar, die den Adressaten trifft. Er rückt für den Adressaten dessen eigene Befindlichkeit ins Zentrum der Aufmerksamkeit und lockt damit möglicherweise vorwiegend defensive Reaktionen hervor (»ich bin angegriffen worden, also wehre ich mich«). Passend zu dieser Vermutung stellten McLaughlin und Kollegen (1983) in einer experimentellen Studie fest, dass ihre Probanden bei direkt geäußerten Vorwürfen eher dazu neigten, einen Rechenschaftsakt zu verweigern, als bei indirekten Formen. Für den Erfolg eines Appells an Empathie könnte es entscheidend sein, dass die Befindlichkeit des Opfers dem Adressaten zu Bewusstsein dringt.

Problematisierungen als Gegenstand der Gesprächsanalyse

Auch Vertreterinnen und Vertreter der Gesprächslinguistik und Konversationsanalyse interessieren sich für *accounts* und *account-giving* als kommunikative Regulative sozialer Organisation (vgl. Buttny, 1993). Arbeiten aus diesem Bereich fokussieren bisher aber vorwiegend auf die dritte Phase im Schönbach'schen Modell, diejenige der Rechenschaftsakte, von der im nächsten Abschnitt die Rede sein wird. Eine Ausnahme davon macht Günthner (1999). Günthner geht es in ihrer Studie über »Vorwürfe in der Alltagskommunikation« zunächst um eine Beschrei-

bung der für »Vorwurfsaktivitäten« (ebd., S. 215) bestimmenden Teilnehmerkonstellation. Sie unterscheidet zwischen Vorwurfsproduzenten, Vorwurfsadressaten und »weiteren Kommunikationsteilnehmern und -teilnehmerinnen«, die den Vorwurf »mithören« (S. 209). Bezüglich der Rolle des Vorwurfsadressaten führt sie eine hilfreiche Differenzierung ein: vom moralischen Adressaten (dem etwas vorgeworfen wird) unterscheidet sie den kommunikativen Adressaten (dem gegenüber der Vorwurf geäußert wird). Kommunikativer und moralischer Adressat befinden sich in einem Verhältnis prekärer Haftung. Von einem Vorwurf ist nur dann sinnvollerweise zu reden, wenn der kommunikative Adressat nach dem Verständnis der Interaktanten dafür in Frage kommt, auf den Vorwurf *stellvertretend* für den moralischen Adressaten zu antworten. Ist das nicht der Fall, handelt es sich um eine Form des Klagens, des Sich-Beschwerens, des Lästerns oder dergleichen, nicht aber um eine Form von Vorwurf. Der kommunikative Adressat kann sich allerdings *gegen* diese ihm implizit oder explizit angetragene Stellvertreterrolle positionieren.

Günthner (1999, S. 212ff.) beschreibt Vorwürfe in ihrer sequenziellen Platzierung als Teile so genannter Paarsequenzen (engl. *adjacency pairs*; Schegloff & Sacks, 1973), die sie näher als Vorwurf-Erklärungs-Sequenzen beschreibt. Vorwürfe, so die Idee, lassen es als konversationelle Regel erwarten, dass der Vorwurfsadressat darauf mit einer Erklärung des ihm vorgeworfenen Verhaltens reagiert. Tut er das nicht, so hinterlässt dieses Versäumnis (eben weil es die besagte Regel gibt) in der folgenden Interaktionssequenz seine Spuren. Der von Günthner gewählte Begriff der Erklärung ist deutlich zu eng gefasst, hier passt der offenerere Begriff des Rechenschaftsakts, von dem die Erklärung lediglich eine Variante darstellt, besser. Dagegen ist die These einer durch den Vorwurf erzeugten »konditionellen Relevanz« von Rechenschaftsakten naheliegend.

Günthners Aufmerksamkeit liegt auf den konkreten sprachlichen, verbalen wie non-verbalen Formen, durch die Vorwürfe in der Alltagskommunikation und in öffentlichen Medien (Fernsehen, Radio) realisiert werden. Dabei unterscheidet sie zwischen Frageformaten (z. B. Warum- und Was-Fragen), indikativischen Vorwurfsformulierungen (»Du kannst doch nicht...«), Imperativen (»Machen Sie doch nicht immer...«) und expliziten negativen Bewertungen des Gegenübers oder seines Verhaltens (»ungeheuerliche Unterstellung!«).

Weiter arbeitet Günthner Komponenten oder, wie sie selbst es nennt, »binnenstrukturelle Merkmale« (Günthner, 1999, S. 232) von Vorwurfsäußerungen heraus:

- Prosodische Markierungen: Vorwürfe werden häufig buchstäblich »in vorwurfsvollem Ton« vorgebracht. Dieser lässt sich linguistisch beschreiben durch Merkmale wie fallende Intonation am Satzende, Schwankungen in der Intonationskontur sowie (häufig) erhöhte Lautstärke und Vokaldehnungen (für eine differenziertere Kennzeichnung s. Günthner, 1999, S. 232; sowie Günthner, 1996).
- Negativ konnotierte Begriffe, abwertende Wortwahl (z. B. »unappetitlich«, »vernachlässigen«, »verdammst noch mal«)
- Kontrastierung von vorwurfswürdigem Verhalten mit dem Soll-Verhalten (»Was lässt du jedes Mal den Kühlschrank offen, kannst du ihn nicht zumachen?«)
- Extremformulierungen (»dauernd«, »alle«, »total schlimm«)
- Modalitätsmarkierungen durch Modalverben (»Du *kannst* doch nicht«) und Modalpartikel (»Warum hast du mir *denn* nichts gesagt«)
- Wenn-dann-Konstruktionen: Das vorgeworfene Verhalten des moralischen Adressaten wird als falsche Konsequenz (falsches Dann) aus einem zuvor etablierten Antezedens (konsensuelles Wenn) dargestellt (»wenn das alles stimmt, warum tun sie es *dann* nicht«)

Günthner trifft ferner denselben Befund, der in der kleinen Reanalyse der Daten von Vangelisti und Kollegen (1991) sichtbar wurde: Vorwürfe werden sehr häufig *in indirekter Form* zum Ausdruck gebracht. Mehrere der soeben aufgezählten Komponenten von Vorwurfsäußerungen stehen in engem Zusammenhang mit diesen »Indirektheitsstrategien« (Günthner, 1999, S. 224). So ist die Bevorzugung von Frageformaten nach der Interpretation Günthners für den Vorwurfsproduzenten ein Mittel, um sich gegen unerwünschte Folgen des Vorwurfs abzusichern, beispielsweise derjenigen, dass sich der Vorwurf schnell als ungerechtfertigt herausstellt, der Adressat zum Gegenvorwurf ausholt oder die Interaktion auf andere Weise entgleist. In solchen Fällen kann der Produzent sich auf »die syntaktische Oberflächenstruktur« (ebd., S. 220) des Frageformats zurückziehen und behaupten, ja »nur gefragt« zu haben. Ähnliches gilt für die prosodische Markierung: die Tatsache, dass sich bestimmte Äußerungen je nach »Tonfall« als Vorwurf oder aber als bloße Frage oder Feststellung interpretieren lassen, ist für den Vorwurfsproduzenten insofern von Vorteil, als er zur Not behaupten kann, der Vorwurfsadressat habe sich verhöhnt oder interpretiere mutwillig; auf propositionale Unmissverständlichkeit muss er sich jedenfalls nicht festnageln lassen. Schließlich ist auch die Kontrastierung des vorgeworfenen Verhaltens mit dem erwünschten Soll-Verhalten als

Indirektheitstechnik einzusetzen: nämlich dadurch, dass der Vorwurfsproduzent das unerwünschte Verhalten nicht direkt ausspricht, sondern nur implizit durch Nennung des erwünschten Verhaltens vorführt (z. B. »warum gehst du nicht mal an die frische Luft?« für: »du hockst ständig nur hier rum«). Weitere Merkmale der Indirektheit, die häufig vorkommen, sind: indirekte Adressierung (z. B. man statt du); Einbettung in Humor bzw. in eine »Spaßmodalität« (ebd., S. 237; vgl. Lehtimaja, 2011); indexikalische Verweise, die den Gegenstand des Vorwurfs nicht explizit benennen (»so darf man nicht mit jemandem umgehen«); lexikalische Relativierungs- bzw. Abtönungselemente (»vielleicht«, »irgendwie«, »ich persönlich fand...«); sowie die »metapragmatische Interpretationsanweisungen« (»ich meine das nicht als Vorwurf, aber...«; Günthner, 1999, S. 237).

Die Funktion solcher Indirektheitsstrategien interpretiert Günthner in Analogie zu einer der Thesen, die oben erwogen wurden. Die häufig mit Vorwürfen verbundenen Formen »konversationeller Indirektheit, interaktiver Vagheit und Ambiguität« seien »darauf zurückzuführen, dass Vorwürfe insofern riskante Aktivitäten darstellen, als sie stets die Möglichkeit parat halten, dass der Vorwurfsproduzent – aufgrund der Initiierung einer gesichtsbedrohenden Handlung und eines konfrontativen Gesprächsrahmens – selbst zum Objekt von Vorwürfen bzw. Frotzeleien wird« (ebd., S. 237).

Im Hinblick auf Problematisierungen und deren Zusammenhang mit Schuldgefühlen ist es interessant, dass Baumeister und Kollegen (1995) in ihren empirischen Arbeiten eine Art intrapsychisches Pendant zum sozialen Risiko des Problematisierens fanden. Sie stellten fest, dass Menschen sich häufig schuldig fühlen, nachdem sie Anderen ein Schuldgefühl vermittelt haben (Baumeister et al., 1995, S. 183f.). Die Autoren bezeichnen das Phänomen als *metaguilt*, als Meta-Schuldgefühl.

Typen von Problematisierungen

Im Voranstehenden sind ganz unterschiedliche Dimensionen von Vorwürfen oder, wie der allgemeinere Ausdruck lautet, von Problematisierungen berücksichtigt worden. Es ging zunächst um den Gegenstand der Problematisierung (z. B. Verhalten oder Eigenschaft) und damit zusammenhängend um die Schärfe der Problematisierung (wird ein einzelnes Verhalten kritisiert oder die Handlungsfähigkeit der Person als solche in Frage gestellt?). Ein weitere Unterscheidung betraf die agentivische Verwicklung des Problematisierungsadressaten in das entsprechende Ereignis (ist er moralischer oder bloß kommunikativer Adressat?) und eine entspre-

chende Differenz beim Produzenten (ist er selbst das Opfer des problematisierten Ereignisses oder bringt er es stellvertretend zur Sprache?). Bei der Auseinandersetzung mit den konkreten linguistischen Formen der Problematisierung wurde eine als kontinuierlich zu verstehende Differenz zwischen Direktheit (z. B. Imperative) und Indirektheit (z. B. Frageformate) sichtbar.

Nicht berücksichtigt worden ist die Frage, wie sich unterschiedliche soziale Rollen im Verhältnis zwischen Adressat und Produzent auf die Gestalt der Problematisierung auswirken, beispielsweise: ob ein Lehrer das Verhalten des Schülers, ein Vorgesetzter die Person des unterstellten Mitarbeiters systematisch anders problematisiert, als es in der umgekehrten Richtung der Fall ist. Vermutungen hierzu ließen sich anstellen, Studien liegen aber erst vereinzelt vor (Carson & Cupbach, 2000; Blumstein et al., 1974; McLaughlin, Cody & O'Hair, 1983) und beziehen sich wie die gesamte Literatur stärker auf die späteren Phasen (Rechenschaftsakt, Bewertung) von Rechenschaftsepisoden. Das ist insofern bedauerlich, weil die genaue Art der Problematisierung, die eine Person in einer bestimmten Situation wählt, um vom Gegenüber Rechenschaft zu verlangen, von Merkmalen des sozialen Verhältnisses zwischen den Akteuren zweifellos stark beeinflusst wird (Sykes & Matza, 1968). Solche Verhältnisse sind mitentscheidend dafür, ob man vorwirft, zu bedenken gibt, rügt, tadelt, belehrt, beschuldigt, beanstandet, bezichtigt, zieht, kritisiert, mahnt, anklagt, noch etwas Anderes in dieser Gattung tut – oder alles Derartige wegen eines sozialen Tabus gänzlich unterlassen muss.

Wie im nächsten Abschnitt gezeigt wird, beziehen sich gängige Typologien von Rechenschaftsakten schwergewichtig auf die Dimension der *agentivischen Verstrickung*, die die sich verantwortende Person im Bezug auf das problematisierte Ereignis zum Ausdruck bringt. In Analogie dazu kann man auch Problematisierungen danach sortieren, welche Sorte agentivischer Verstrickung sie dem Adressaten zur Last legen. Anregungen für eine solche Kategorisierung sind einer Arbeit von Feinberg (1970, S. 126f.; zit. nach Buttny, 1993, S. 3f.) zu entnehmen. Dieser unterscheidet elementar drei Ursachen menschlicher Fehlerhaftigkeit: mangelndes Können, mangelnde Anstrengung und unlautere Absichten. Daraus lassen sich grundlegend drei Typen von Problematisierungen konstruieren: (a) dass der Andere unfähig sei, (b) dass er sich zu wenig anstrengt oder (c) dass seine Absichten verkehrt seien. In allen drei Fällen liegen nach der Terminologie der psychologischen Attributionstheorie (Försterling, 2001) internale Attributionen vor. Die Schärfe der Problematisierung hängt nun wesentlich davon ab, ob es sich zusätzlich um stabile Zuschreibungen im Sinn Seligmans (1975) handelt: Wird ein »momentaner Lap-sus« (Goffman, 1971, S. 99) unterstellt (variable Attribution) oder aber ein stabiler

Mangel der Person? Hohe Stabilität ist nicht gleichbedeutend mit einer scharfen Problematisierung. So ist der Vorwurf »Warum hast du es denn nicht geschafft – sonst kannst du es doch!« unter manchen Umständen wohl gesichtsbedrohender für den Adressaten, als es ein resignierender Zusatz (»Warum hast du es nicht geschafft – na ja, so bist du nun mal!«) wäre. Freilich dehnt der letztere Typus von Problematisierung das Urteil hinsichtlich eines konkreten Verhaltens auf die Person überhaupt aus und entzieht ihr jede Handlungsmächtigkeit, jede Agency im Hinblick auf künftige Veränderungen. In Tangneys Theorie (z. B. Tangney, Stuewig & Mashek, 2007; vgl. Manuskript 4) würde das erwarten lassen, dass der Adressat der Problematisierung in seiner Reaktion eher Scham als Schuldgefühle entwickelt.

Bei genauer Betrachtung wird klar, dass Problematisierungen, die einen Vorwurf der Unfähigkeit realisieren, mit der Verantwortungsbedingung zu kollidieren drohen: Wenn eine Person es gar nicht besser *kann*, wie sollte man ihr daraus einen Strick drehen dürfen? Wer eine Person für (a) kritisiert, muss also zeigen, dass dahinter (b) oder (c) wirksam sind. Die Unfähigkeit muss als Wirkung fehlender Anstrengung oder eines fehlgeleiteten Wollens ausgewiesen werden.

Im Rückblick auf die in Manuskript 1, 3 und 4 untersuchten Fälle von Rechenschaftsepisoden fällt schließlich auf, dass es in beiden öffentlichen Schuldbekennnissen, die in der Analyse berücksichtigt wurden, um das Kriterium der Stabilität oder, wie es bei Bamberg (2011) hieße, der Konstanz ging: Ist Richards Rassist (stabiles Attribut) oder wurde er in der tranceartigen Aufwühlung eines schauspielerischen Auftritts lediglich zum Medium rassistischer Vorurteile, die ein kollektives Problem sind (passageres Attribut)? Schätzt Spitzer die Moral der Monogamie – und damit wohl überhaupt die Moral der Masse – dauerhaft gering (stabiles Attribut) oder hat er sich nur momentan zu einem Handeln verführen lassen, das seiner wahren Person fremd ist? In den Interviews mit pädosexuellen Straftätern dagegen ist die Regulierung der Stabilität eine diffizilere: Hier neigen die Sprecher eher dazu, ihre Akte sexueller Gewalt an Kindern gerade mit der Stabilität ihrer pädosexuellen Disposition in Verbindung zu bringen, die ihrerseits aus biografischen oder natürlichen Notwendigkeiten heraus erklärt wird. Als variabel wird dann eher die Neigung konstruiert, dieser Disposition nachzugeben. Anders als im Setting der Schuldbekennnisse sind die Problematisierungen der Interviewerin hier im Übrigen von großer Diskretion. Es reicht schon, dass sie das Gespräch als Forschungsinterview zur Erhellung der *Kindheit von Straftätern* charakterisiert, um die Interviewees zu veranlassen, ihre biografischen Erzählungen immer auch in den Dienst eines Rechenschaftsakts zu stellen, wie das in den Analysen der Manu-

skripte 1 und 3 exemplarisch gezeigt wurde. In Manuskript 1 allerdings wird eine doch vergleichsweise offene Problematisierung der Interviewerin (Frageformat) erkennbar, nämlich dort, wo sie die Darstellung des Sprechers, er sei seinen Opfern verfallen, als erklärungsbedürftig markiert (Transkript #3, Z. 8: *also was heisst verich- (.) sie sind ihm verfallen?*).

Rechenschaftsakte

Um eine Beschreibung und Erklärung der Art und Weise, wie Menschen sich im Angesicht der Kritik vor Anderen verantworten, hat sich die Psychologie bisher nicht gedrängt. Eine wichtige Vorstufe zu dieser Auseinandersetzung findet sich indes in der sozialpsychologischen Attributionstheorie (Heider, 1958; Kelley, 1972; Weiner, 1992), die über die sonst in der Psychologie dominierende Suche nach objektiven Erklärungen für menschliches Verhalten hinausgeht, indem sie subjektive Kausaltheorien thematisiert. In den nachfolgend dargestellten Arbeiten geht es in einem weiteren Schritt nicht mehr um subjektiv-intrapsychische, sondern um intersubjektiv-interaktive »Verhaltensklärungen« und deren soziale Funktionen. Für solche Rechenschaftsakte, wozu die Erklärungen (nebst Anderem) in der sozialen Arena werden, gilt aus diesem Betrachtungswinkel das, was Mills vor mehr als siebzig Jahren bereits für den Begriff Motiv zur Diskussion stellte:

Rather than fixed elements "in" an individual, motives are the terms with which interpretation of conduct *by social actors* proceeds. This imputation and avowal of motives by actors are social phenomena to be explained. The differing reasons men give for their actions are not themselves without reason. (Mills, 1940, S. 904)

Mills' (1940) Aufsatz über »Situating actions and vocabularies of motives« gab neben den Arbeiten von Kenneth Burke (insbesondere Burke, 1935, 1945) wohl den wichtigsten Impuls für die Entwicklung der soziologischen und sozialpsychologischen Forschung über *account-giving* als sozial-regulatives Phänomen. Tatsächlich finden sich bei Mills in sehr verdichteter Form bereits die zentralen forschungsleitenden Annahmen, oder eigentlich: Mills geht in theoretischer Radikalität über das, was später empirisch nachvollzogen wurde, sogar ein Stück hinaus. Sein leitender Gedanke ist eine Umdeutung: Mills begreift Motive nicht als subjektive Quellen von Handlungen, sondern als sozial situierte sprachliche Werkzeuge zur Kommunikation *über* Handlungen. Im Alltag werden Motive erst dann relevant, wenn das Verhalten eines Subjekts von einem Gegenüber oder vom Subjekt selbst

hinterfragt, problematisiert wird. Motive werden definiert als »antizipierte situative Konsequenzen eines hinterfragten Verhaltens« (Mills, 1940, S. 905). In solchen Situationen der Hinterfragung greifen Menschen auf ein *Vokabular* von Motiven zurück, das in ihrem sozialen Kontext geeignet ist, ihr Handeln zu rechtfertigen, und »integrieren, kontrollieren und spezifizieren« (ebd., S. 905) dieses Handeln dadurch. Die motivischen Vokabulare unterscheiden sich über die Epochen und innerhalb dieser Epochen über die sozialen Sphären hinweg beträchtlich. Von welchem Motiv ein Handelnder in der Kommunikation mit Anderen Gebrauch macht, hängt also vom geschichtlichen, kulturellen und sozialen Standpunkt der Interaktanten ab; in pluralistischen Gesellschaften mit konkurrierenden Vokabularen wird derselbe Akteur für dieselbe Handlung je nach Standpunkt unterschiedliche Motive zur Geltung bringen (Mills, 1940, S. 905ff.; vgl. Scott & Lyman, 1968, S. 53).

Im Unterschied zu psychoanalytischen Theoretikern ist Mills nicht der Ansicht, dass solche Vokabulare von Motiven »bloße Rationalisierungen« darstellen, hinter denen sich die »wahren Motive« unseres Handelns verbergen (ebd., S. 909f.).⁷ Es gibt seiner Argumentation zufolge nicht hier die Motive und da das sprachliche Vokabular, das sie repräsentiert; sondern Motive *sind* sprachliche Phänomene. Erkennend *hinter* diese Verbalisierungen kommen zu wollen, wäre ein aussichtsloses Unterfangen.

Bei dieser Skepsis gegenüber wahren Verhaltensursachen, die der Versprachlichung vorgelagert wären, bleibt bei Mills allerdings unklar, ob sich die Skepsis nur auf die empirische Unzugänglichkeit der wahren Ursachen bezieht, die als tief in einem Jenseits der Sprache verstaubt gedacht würden – oder ob er das Prinzip der Ursächlichkeit im Bezug auf soziales Handeln von Menschen überhaupt bestreitet. Letzteres scheint deshalb nicht wahrscheinlich, weil Mills ausdrücklich eine Verknüpfung von motivischem Vokabular und Verhaltensursachen postuliert. Er geht davon aus, dass ein Handelnder in seiner Handlung *gefestigt* wird, wenn er Aussicht darauf hat, sie durch den Rückgriff auf anerkannte Motive rechtfertigen zu können (ebd., S. 907). Die These lautet: Wenn Motive ursächlich werden für Handeln, dann zwar nicht, weil Handelnde Motive *haben*, wohl aber: weil sie sie als handlungsrechtfertigend *annehmen*.

An diesem Gedanken orientierten sich die Soziologen Sykes und Matza (1957) rund eineinhalb Jahrzehnte später in einem Aufsatz, der die soziologische Erforschung des Rechenschaft-Ablegens in Bewegung gebracht hat. Die Autoren befas-

⁷ Mills (1940, S. 912) versteht auch die psychoanalytische Theorie als Produzentin eines Vokabulars der Motive. Dieses sei geschichtlich und kulturell situiert in einer »patriarchalisch-bürgerlichen Oberschicht mit stark sexueller und individualistischer Orientierung«.

sen sich im Vordergrund ihres Interesses mit delinquentem Verhalten von Jugendlichen, hintergründig mit Verstößen gegen normative Ordnungen überhaupt. Mitte der 1950er Jahre galt in der kriminologischen Soziologie weithin die These, dass jugendliche Gesetzesbrecher bei ihren Taten nach normativen Überzeugungen handeln, die denjenigen der herrschenden sozialen Ordnung invers entgegengesetzt sind: Der delinquente Jugendliche halte all das für richtig, was die Gesellschaft und das Gesetz für falsch erklärten. Im Widerspruch dazu stellen Sykes und Matza (1957, S. 664ff.) fest, dass jugendliche Delinquenten nach ihrer Festnahme oft Anzeichen von Schuld oder Scham zeigen, dass unter ihren Vorbildern gerade besonders gesetzestreue Menschen sind und dass sie ihre kriminellen Taten in der Regel auf einzelne Zielpersonen oder Zielgruppen beschränken, für die sie eine Ausnahme von den üblichen Verhaltensregeln machen. Die Autoren folgern daraus, dass delinquente Jugendliche die Moral der herrschenden Ordnung »zumindest teilweise« (ebd., S. 666) anerkennen. Diese Moral aber machen sie, wenn sie kriminell werden, durch *Techniken der Neutralisierung* unwirksam. Diese Techniken begreifen Sykes und Matza als Denk- und Sprachfiguren, durch die Täter ihre Tat *im Nachhinein* rechtfertigen: durch den Nachweis, dass die Abweichung von den geltenden Normen *in diesem besonderen Fall* gerechtfertigt war. Auch in der herrschenden normativen Ordnung sind bestimmte Bedingungen anerkannt, die die Geltung einer allgemeinen Norm schwächen oder außer Kraft setzen (ebd., S. 666f.). So soll beispielsweise eine unabsichtliche Normverletzung nicht oder nur bedingt geahndet werden, und manche Eigenschaften der Person oder der Situation (z. B. Minderjährigkeit, Notwehr) mindern die Verantwortung für die Tat. Sykes und Matza zufolge bedienen sich Delinquenten zur Rechtfertigung ihrer Taten genau solcher in der herrschenden Ordnung selbst angedachter Argumente. Hier besteht also eine enge Verbindung zu Mills' (1940) motivischen Vokabularen. In einem zweiten Sinn – und ebenfalls mit unüberhörbaren Anklängen an Mills – nehmen Sykes und Matza an, dass delinquente Menschen diese Techniken der Neutralisierung auch dazu einsetzen, um eine normverletzende Tat zu rechtfertigen, *bevor* sie begangen wird. Nach dieser These spielt also die Praxis des Rechenschaft-Ablegens eine entscheidende Rolle nicht nur für die soziale Interaktion in nachträglichen Rechenschaftsepisoden, sondern für die Ermöglichung des Handelns selbst.

Sykes und Matza (1957, S. 667ff.) beschreiben in ihrem Aufsatz fünf Neutralisierungstechniken, die bis heute in der Literatur diskutiert werden (z. B. Fritsche, 2002; Minor, 1981; Schahn, 1993): (1) das Abstreiten von Verantwortung (»es war ein Unfall«, aber auch: »ich kann nichts dafür, ich wurde als Kind misshandelt«),

(2) das Abstreiten des Schadens (»es wurde doch niemand ernsthaft verletzt«), (3) die Verleugnung des Opfers (»er hatte es verdient«), (4) die Verurteilung der Verurteiler (»ihr seid ja selbst nicht besser«) und (5) die Anrufung höherer Loyalitäten (»ich habe es nicht für mich selbst getan«).

Rund zehn Jahre später führen Scott und Lyman (1968), Bezug nehmend unter Anderem auf Sykes und Matza, den Begriff *account* in die Soziologie ein. Sie definieren *accounts* als »statements made to explain untoward behavior and bridge the gap between actions and expectations« (ebd., S. 46). Die Auseinandersetzung mit dem kommunikativen Phänomen des *accounting* sehen sie als Bestandteil einer neuen Soziologie, die sich sprachlicher Interaktion (oder kurz: dem Gespräch, engl. *talk*) als »fundamentalem Material menschlicher Beziehungen« (ebd.) widmet. Ihr Aufsatz enthält programmatische Skizzen zur soziologischen Konversationsanalyse sowie zur Soziolinguistik (vgl. Scott, 1993). Die Praxis des *accounting* spielt den Autoren zufolge in der Herstellung sozialer Organisation eine herausragende Rolle insofern, als es die Lücken zwischen den Erwartungen der einen Teilnehmer und den Handlungen der anderen zu schließen vermag. Anders gewendet: Wenn das Handeln eines sozialen Akteurs unverständlich zu werden droht, weil es Erwartungen verletzt, stellen *accounts* reintegrative Erklärungen bereit. *Accounts* sind unter solchen Umständen der Kitt, der die soziale Ordnung zusammenhält (Scott & Lyman, 1968, S. 46ff.). Dafür allerdings müssen sie von den Rezipienten gewürdigt werden, und hierfür wiederum sind die geltenden »Hintergrunderwartungen« (ebd., S. 53) der jeweiligen »Sprechgemeinschaft« (ebd., S. 61) entscheidend. Wie Mills und in ausdrücklicher Anlehnung an ihn postulieren Scott und Lyman, dass Rechenschaftsakte nur dort gelingen, wo sie stillschweigenden Konventionen darüber genügen, was jeweils als »akzeptable Äußerung« (Chomsky, 1965; zit. nach Scott & Lyman, 1968, S. 61) zur Ver-Antwortung des betreffenden Ereignisses gelten kann.

In die von Sykes und Matza eingeführte Taxonomie bringen Scott und Lyman konzeptuelle Klärungen, die in Manuskript 4 berücksichtigt worden sind. Sie definieren jetzt zwei Klassen von *accounts*: Rechtfertigungen (engl. *justifications*) und Entschuldigungen (engl. *excuses*)⁸. Rechtfertigungen sind ihrer Definition gemäß

⁸ Ein Problem stellt die Übersetzung des englischen Substantivs *excuse* ins Deutsche dar. Gemeint sind Sachverhalte oder (wie in der zitierten Definition) die sprachliche Referenz auf Sachverhalte, die einen Akteur insofern entschuldigen können, als sie dessen Verantwortung für sein Verhalten reduzieren. In diesem Sinn kann man im Englischen fragen: *What is your excuse?*, und dieser Satz lässt sich ohne Verluste auf Deutsch übersetzen: *Was hast du für eine Entschuldigung?* Das Problem ist nun, dass das deutsche Wort Entschuldigung natürlich noch für etwas Anderes gebräuchlich ist, nämlich die Äußerung oder Höf-

»Verantwortungsakte, mit denen man die Verantwortung für die Handlung anerkennt, aber die ihr zugeschriebene negative Qualität bestreitet«. Entschuldigungen (zu dieser Schreibung siehe Fußnote 8) sind »Verantwortungsakte, mit denen man einräumt, dass die Handlung schlecht, falsch oder unangemessen war, aber die volle Verantwortung dafür bestreitet« (ebd., S. 47). Diese Definitionen sind in einschlägigen späteren Arbeiten mit geringfügigen Abwandlungen übernommen worden (z. B. Buttny, 1993; Fritzsche, 2002; McLaughlin et al., 1983). Scott und Lyman (1968) zählen verschiedene Formen auf, in denen sich Rechtfertigungen und Entschuldigungen häufig realisieren. Bei den Rechtfertigungen verweisen sie auf die von Sykes und Matza (1957) beschriebenen Techniken, mit Ausnahme des *Abstreitens von Verantwortung*, das sie zu Entschuldigungsformen rechnen. Eine eigenständige Typologie versuchen die Autoren bezüglich der Entschuldigungen. Sie unterscheiden: (1) Berufung auf einen Unfall (z. B. »ich habe die Vase nicht gesehen«), (2) Berufung auf einen Wissensmangel (»ich wusste nicht, dass die Vase so zerbrechlich ist«) oder einen Mangel an Handlungsfreiheit (»er hat mich gezwungen, sie umzustößen«), (3) Berufung auf biologische Triebe (»ich bin eben ein Mann, da muss ich hin und wieder etwas kaputtmachen«)⁹ und (4) das Abwälzen auf einen Sündenbock (»der da hat mich so wütend gemacht!«).

lichkeitsformel, mit der Person A Person B um Nachsicht oder Verständnis bittet und/oder gegenüber B anerkennt, dass ihr (A's) Handeln falsch war (»Du schuldest mir eine Entschuldigung«). Die beiden Bedeutungen (Entschuldigung als Verweis auf verantwortungsreduzierende Umstände; Entschuldigung als Akt der Abbitte) sind natürlich verwandt, aber mitnichten identisch. Zur Herstellung von Eindeutigkeit wird Entschuldigung im ersten Sinn (engl. *excuse*) nachfolgend (wie erklärungslos bereits in Manuskript 4) mit Bindestrich als *Ent-Schuldigung* geschrieben, was insofern passend erscheint, weil es dabei ja tatsächlich um das Bestreiten von Verantwortung für negative Ereignisse und damit um das Entfernen einer Schuldzuschreibung geht. Entschuldigungen im zweiten Sinn (engl. *apologies*) behalten ihre herkömmliche Schreibweise.

⁹ Biologische Triebe, so Scott und Lyman (1968, S. 49), taugten gerade deshalb als Entschuldigungen von fehlbarem Verhalten, weil sie aus der Erklärung *rationaler* Handlungen üblicherweise ausgeblendet werden. Dieses Ausblenden verleihe dem Leib den Status eines Fremden, der immer bei uns und doch geheimnisvoll sei. Auch in meinen Analysen zu interaktiv situierten Biografiekonstruktionen pädosexueller Männer (vgl. Manuskripte 1 und 3) ließ sich wiederholt eine Tendenz zur Mystifizierung biologischer Ursachen in der Erklärung der eigenen Devianz erkennen. Dergleichen wird beispielsweise dadurch realisiert, dass man von sich erzählt, man habe sich schon in früher Kindheit als tief andersartig erfahren, zu einem Zeitpunkt also, da einem Subjekt alltagspsychologisch noch keinerlei Gestaltungsmacht über sich selbst (das eigene Tun und Empfinden) zugeschrieben wird. Eine andere Form ist der diffuse Verweis auf körperliche Defekte oder organisch mitbedingte psychische Störungen, ohne dass deren Auswirkungen in der eigenen Biografie näher beschrieben würden, wie es der Sprecher in Manuskript 1 unternimmt.

In dem mehrfach erwähnten Aufsatz hat Schönbach (1980) diese Taxonomie von Rechenschaftsakten weiter differenziert, indem er auf empirischer Grundlage (Vignetten-Experiment) einige weitere Kategorien von Ent-Schuldigungen und Rechtfertigungen formulierte. Diese bringen nichts grundsätzlich Neues, sondern nur feinere Unterscheidungen. Im Wesentlichen aber fügt Schönbach den beiden Verantwortungstypen zwei weitere hinzu: Eingeständnisse (engl. *concessions*) und Verweigerungen (engl. *refusals*). Unter Eingeständnissen versteht er ein explizites Anerkennen von Verantwortung oder Schuld, sei es im vollen oder beschränkten Umfang, das Anbieten von Wiedergutmachung bzw. den Verweis auf bereits geschehene Wiedergutmachung oder auch einfach den Ausdruck des Bedauerns über das Vorgefallene (Schönbach, 1980, S. 196). Nicht klar wird, ob ein einfacher Sprechakt der Entschuldigung (»Bitte entschuldigen Sie!«) ebenfalls als Form des Eingeständnisses gelten soll. Unter Verweigerung versteht Schönbach das Bestreiten des problematisierten Ereignisses, die explizite Zurückweisung jeglicher Schuld daran, die volle Zuschreibung der Schuld an andere Personen oder auch Zurückweisungen mit der Begründung, dass das Gegenüber kein Recht zur Problematisierung habe (ebd., S. 197).

In jüngerer Zeit hat sich schließlich Fritsche (2002) aus sozialpsychologischer Perspektive erneut mit Rechenschaftsakten auseinandergesetzt. Wesentliche Anregungen seiner Arbeit bestehen zum einen in einer revidierten Typologie von Rechenschaftsakten, zum anderen in der Berücksichtigung eines intrapsychischen Verständnisses von Rechenschaftsepisoden. Bei der Entwicklung seiner revidierten Typologie geht Fritsche zunächst davon aus, dass eine Person für ein volles Bekenntnis einer Schuld drei Relationen anerkennen muss, nämlich: die Relation (1) zwischen der Problematisierung (Vorwurf) und der eigenen Person, (2) zwischen der eigenen Person und dem problematisierten Verhalten sowie (3) zwischen dem problematisierten Verhalten und der Norm, deren Verletzung problematisiert wird. Die von Schönbach (1980) und Anderen beschriebenen Techniken und Kategorien von Rechenschaftsakten lassen sich der Qualifizierung jeweils einer dieser Relationen zuordnen, wie Fritsche (2002, S. 379ff.) argumentiert. Eine Verweigerung beispielsweise liegt dann vor, wenn die Person verneint, auf den Vorwurf überhaupt mit einem Rechenschaftsakt reagieren zu müssen, wenn sie also die erste Relation nicht anerkennt. Ent-Schuldigungen bestehen meist darin, dass Personen ihre Verantwortung für ihr Verhalten bestreiten, beispielsweise durch den Hinweis auf Zwang oder auf fehlende Absicht (zweite Relation). Rechtfertigungen schließlich sollen den Beweis führen, dass das Verhalten gar nicht im Widerspruch zur betreffenden Norm steht (dritte Relation).

Diese relationale Verortung bereits beschriebener Typen von Rechenschaftsakten ergänzt Fritsche (2002) mit einem weiteren Typus, den er als »Referenzialisierung« (engl. *referentialization*) bezeichnet. Referenzialisierungen bestehen darin, dass die sich verantwortende Person auf relevante Informationen *außerhalb* der problematisierten Handlungssequenz und der vom Problematisierungsproduzenten als relevant gesetzten Norm verweist. Das kann grundsätzlich auf drei Arten geschehen. Die Person kann zur Geltung bringen, dass sie bei ihrem Verhalten einer anderen Norm folgte als derjenigen, deren Verletzung ihr jetzt vorgeworfen wird (»Ein ungewolltes Kind ist noch schlimmer als ein abgetriebenes«). Sie kann auf eigenes Verhalten in anderen Situationen verweisen (»Letztes Mal habe ich nicht geschummelt«; »nächstes Mal werde ich mich an die Regeln halten«). Oder sie kann auf analoges Verhalten anderer Personen in ähnlichen Situationen hindeuten (»Niemand hier hält sich an Geschwindigkeitsbegrenzungen«). In allen drei Fällen entschuldigt die Person ihr aktuell problematisiertes Verhalten nicht, aber sie relativiert es, setzt es in den weiteren Zusammenhang, informiert den Adressaten über das *bigger picture*, in dem es zu sehen sei. Fritsche nimmt an, dass Referenzialisierungen damit einen Mittelweg beschreiten zwischen Ent-Schuldigungen und Rechtfertigungen: sie seien für den sich Verantwortenden weniger gesichtsbedrohend als Ent-Schuldigungen, weil sie dessen Kontrollüberzeugung nicht aushöhlen, und für das Gegenüber weniger gesichtsbedrohend als Rechtfertigungen, weil sie dessen Bewertung des Verhaltens nicht grundsätzlich anfechten.¹⁰

In Anlehnung an Lyman (2000) entwickelt Fritsche ferner die Idee, dass Rechenschaftsepisoden sich nicht nur interpersonell, sondern auch intrapsychisch vollziehen. Wie die interpersonellen Rechenschaftsepisoden könnten auch die intrapsychischen sowohl in die Phase vor der Handlung wie auch diejenige nach der Handlung fallen. Auch Mills (1940) sowie Sykes und Matza (1968) hatten das postuliert: Akteure festigen ihre Handlungsbereitschaft dadurch, dass sie – mehr oder weniger bewusst – in Erwägung ziehen, wie ihr Handeln im Nachhinein wird gerechtfertigt oder allgemeiner: wird verantwortet werden können. Fritsche (2002, S. 373) nimmt für diesen intrapsychischen Vorgang an, dass er den von Schönbach (1980, 1990) postulierten interpersonellen genau spiegelt: Das Subjekt nimmt zuerst den Impuls zur betreffenden Handlung wahr, realisiert dann einen möglichen

¹⁰ Den erstgenannten Typ von Referenzialisierung, den Verweis auf eine konkurrierende Norm (»es stimmt, ich habe Regel A verletzt, aber Regel B war unter diesen Umständen wichtiger«), könnte man für den Paradefall einer Rechtfertigung halten. Fritsche (2002, S. 376) möchte den Begriff Rechtfertigung dagegen auf Fälle begrenzen, in denen der Widerspruch zwischen dem Verhalten und der vom Vorwurfsproduzenten als verletzt dargestellten Norm bestritten wird (»in Wahrheit habe ich Regel A nicht verletzt, denn...«).

Konflikt mit einer anerkannten Norm, legt vor sich selbst über das Verhalten im Licht dieser Norm Rechenschaft ab, bewertet diesen präaktional-intrapsychischen Rechenschaftsakt und führt die Handlung anschließend, je nach Bewertung, aus oder nicht aus.

Dieses Modell könnte nun noch etwas präziser erklären, warum absichtliche, in ihren Folgen von vornherein durchschaute Handlungen selten zur Quelle von Schuldgefühlen werden (vgl. Manuskript 4). Sollten absichtlich begangene Handlungen intrapsychisch gleichsam *bereits verantwortet* zur Ausführung gelangen, so darf es nicht wundernehmen, warum Menschen sich nach absichtlichem Handeln schwer tun mit jener nachträglichen Revision, die für die Entstehung von Schuldgefühlen entscheidend zu sein scheint. Denn diese Bewertung muss dann gegen eine bereits vollzogene Bewertung durchgesetzt werden. Dabei hat man natürlich zu unterscheiden, was genau intrapsychisches Rechenschaft-Ablegen meint: eine interne Verantwortung vor sich selbst (»kann ich das, was ich da vorhabe, *vor mir* verantworten?«) oder eine interne Verantwortung vor Anderen (»werde ich das, was ich da vorhabe, *vor Anderen* verantworten können?«). In beiden Fällen wird, wie schon in Manuskript 4 argumentiert wurde, das Missverhältnis zwischen der Beurteilung im Vornherein und der Verurteilung im Nachhinein kognitive Dissonanz erzeugen. Wenn die Dissonanztheorie (z. B. Thibodeau & Aronson, 1992) recht behält, wehren sich Menschen gegen dergleichen nach Kräften. Naheliegend ist, dass sich die Abwehr in vielen Fällen in einer Ablehnung der Verurteilung äußern wird. Das heißt: Der Problematisierungsadressat mag nach außen ein Fehlverhalten einräumen, um sozial die Wogen zu glätten, bleibt aber bei sich selbst überzeugt, dass sein Verhalten unter idealen sozialen Bedingungen (wenn die Anderen nur vernünftig und gerecht wären...) zu verantworten ist. Natürlich besteht in solchen Fällen wiederum das Potenzial, dass das Subjekt Dissonanz wahrnimmt zwischen interner Bewertung und sozialem Handeln, aber diese könnte sich vergleichsweise leicht relativieren lassen (»ich werde jetzt halt das sagen, was die von mir hören wollen, sonst geben sie keine Ruhe«). Alle diese Überlegungen treffen für diejenige Person, die ihr Handeln intern vor sich selbst verantwortet hat, bevor sie handelte, deutlicher zu als für die andere, die ihr Handeln im Selbstgespräch vor Anderen verantwortete. Denn in diesem zweiten Fall braucht man bloß einzuräumen, dass man sich im Urteil der Anderen getäuscht hat. Im ersten steht das eigene Urteil in Frage.

Revidierte Taxonomie von Rechenschaftsakten

Im Folgenden werden die bisherigen Ausführungen zu unterschiedlichen Typen von Rechenschaftsakten in einer Darstellung zusammengefasst und dabei konzeptuell neu geordnet. Diese Neuordnung scheint deshalb zwingend, weil sich mit den Erweiterungen durch Schönbach (1980) eine Vieldeutigkeit in das Verständnis des Begriffs Rechenschaftsakt (engl. *account*) eingeschlichen hat, die es sichtbar zu machen gilt. Die Einsicht in diese Vieldeutigkeit schärft den Blick auch für die Interpretation der in den Einzelarbeiten dieser Dissertation erörterten Daten.

Rechtfertigungen und Ent-Schuldigungen haben die Funktion, Verhalten zu erklären. Das sehen bereits Scott und Lyman (1968) so. Sie stellen ausdrücklich eine nahe Verwandtschaft zwischen Erklärungen und *accounts* fest, um lediglich hinzuzufügen, (a) dass Rechenschaftsakte sich spezifischer als Erklärungen ausschließlich auf die Unterstellung unangemessener Verhaltensweisen (engl. *untoward action*) beziehen und (b) dass Rechenschaftsakte spezifischer als Erklärungen immer als sprachliches Handeln im Kontext sozialer Interaktionen betrachtet werden müssen (ebd., S. 47). Wer sein Verhalten entschuldigt oder rechtfertigt, erklärt, warum er sich so und nicht anders verhalten hat. Natürlich tut er nicht nur das, er reguliert zugleich die Beziehung zum Anderen, signalisiert just durch seinen Rechenschaftsakt eine bestimmte Einstellung zu ihm. Aber all dies (Illokutionäre) tut er wesentlich *durch* den Akt der Verhaltensklärung. Im Fall einer Ent-Schuldigung lautet die Erklärung: Ich habe mich so verhalten, weil ich mich wegen a, b, c etc. *nicht anders verhalten konnte*. Im Fall einer Rechtfertigung lautet sie: Ich habe mich so verhalten, weil ich es wegen a, b, c etc. *für richtig hielt*. In beiden Fällen soll der Adressat verstehen, warum A sich so verhalten hat.

Dazu drei Anmerkungen. Erstens: Hier und im Folgenden ist *Erklären* nicht als Kontrastbegriff zu *Verstehen* oder *Begründen* aufzufassen, wie es in wissenschaftstheoretischen Zusammenhängen üblich ist (für die Differenz zwischen Erklären und Verstehen siehe z. B. bereits Dilthey, 1894; für diejenige zwischen Erklären und Begründen z. B. Hampe, 2006). Bei näherem Hinsehen würde sich zeigen, dass die Rechtfertigung eines Verhaltens dieses auf eine grundsätzlich andere Weise erklärt als eine Ent-Schuldigung; aber diese Unterscheidung ist nicht Gegenstand dieser Synopse.

Zweitens: Rechtfertigungen unterscheiden sich danach, ob sie die Legitimität des Verhaltens (»es war richtig«) ausschließlich aus der Perspektive des Dort-und-Damals behaupten oder diese Behauptung zusätzlich aus der Perspektive des Hier-und-Jetzt unterstreichen. Im ersten Fall wird der Satz: »Ich handelte so, weil

ich es für richtig hielt« sinngemäß ergänzt durch: »auch wenn ich heute sehe, dass es falsch war«. Diese Art der Rechtfertigung kommt einer Ent-Schuldigung nahe, ist aber nicht als solche zu taxieren, weil sie die Verantwortung des Akteurs für das dortig-damalige Handeln ja nicht relativiert. Im zweiten Fall wird die erwähnte Äußerung sinngemäß ergänzt durch: »und für richtig halte ich das auch heute noch«. Die in der Literatur immer wieder begegnende Annahme, dass Rechtfertigungen für den Adressaten gesichtsbedrohend sind, weil sie dessen Beurteilung der Situation angreifen (z. B. Carson & Cupbach, 2000; Fritzsche, 2002; Gonzales, Manning & Haugen, 1992; McLaughlin et al., 1983), scheint nur auf den zweiten Fall von Rechtfertigungen zuzutreffen. Der erste Fall stellt einen Mittelweg dar zwischen der Anerkennung ausreichender Handlungsgründe im Dort-und-Damals und der Anerkennung der Problematisierung im Hier-und-Jetzt. Der Sprecher versucht eine Art Zweiteilung zwischen einer vergangenen und einer gegenwärtigen Identität: ein Gedanke, dem bereits Goffman (1971) im Bezug auf Entschuldigungen (engl. *apologies*) nachging.

Drittens: Rechtfertigungen wie Ent-Schuldigungen zielen nicht immer auf eine volle Erklärung des problematisierten Verhaltens. Man kann im Alltag beobachten, dass Menschen ihr Verhalten oft nur bis zu einem gewissen Punkt entschuldigen oder rechtfertigen und den Rest der mildtätigen Nachsicht des Anderen empfehlen. Dieser gewisse Punkt könnte oft dort erreicht sein, wo die entschuldigenden oder rechtfertigenden Erwägungen nicht ausreichen, um das Ganze des problematisierten Verhaltens auf sozial akzeptable Weise zu erklären. Man denke an den Fall eines Herrn A, der nicht zur Geburtstagsfeier eines Freundes erschien und das im Nachhinein mit den Worten entschuldigt: »Ich bin stark überarbeitet«. Die volle Erklärung (»und wollte mir dadurch etwas Gutes tun, dass ich mir im Fernsehen einen Film ansah«) lässt er beiseite, weil er befürchtet, sich damit eine Problematisierung seiner Erklärung (seines Rechenschaftsakts) einzuhandeln.

Soweit der erklärende Charakter von Rechenschaftsakten. Im Unterschied zu Rechtfertigungen und Ent-Schuldigungen haben die von Schönbach (1990) zusätzlich berücksichtigten Typen der Verweigerung und des Eingeständnisses nun aber *nicht* die Funktion, Verhalten zu erklären. Das ist unmittelbar ersichtlich bei den Verweigerungen. Verweigerungen können sich auf das Verhältnis zwischen dem Produzenten und dem Adressaten der Problematisierung beziehen (z. B. »du hast nicht das Recht, mir etwas vorzuwerfen«) oder auch auf das Verhältnis des Adressaten zur relevanten Norm (z. B. »ich stehe über solchen Regeln«). In keinem der Fälle wird mit der Verweigerung etwas über das Warum des problematisierten Verhaltens gesagt.

Diese Abstinenz gilt auch für Eingeständnisse. Eingeständnisse sind dadurch definiert, dass der Akteur sich verantwortlich für sein Handeln bekennt: er räumt ein, dass er die Verantwortung dafür oder, im Fall eines einhellig verurteilten Verhaltens, die Schuld daran trägt. Neben diesem konstitutiven Aspekt wird mit Eingeständnissen pragmatisch mindestens zweierlei regelmäßig verwirklicht. Erstens kann der Sprecher seinem Adressaten gegenüber zum Ausdruck bringen, wie er bezüglich seines eigenen Verhaltens urteilt und fühlt, typischerweise: dass er es im Nachhinein falsch findet und bedauert. Zweitens werden Eingeständnisse oft in Form von Entschuldigungen eingesetzt. Durch eine Entschuldigung erkennt Sprecher A an, dass er Rechte eines Akteurs B gegenüber ihm, A, verletzt hat – und äußert das gegenüber B mit dem Zweck, den Verstoß zu kurieren und das Gleichgewicht in der Beziehung zwischen A und B wieder herzustellen (vgl. Holmes, 1990, S. 159; Goffman, 1971, S. 140f.). Beides, Ausdruck moralischer Einstellung und Entschuldigung, gesellen sich oft zueinander. Sie teilen sich sogar regelmäßig denselben Wortlaut, denselben phatischen Akt (»Es tut mir leid«). Aber während es zu den regulativen oder gar konstitutiven Regeln von Entschuldigungen zu gehören scheint, dass sie nur als echt akzeptiert werden können, wenn sie mit einer entsprechenden moralischen Einstellung des Sprechers einhergehen, kann ein Ausdruck des Bedauerns als echt gelten, ohne dass eine Entschuldigung damit einhergeht.¹¹

Wichtiger als diese Differenzierung ist im vorliegenden Zusammenhang das Gemeinsame: Weder Entschuldigungen noch moralische Urteils- oder Gefühlsbekundungen noch irgendeine andere Form eines Eingeständnisses geben aus sich selbst heraus eine Antwort auf die Frage nach dem Warum des problematisierten Verhaltens. Wenn Person B Person A vorwirft: »Du hast mich geschubst!« und A darauf antwortet: »Ja, stimmt, tut mir leid«, dann weiß B noch nichts darüber, warum A ihn geschubst hat. B kann allenfalls annehmen, dass A ihn nicht schubsen wollte, weil es ihm sonst jetzt nicht leid täte. Aber damit verlegt er sich aufs Spekulieren. Eingeständnisse sind also keine erklärenden, sondern *expressive*¹² Akte.

¹¹ Ein Sprecher, der sagt: »Ich entschuldige mich, aber leid tut es mir nicht« wird sich auf den Vorwurf gefasst machen müssen, seine Entschuldigung sei nicht aufrichtig gemeint und damit unwirksam. Der Eindruck eines aufrichtigen Bedauerns ist insofern eine Gelingensbedingung von Entschuldigungen (vgl. Austin, 1962). Dagegen kann der Satz »Es tut mir leid, aber entschuldigen tue ich mich nicht« dort angemessen sein, wo der Sprecher sein Verhalten aufrichtig bedauert, aber das Gegenüber nicht als würdigen Adressaten einer Entschuldigung ansieht.

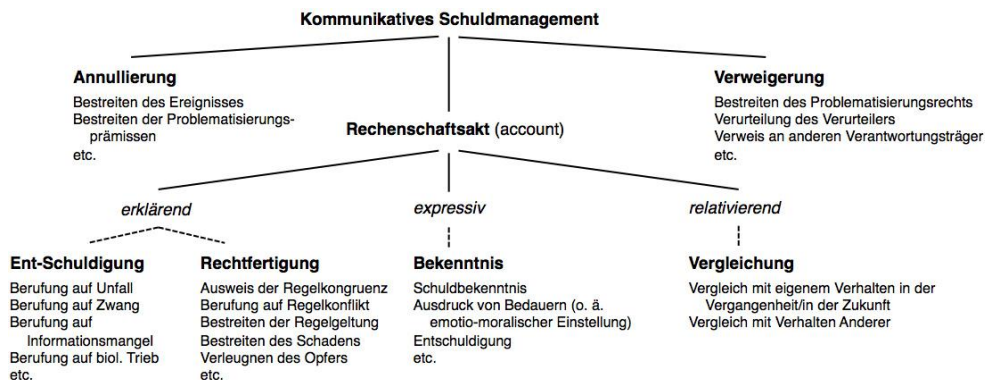
¹² In der Terminologie von Searle und Vanderveken (1985), der ich hier folge.

Vorausgesetzt, das sei so: Warum ist es so? Dass diese Frage sich nicht erübrigt, wird erkennbar, wenn man sich vor Augen führt, dass Schuldbekenntnisse unter den Bedingungen eines anderen Menschenbildes, als es heute weithin Zustimmung findet, durchaus erklärenden Charakter (gehabt) haben mögen. Ein solches Menschenbild vermittelt die christliche Lehre von der Schuldverfallenheit des Menschen (vgl. Holtz, 2007). Diese Lehre erklärt alles schuldhaftes Tun von Menschen mit dem Umstand, dass Menschen konstitutiv, also qua ihrer Natur dafür anfällig sind, dem Bösen zu huldigen und dadurch schuldig zu werden. Tugendhaftes, gottgefälliges Tun muss der schuldverfallenen Natur abgerungen werden. In einem solchen Kontext *erklärt* also etwa das Bekenntnis »Ich habe gesündigt« die begangene Tat implizit mit der eigenen Schuldverfallenheit, denn dem Ausdruck *sündigen* ist das inhärent. Diese Schuldverfallenheit wiederum ist kein individuelles Merkmal, sondern Kennzeichen der menschlichen Natur schlechthin, was den Bekenntenden von der Pflicht enthebt, zu erklären, warum gerade er schuldverfallen sei. Man kann das für einen anthropologischen Atavismus halten, allein: dieser hat den Vorteil, dass er das Bekenntnisproblem (wie steht der Schuldige zu seiner Schuld?) und das Erklärungsproblem (warum ist er schuldig geworden?) auf einen Schlag löst. Während der Schuldbekennende unter säkularisierten Bedingungen die Erklärung für seine Schuld schuldig bleibt, solange er sie nicht zu rechtfertigen oder zu entschuldigen weiß, braucht der Bekenntende in einer Gemeinschaft von gläubigen Christen nur einzuräumen, dass er gesündigt hat, um als Handelnder verstanden zu werden. Dieser Gedanke kann möglicherweise eine Beobachtung erklären, die sich in der Auseinandersetzung mit öffentlichen Schuldbekenntnissen in der amerikanischen Politik aufdrängt. Ein vergleichsweise regelmäßig wiederkehrendes Phänomen in der amerikanischen Öffentlichkeit sind Politiker, die bei einem Ehebruch erappt werden und sich für diesen verantworten müssen; der in Manuskript 4 untersuchte Fall des Politikers Eliot Spitzer gehört dazu. Wie mehrere anonyme Kommentatoren im Internet bemerken, pflegen solche Rechenschafts-episoden für republikanische Politiker glimpflicher auszugehen als für demokratische: Jene bleiben nicht selten im Amt, diese verschwinden in der Regel von der Politbühne oder werden in kleinste Rollen relegiert. Das überrascht insofern, als eheliche Treue ja im konservativen Familienbild der republikanischen Wählerschaft besonders hoch gewichtet, ihre Verletzung entsprechend stark geächtet sein müsste. Kommentatoren führen die Abwahlresistenz republikanischer Ehebrecher denn auch auf Heuchelei und Doppelmoral in republikanischen Kreisen zurück. Im Licht des soeben entwickelten Gedankens könnte das Phänomen eher durch die Verfügbarkeit religiöser Schulddeutungen zu erklären sein: Weil es seit je zum

christlichen Menschenbild gehört, dass wir alle anfällig sind für die Versuchungen des Bösen, und weil hier ritualisierte Formen der Abbitte und Absolution bereitstehen, den reuigen Sünder in die Gemeinschaft der Rechtschaffenen heimzuführen, können republikanische Politiker, deren Wählerschaft gläubiger ist als diejenige der demokratischen, auf eine vergleichsweise komplikationslose Kassation ihrer Verfehlung rechnen. Vertreter einer nicht oder weniger konservativ gläubigen Wählerschaft müssen ihren *individuellen* Fall der Verfehlung erklären; die andere Seite kann sich auf kollektive Schuldverfallenheit berufen. Tatsächlich ist es so (wie ein Blick in das Korpus zu Manuskript 4 und darüber hinaus belegt), dass sich republikanische Politiker bei Rechenschaftsakten im Zusammenhang öffentlicher Schuldbekennnisse intensiv auf religiöse Deutungen ihrer Verfehlung und auf die Momente der Schuld und Vergebung vor Gott beziehen.

Um das Anliegen einer revidierten Typologie von Rechenschaftsakten wieder aufzunehmen: Auch für die von Fritsche (2002) vorgeschlagene Kategorie der »Referenzialisierung« gilt es noch zu klären, ob es sich hier um einen erklärenden, einen expressiven oder allenfalls einen gänzlich anderen Typus von Rechenschaftsakt handelt. Hinsichtlich der ersten Form, der Berufung auf ein konkurrierende Norm, scheint der Fall klar: Durch einen solchen Rechenschaftsakt erklärt der Sprecher, warum er gerade so und nicht anders handelte (nämlich: weil er Norm B in diesem Fall höher gewichtete als Norm A). Anders als bei Fritsche gelten diese Verweise auf Normkonflikte bzw. Normpriorisierungen im Folgenden nicht als Fälle von »Referenzialisierung«, sondern von Rechtfertigung. Denn genau besehen geht es nicht darum, auf ein *Außerhalb* des problematisierten Ereignisses zu verweisen, sondern die zur Rechenschaft herangezogene Norm soll gerade *innerhalb* des Ereignisses von Bedeutung gewesen sein. Bei den übrigen beiden Fällen (Verweis auf eigenes Verhalten außerhalb des problematisierten Ereignisses; Verweis auf das Verhalten Anderer in ähnlichen Situationen) passt weder der Bezug auf eine erklärende noch auf eine expressive Funktion. Diese beiden Sorten von Rechenschaftsakten relativieren den Zusammenhang zwischen Person und Verfehlung durch einen Vergleich. An dieser Feststellung orientieren sich die in Abbildung 1 gewählten Bezeichnungen.

Abb. 1: Taxonomie kommunikativen Schuldmanagements nach Funktion der Rechenschaftsakte



Die Abbildung fasst die dargestellten Überlegungen ins Bild. Und sie fügt einige Ordnungsbewegungen hinzu.

Anders als bei Schönbach (1980) und der Mehrheit der Autoren nach ihm werden Verweigerungen hier nicht zu den Rechenschaftsakten gezählt. Verweigerungen von Rechenschaftsakten sind als eine Grundform des kommunikativen Umgang mit einem Schuldverdacht, kurz: des Schuldmanagements zu verstehen. Diesen Status teilen sie sich auf derselben begriffshierarchischen Ebene mit den Rechenschaftsakten selbst und den in Kürze zu erläuternden Annullierungen.

Ferner wird die Übersetzung des Schönbach'schen Ausdrucks *concession* durch Eingeständnis mit dem Begriff Bekenntnis (engl. tendenziell: *confession*) ersetzt. Ein Eingeständnis impliziert im Deutschen lediglich, dass man etwas getan habe, es betont aber weder den internen Zusammenhang zwischen Tat und Täter noch eine Bewertung der Tat im Sinn der Verurteilung. Bekenntnisse im Zusammenhang von Rechenschaftsakten können sich unterschiedlich ausgestalten (siehe Abb. 1), sie beinhalten aber immer eine mindestens implizite Anerkennung der eigenen Urheberschaft für den problematisierten Aspekt des eigenen Tuns oder Seins und eine mindestens implizite Verurteilung desselben.

Mit der Zuordnung der vier Typen von Rechenschaftsakten (Ent-Schuldigung, Rechtfertigung, Bekenntnis, Vergleichung) zu den drei Funktionen (erklärend, expressiv, relativierend) wird nicht die Behauptung erhoben, dass sich die jeweiligen Akte auf diese Funktion beschränken. Ausgedrückt ist lediglich die primäre Funktion. Für alle Rechenschaftsakte gilt, dass sie einerseits reflexiv für die Beziehung der Interaktanten sind (sie sind durch diese Beziehungen bestimmt und verweisen auf sie zurück) und andererseits regulativ darauf wirken sollen.

Zu erläutern bleibt die dritte Grundform kommunikativen Schuldmanagements, die in Abbildung 1 aufgeführte Kategorie der Annullierung. Problematisierungen

im Kontext von Rechenschaftsepisoden konfrontieren den Adressaten, wie oben dargestellt worden ist, stets mit einem Schuldverdacht im weitesten Sinn. Der Adressat kann im Anschluss an eine solche Problematisierung den Zusammenhang zwischen dem Gegenstand des Vorwurfs und ihm als Person grundsätzlich anerkennen und sodann darzustellen versuchen, *in welcher Weise* der Gegenstand des Vorwurfs mit ihm als Person zusammenhängt, ob er das ihm Vorgeworfene aus guten Gründen getan hat oder dazu gezwungen wurde, ob er es bereut, sich dafür entschuldigen möchte etc. Dann handelt es sich in der Wortwahl dieser Synopse um einen Rechenschaftsakt. Oder er lehnt jede Stellungnahme ab, mit oder ohne Angabe von Gründen: dann liegt eine Verweigerung vor. Er kann aber auch etwas ganz Anderes tun: nämlich zu zeigen unternehmen, dass zwischen der Problematisierung und ihm selbst überhaupt kein ursächlicher Zusammenhang besteht. Der wohl klarste Fall eines solchen Annullierungsversuchs liegt vor, wenn ein Beschuldigter bestreitet, dass das Ereignis überhaupt stattgefunden hat (»Du hast doch geraucht!« – »Nein, habe ich nicht«). Es gibt aber auch unauffälligere Formen der Annullierung, die auf den ersten Blick leicht mit Ent-Schuldigungen oder Rechtfertigungen verwechselt werden könnten. Folgender Fall veranschaulicht das: B möchte A telefonisch kontaktieren, um ihr etwas Wichtiges mitzuteilen, erreicht sie aber nicht. Am nächsten Tag trifft B auf A und macht ihr den Vorwurf: »Warum hast du das Telefon nicht abgenommen?« B antwortet darauf: »Mein Telefon war kaputt.« Mit der Antwort von A hat sich etwas vollzogen, was eine Taxierung als Rechenschaftsakt unangemessen erscheinen ließe. B war nämlich davon ausgegangen, dass eine Kausalität zwischen dem Verhalten von A und dem problematisierten Ereignis vorlag. Mit der Erwähnung des kaputten Telefons hat sich diese Kausalitätsunterstellung aber erledigt: B muss einsehen, dass er sich von der Situation am Vorabend ein falsches Bild gemacht hat: A hat auf keine *rechenschaftsfähige* Weise dazu beigetragen, dass Bs Anruf nicht beantwortet wurde. Mit seiner Antwort bestreitet A nicht den Vorwurf, sondern er annulliert ihn (oder versucht es).

Zur Verdeutlichung der in Abbildung 1 dargestellten Taxonomie sind in Tabelle 1 für die Grundformen des Schuldmanagements sowie für alle Typen von Rechenschaftsakt exemplarische Antworten zum soeben eingeführten Beispiel formuliert. An den Formulierungen für die Kategorien Ent-Schuldigung und Rechtfertigung wird erkennbar, dass sich dieselbe Ursache eines Verhaltens je nach (agency-bezogener) Darstellung für unterschiedliche Rechenschaftsakte in Dienst nehmen lässt.

Tab. 1: Beispielformulierungen für Grundformen kommunikativen Schuldmanagements und Typen von Rechenschaftsakt

Grundform/Typus	»Warum hast du das Telefon nicht abgenommen?«
Annullierung	A: Wir <i>haben</i> miteinander telefoniert!
Verweigerung	A: Da musst du Peter fragen.
Ent-Schuldigung	A: Ich war so müde, dass ich nicht mehr konnte.
Rechtfertigung	A: Ich wollte mich ausruhen.
Bekenntnis	A: Tut mir leid.
Vergleichung	A: Dafür lade ich dich morgen zum Essen ein.

Rechenschaftsakte als Gegenstand der Gesprächsanalyse

Auch in der gesprächslinguistischen und konversationsanalytischen Literatur werden *accounts* seit längerem untersucht. Dabei finden überwiegend solche Rechenschaftsakte Beachtung, die sich auf problematische Ereignisse *in Gesprächen* beziehen. Gesprächsanalytiker haben mit dieser Perspektive u. A. erforscht, wie Sprecher Rechenschaft darüber ablegen, wenn sie im Verlauf eines Gesprächs eine Einladung ausschlagen (Davidson, 1984; Drew, 1984; Pomerantz, 1984), die Erfüllung einer Bitte verweigern (Heritage, 1988; Morris, White & Iltis, 1994), ein Verhandlungsangebot ablehnen (Firth, 1995) oder einen zunächst zurückgewiesenen Vorschlag reformulieren (Houtkoop-Steenstra, 1990). Gemeinsam ist diesen Studien, dass sie *accounting* als Bestandteil der Organisation dispräferierter Sprechakte beleuchten (Pomerantz, 1984), und zwar in der Regel innerhalb von Paarsequenzen (vgl. oben). Ein Beispiel aus einer Publikation von Morris und Kollegen (1994) veranschaulicht das:

#2 Telefonat (Morris et al., 1994, S. 127)

M: Mutter; D: Tochter

- 1 M: ls:o do you wanna go to u::h (0.8) Llano with us tomorrow
- 2 afteroo:[n]
- 3 D: [n]o: mother i ca:n't (.) i've got- u:h i'm meeting a
- 4 gir:l at two: and we've got to um (1.2) study.
- 5 M: yeah. (.) okay.
- 6 D: so: there's no way I can go::

In dem Telefonat macht die Mutter ihrer Tochter einen Vorschlag in Form einer Frage (Z. 1–2). Dieser erste Teil der Paarsequenz lässt erwarten, dass darauf der

zweite Teil folgt, und zwar entweder in der präferierten Gestalt (Annahme des Vorschlags) oder in der dispräferierten (Ablehnung). Die Tochter wählt die dispräferierte Variante, indem sie den Vorschlag ablehnt (Z. 3). Auffällig ist nun, dass sie den Vorschlag nicht nur ablehnt, sondern diese Ablehnung zusätzlich begründet, ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Das tut sie bereits andeutungsweise mit der Formulierung *i can't*, die die von der Mutter gestellte Frage (*do you want to go?*) nämlich nicht nur beantwortet, sondern die Antwort gleich als ein Nicht-wollen-Können expliziert. Und sie tut es sodann ausführlich durch Nennung des Verhinderungsgrundes in den Zeilen 3–4. Die Mutter bewertet (Phase 4 einer Rechenschaftsepisode) den *account* der Tochter zwischendurch (Z. 5), wobei die fallende Intonation hinter *yeah* und *okay* sowie die kurze Pause zwischen diesen beiden Äußerungen auf eine Differenz zwischen dem wörtlich Gesagten (Annahme des Rechenschaftsakts) und dem hintergründig Lauernden (Problematisierung des Rechenschaftsakts) verweisen könnte.

Die Sprecherin legt über ihre dispräferierte Handlung unaufgefordert Rechenschaft ab, und zwar noch während des Vollzugs der dispräferierten Handlung: dieses Muster ist für Situationen dieser Art typisch, wie gesprächsanalytische Studien gezeigt haben. Und dabei vertreten einige von ihnen sogar die Ansicht, dass solche *konversationellen Rechenschaftsakte*, wie man sie nennen mag, so etwas wie eine präferierte Handlung *in* der dispräferierten Handlung darstellen, deren Unterlassung ihrerseits wieder begründet werden müsste, wenn man keine Irritation riskieren will (vgl. Heritage, 1988, S. 135). Wenn ich eine Einladung ablehne, ohne das zu begründen, muss ich wenigstens begründen, warum ich es nicht begründe.

In einer Synthese gesprächsanalytischer Arbeiten haben Morris und Kollegen (1994) den Versuch unternommen, die typischen Eigenschaften von konversationellen Rechenschaftsakten genauer zu beschreiben. Dabei stellen sie fest, dass Sprecher mit ihren *accounts* üblicherweise nicht nur eine Abweichung von präferiertem Verhalten erklären, sondern den Hörer zugleich ihrer grundsätzlichen Anerkennung der Präferenz versichern.

Eine wichtige Leistung dieses gesprächsanalytischen Zugangs zu Phänomenen des Rechenschaftsablegens besteht zweifellos darin, dass er ein zentrales Postulat der soziologischen Account-Theorie empirisch untermauert. Scott und Lyman (1968) hatten ja angenommen, dass Rechenschaftsakte als kommunikative Praxis gewissermaßen das Nähzeug sind, das die Verhaltensweisen von Individuen und die daran angelegten sozialen Erwartungen zusammenflickt, wenn sie auseinanderzufallen drohen. Durch einen Rechenschaftsakt gibt der Produzent zu verstehen, dass er sich nicht aus der Gemeinschaft, die sich durch geteilte Erwartungen konstitu-

iert, verabschiedet hat. Im Gegenteil: Er bedauert sein einmaliges Abweichen von den Erwartungen, kann es erklären – oder im besten Fall sogar ausweisen, dass er gar nicht abweichend, sondern erwartungskonform gehandelt hat. In den Worten Heritages (1988): Regeln sozialer Interaktion »are maintained by the provision of accounts which ›explain away‹ instances of noncompliance in ways that, by their very provision, sustain the presuppositional status of the rules« (ebd., S. 140; zit. nach Morris et al., 1994, S. 129). Konversationelle Rechenschaftsakte des skizzierten Typs liefern dafür höchst passende Belege. Was sie buchstäblich wegerklären, ist der Verdacht, die bisher anerkannten Regeln bezüglich des zu präferierenden Verhaltens gälten nicht mehr.

Morris und Kollegen (1994) versuchen in ihrem Aufsatz, die Gültigkeit ihrer strukturellen Beschreibung konversationeller Accounts auch für solche Rechenschaftsakte aufzuzeigen, die sich auf problematisierte Ereignisse außerhalb der aktuellen Interaktion, jenseits des laufenden Gesprächs beziehen. Das gelingt ihnen teilweise noch dort, wo die Problematisierungsanlässe in der Vergangenheit eng an das Beispiel konversationeller Paarsequenzen (eine Bitte wurde nicht erfüllt, ein Auftrag nicht ausgeführt) angelehnt sind. Bei der gedanklichen Übertragung auf weitere Arten von Rechenschaftsepisoden werden aber die Grenzen des Versuchs erkennbar. Rechenschaftsakte dienen oft, aber nicht immer der Wiedereingliederung der sich verantwortenden Person in den Kreis derer, die die alten Regeln grundsätzlich gutheißen; sie können auch darauf zielen, den Produzenten der Problematisierung zu einem Umdenken, einer Horizonterweiterung zu bewegen. Man denke an einen jungen Mann, der vor seinem Vater darüber Rechenschaft ablegt, warum er nicht dessen Textilgeschäft übernimmt, sondern nach Zürich zieht, um dort in der Kunstszene sich selbst zu finden. Vom Wert der Selbstfindung, auf den der junge Mann sich beruft, hat der Vater vielleicht noch nie gehört. Und doch liefert der Sohn einen Account. Hier zielt also die Praxis des Rechenschaftablegens auf eine Erweiterung der bisherigen Verständigungsbasis. Es wäre eine verengende Auffassung dieser Praxis, wenn man ihr *einzig* die Funktion zuschriebe, die Verhaltenstendenzen von Individuen mit sozialen Erwartungen zu versöhnen (zu diesem Aspekt vgl. Kohler, 2012).

Bewertung von Rechenschaftsakten

Einmal unter Schuldverdacht geraten, bemühen Menschen sich meist – nicht immer – um eine der Situation und den Adressaten angemessene Form der Verant-

wortung. Im Fall gelingender Situations- und Adressatengerechtigkeit wird das oft dazu führen, dass dem Rechenschaftsakt Erfolg beschieden ist: dass er von den Adressaten gutgeheißen, gewürdigt wird. Unter welchen Bedingungen aber geschieht das? Welche Rechenschaftsakte haben unter welchen Umständen Erfolg, welche werden zurückgewiesen? In den empirischen Analysen der Dissertation sind diese Fragen teilweise erörtert worden. So wurden in den ersten Sequenzen des Fernsehinterviews mit Eliot Spitzer die Vorbehalte der Moderatoren gegen Spitzers deklarative Verurteilung der eigenen Verfehlungen deutlich; umgekehrt schien in der Art und Weise, wie die Moderatorin das Gespräch zügig, mit emphatischem Dank und hörbarer Emotionalität in der Stimme beendigte, eine Würdigung des vorangegangenen Gefühlsausdrucks auf. Auch die Interviewerin in den Auszügen aus den Manuskripten 1 und 3 bewertet die Darstellungen ihres Gegenübers kontinuierlich: der Erzählung von der Tötung der Katze verleiht sie stimmlich und verbal den Charakter des Traurigen und lässt damit die vom Sprecher etablierte Unterscheidung zwischen seinem verantwortungsbereiten Ich im Hier-und-Jetzt und einem unschuldig schuldig werdenden Ich im Dort-und-Damals gelten; an anderer Stelle bewertet sie weniger wohlwollend und hinterfragt den Versuch des Sprechers, seine pädosexuellen Handlungen durch den Hinweis auf die Initiative der Kinder zu entschuldigen.

Blumstein und Kollegen (1974) legten ihren Probandinnen und Probanden Vignetten vor, in denen jeweils ein problematisches Verhalten durch Akteur A, eine Problematisierung durch Akteur B sowie ein darauf folgender Rechenschaftsakt von Akteur A beschrieben waren. Das problematische Verhalten wie auch den Typ des Rechenschaftsakts variierten die Forscher systematisch. Die Probanden sollten unter Anderem beurteilen, ob Akteur B den Rechenschaftsakt in der Kommunikation mit B gutheißen würde und für wie glaubwürdig er ihn halten würde; die Glaubwürdigkeit sollten sie auch aus eigener Perspektive einschätzen. Der zentrale Befund der Studie lautete, dass alle genannten Variablen (kommunikative Würdigung des Accounts, Glaubwürdigkeit aus der Perspektive von Akteur B und Proband/in) durch den Typ des Rechenschaftsakts stark beeinflusst waren, nicht aber durch die Art des problematischen Verhaltens. Der Typ des Rechenschaftsakts beeinflusste darüber hinaus auch das Ausmaß, in dem die Probandinnen und Probanden Akteur A als Verursacher für das problematische Ereignis ansahen, für wie reumütig sie ihn hielten und wie sie die Chancen einer Verhaltensänderung in der Zukunft beurteilten. All das war wiederum unabhängig von der Art des Fehlverhaltens. Aus diesen Daten zogen Blumstein und Kollegen den weitreichenden Schluss, dass es für die soziale Bewertung eines sozialen Verstoßes nicht so sehr

darauf ankomme, was man getan hat, sondern darauf, wie man darüber spricht: »It cannot be overstated that people respond to our symbolic restructuring of our deeds, much more than to the deeds themselves« (Blumstein et al., 1974, S. 565).

Blumstein und Kollegen verwenden in ihrer Datenanalyse allerdings keine Taxonomie von Rechenschaftsakten, die dem in dieser Synopse aufgearbeiteten Modell entspricht, es geht also beispielsweise nicht daraus hervor, ob ent-schuldigende oder rechtfertigende Akte häufiger gutgeheißen wurden. Immerhin stellen die Forscher fest, dass Accounts eher Erfolg haben, wenn sie für glaubwürdig gehalten werden und wenn sie erkennen lassen, dass der Täter Reue (engl. *penitence*) über die Tat zeigt.

McLaughlin, Cody und O'Hair (1983; auch Cody & McLaughlin, 1985) formulieren rund ein Jahrzehnt später genauere Hypothesen zum Zusammenhang zwischen dem Typus eines Rechenschaftsakts und dessen sozialer Bewertung. Im Rückgriff auf das Konzept des *face-work* von Goffman (1967, 1971) und deren Erweiterung durch Brown und Levinson (1987) gehen sie davon aus, dass Rechenschaftsakte stets auf eine doppelte »Gesichtsbedrohung« bezogen sind: Sie müssen die durch den Verstoß bedrohte soziale Identität des Täters schützen und dabei zugleich die bedrohte soziale Identität des Opfers sichern. Nach diesem zweiten Gesichtspunkt nehmen die Autoren eine Klassifikation der Rechenschaftstypen vor. Sie unterscheiden zwischen abschwächenden (engl. *mitigating*) und verschärfenden (engl. *aggravating*) Rechenschaftsakten. Abschwächende Akte mindern die vom Verstoß ausgehende Bedrohung für die soziale Identität des Opfers, verschärfende erhöhen sie zusätzlich. Zu den abschwächenden Akten zählen McLaughlin und Kollegen (1983) Eingeständnisse und Ent-Schuldigungen, weil beide Typen die soziale Wertung des Verstoßes bestehen ließen. Rechtfertigungen und Verweigerungen betrachten sie als verschärfende Akte, weil sie die Verurteilung explizit oder implizit relativierten und die Konfrontation mit dem Gegenüber dadurch noch verstärkten. In der Konsequenz nehmen die Autoren an, dass Ent-Schuldigungen und insbesondere Eingeständnisse sozial eher gutgeheißen werden als Rechtfertigungen und insbesondere Verweigerungen (ebd., S. 212).

Die empirische Literatur liefert dafür einige Belege, die in Manuskript 4 teilweise bereits zitiert wurden. Indizien für eine »soziale Überlegenheit« von abschwächenden gegenüber verschärfenden Rechenschaftsakten im skizzierten Sinn fanden sich bei McLaughlin und Kollegen (1983) und bei Ohbuchi und Sato (1994). Eine umfangreiche Forschungsliteratur hat in Form eines indirekten Belegs zudem wiederholt die beziehungsfördernde, gesichtswahrende Funktion von Entschuldigungen

gen bestätigt (z. B. Barnlund & Yoshioka, 1990; Sitkin & Bies, 1993; Holmes, 1993; Holtgraves, 1989; Itoi, Ohbuchi & Fukuno, 1996).

Indes: Gegen eine Verallgemeinerung dieser Befunde wie auch gegen die zitierte Schlussfolgerung von Blumstein und Kollegen (1974) lassen sich die Beobachtungen aus öffentlichen Schuldbekennnissen ins Feld führen, die in Manuskript 4 beschrieben worden sind. In den meisten Untersuchungen zur Thematik handelt es sich bei den problematisierten Ereignissen, die zum Gegenstand von Rechenschaftsakten werden, um Verstöße mit eher geringfügigen Konsequenzen, um vergleichsweise harmloses Handeln oder Sein wider die soziale Erwartung (z. B. ein verspätetes Erscheinen bei der Arbeit, ein versäumtes Basketballtraining, eine Schwäche für Seifenopern). Wenn der Grad der sozialen Ächtung des Verhaltens auf konstantem Niveau gehalten wird, dann ist es nicht verwunderlich, dass die Forschung keinen erheblichen Einfluss der genauen Art dieses Verhaltens auf dessen soziale Bewertung registriert. Bei harmlosen Vergehen kann man sich leicht vorstellen, dass Entschuldigungen und einfache Eingeständnisse in Form von Entschuldigungen die Sache in der Regel komplikationslos erledigen werden. Bei gravierenden Verstößen gegen soziale Regeln wird die Vertrauenswürdigkeit des Missetäters aber generell verdächtig. Hier muss er erheblichere Anstrengungen leisten, damit ihm Pardon gegeben und *wieder vertraut werden kann*.¹³

Eine Bestätigung dieser Befunde aus Manuskript 4 findet sich bei Dunn und Cody (2000). Die beiden Autoren untersuchten (wiederum mit einem Vignettenexperiment) die soziale Bewertung von Rechenschaftsakten bei Verdacht auf sexuelle

¹³ Der Begriff der Vertrauenswürdigkeit stand im Mittelpunkt einiger Passagen von Manuskript 4 – er würde noch weit mehr Aufmerksamkeit verdienen. Vertrauenswürdigkeit lässt sich als etwas verstehen, was Personen im Hinblick auf *bestimmte* Tätigkeiten oder Kompetenzen zugesprochen wird, die ihnen anvertraut, mit denen sie betraut werden: In diesem Sinn können Menschen im einen Punkt vertrauenswürdig sein und im anderen nicht, und bei der Klärung der Vertrauenswürdigkeit in der Auseinandersetzung mit einer schuldbeckennenden Person wäre sehr genau zu bedenken, worauf genau man bei ihr wieder vertrauen soll. Aber das ist nicht das Verständnis von Vertrauenswürdigkeit, das den Beobachtungen und Folgerungen in Manuskript 4 und in dieser Synopse zugrunde liegt. Vertrauenswürdig im hier gemeinten Sinn ist eine Person in der Zuschreibung ihrer Mitmenschen dann, wenn man sich grundsätzlich, d. h. gerade ohne Ansehen der jeweiligen Umstände, darauf verlassen kann, dass das, was sie nach außen darstellt, ihrem Inneren entspricht, und dass sie diesem Inneren entsprechend handeln wird, wenn es darauf ankommt. Vertrauenswürdigkeit in diesem Sinn ist unteilbar; sie kommt einer Person entweder zu oder nicht zu (obgleich es sehr wohl zweifelhaft sein kann, ob sie ihr zukommt). Diese Unteilbarkeit ist vermutlich der Grund dafür, warum es Personen des öffentlichen Lebens nicht gelingt, eine Unterscheidung zwischen »Privatem« und »Öffentlichem« zu erwirken, so sehr sie nach privaten Verfehlungen in der Regel darauf pochen.

Belästigung. Sie vermuten bei der Formulierung ihrer Hypothesen, dass sich bei einer stark verpönten Verfehlung das üblicherweise angenommene Verhältnis umkehre. Ent-Schuldigungen, so die Annahme der Autoren, sind dort ein wirksames Mittel, wo die Adressaten davon ausgehen können, dass der Akteur das Fehlverhalten ausnahmsweise gezeigt hat und dass es zufällig oder zumindest unabsichtlich entstand. Bei einem schwerwiegenden Verstoß wie sexueller Belästigung wirken sie hingegen doppelt belastend, weil der Sprecher damit das Verhalten zugibt und zugleich den Eindruck hervorruft, sich herausreden zu wollen. Rechtfertigungen sind in solchen Fällen funktionaler, weil sie das Potenzial bergen, den Blick der Adressaten auf Verhalten und Akteur in positiver Richtung zu korrigieren. Genau so zeigte es sich in den Daten der Forscher: Den glaubwürdigsten Eindruck machten die Schuldverdächtigen, wenn sie einräumten, das Verhalten tatsächlich gezeigt zu haben (nämlich eine Arbeitskollegin an den Händen gestreichelt zu haben), das aber darauf zurückführte, dass sie selbst ihre Kollegin und diese sie missverstanden habe. Wesentlich unglaubwürdiger wirkten Männer, die das Verhalten abstritten oder es entschuldigten (z. B. mit männlicher Triebgesteuertheit in Gegenwart von Frauen).

Insgesamt liefert die Forschungsliteratur bisher keine eindeutigen Befunde zur Erfolgswahrscheinlichkeit unterschiedlicher Rechenschaftakte unter spezifizierten Bedingungen. Als Tendenz lässt sich immerhin erkennen, dass Akteure ein für sie untypisches, ihnen nur selten unterlaufendes, unabsichtliches und in seinen Konsequenzen geringfügiges Fehlverhalten mit dem Eingeständnis der eigenen Verantwortung und einer Entschuldigung erledigen können. Unübersichtlicher wird das Bild, wo es um Verstöße geht, die für den Akteur typisch sind, eine verhaltenskongruente Absicht erkennen lassen oder in ihren Folgen schwerwiegend sind. Eine andere Frage im Zusammenhang der Bewertung von Rechenschaftsaktten bezieht sich darauf, *wie* Menschen solche Bewertungen kommunikativ vermitteln. Hierzu finden sich in den Datenanalysen dieser Dissertation sowie in weiteren, gesprächsanalytischen Studien zu Rechenschaftsaktten einige Hinweise. Systematische Übersichten scheinen indes mit Ausnahme einer älteren Arbeit von McLaughlin und Kollegen (1983) bisher nicht vorzuliegen. In der besagten Studie werden vier Kategorien von Bewertungsformen beschrieben, die die Autoren aus experimentell arrangierten Gesprächen unter Studierenden gewinnen: (1) Würdigung des Rechenschaftsakts, (2) Rückzug der Problematisierung, (3) Zurückweisung des Rechenschaftsakts und Erneuerung der Problematisierung sowie (4) Fallenlassen der Problematisierung und Themenwechsel (ebd., S. 112). Alle diese Kategorien lassen sich performativ jeweils auf mehrere Weisen verwirklichen: Würdigungen

beispielsweise kommen vor als ausdrückliche Anerkennung, als zustimmendes Gelächter oder auch als »spiegelnde« Zusammenfassung des Rechenschaftsakts. Mit diesen Befunden zum letzten Segment in Schönbachs (1980) Bauplan einer Rechenschaftsepisode endet der zweite Teil dieser Synopse. Die voranstehenden Absätze haben ein allgemeines Modell von Rechenschaftsepisoden und eine genauere Klassifizierung insbesondere von Rechenschaftsakten ergeben, in denen sich rückblickend Befunde und Beobachtungen aus den Einzelarbeiten besser verorten ließen. Im letzten Teil wird nun das eingangs skizzierte Anliegen der gesamten Dissertation, nämlich an der kommunikativen Praxis der Verantwortung beispielhaft die Verschränkung von Psyche, Sprache und sozialer Interaktion aufzuarbeiten, noch einmal aufgegriffen. Die Darstellung konzentriert sich zunächst auf den Zusammenhang zwischen kommunikativem Schuldmanagement und Schuldgefühlen als, wie es heißen wird, psychologischer Realität.

Teil 3:

Subjektive Schuld und kommunikatives Schuldmanagement

In seinem 1955 erschienenen Aufsatz »On Face-Work. An Analysis of Ritual Elements in Social Interaction« entwickelt Erving Goffman (1967) eine Metapher zur Beschreibung und Interpretation sozialer Interaktionen, die auf die soziologische Forschung und Theorie starken Einfluss hatte und noch immer hat. Auch in den Einzelarbeiten und den voranstehenden Teilen der Synopse hat sie sich bereits unauffällig niedergeschlagen: so war verschiedentlich vom *gesichtsbedrohenden* Charakter bestimmter Rechenschaftsakte die Rede. Goffman lehnt sich bei der Entwicklung seines Konzepts an eine Metapher an, die wohl aus dem Chinesischen stammt und im Englischen wie im Deutschen gebräuchlich ist: Wenn Menschen sozial miteinander interagieren (nicht nur, aber auch und gerade in der persönlichen Begegnung vis-à-vis), dann arbeiten sie in aller Regel daran, *das Gesicht zu wahren*. Als Gesicht versteht Goffman wörtlich »the positive social value a person effectively claims for himself by the line others assume he has taken during a particular contact« (Goffman, 1967, S. 5). Eine komplexe Formel: »Gesicht« ist ihr zufolge der positive soziale Wert, den eine Person erfolgreich für sich in Anspruch nimmt durch die Selbstdarstellung, die ihr im Verlauf einer bestimmten Interaktion von Anderen zugeschrieben wird. Für diese Selbstdarstellung gibt es in der Regel institutionalisierte Formen, die ihr bestimmte Attribute und Ausdrucksweisen zuordnen; insofern mag es präziser sein, statt von Selbstdarstellung von einer sozialen Rolle zu sprechen. Wir wahren unser Gesicht, wie Goffman postuliert, solange das Bild, das wir von uns präsentieren, mit den Informationen übereinstimmt, die unseren Interaktanten bei der Bildung ihres Urteils über uns verfügbar sind. Wir verlieren unser Gesicht, wenn unsere Interaktanten im Gegenteil anhand von Indizien darauf aufmerksam werden, dass wir nicht die sind, die wir zu sein beanspruchen – mit der Folge, dass auch das Verhältnis zwischen den Interaktanten und die Situation, in der sie zu sein dachten, nicht die sind, als die sie zuvor ausgegeben wurden.

Ein besonders wichtiges Moment in Goffmans Konzeption liegt darin, dass er Gesichtswahrung als durch und durch interaktiven, meist kooperativen Prozess beschreibt, in dem wir nicht nur unser eigenes Gesicht wahren, das heißt, auf die Darstellung und Anerkennung unseres eigenen sozialen Werts bedacht sind, sondern zugleich das Gesicht der Anderen:

Just as the member of any group is expected to have self-respect, so also he is expected to go to certain lengths to save the feelings and the face of others present, and he is expected to do this willingly and spontaneously because of emotional identification with the others and with their feelings. In consequence, he is disinclined to witness the defacement of others. (Goffman, 1967, S. 10)

Beides zusammen, die Handlungen zur Wahrung des eigenen Gesichts und diejenigen zur Wahrung des Gesichts der Anderen, beschreibt Goffman als *face-work*, als »Gesichtsarbeit«. Er unterscheidet zwischen defensiven und protektiven Techniken dieser Arbeit: defensive wahren das eigene Gesicht, protektive dasjenige des Anderen. Diese Techniken lassen sich wiederum zwei unterschiedlichen Prozessen zuordnen: Im Vermeidungsprozess gehen Menschen einem drohenden Gesichtsverlust aus dem Weg, indem sie sich etwa hüten, anderen Menschen überhaupt zu begegnen (defensiv), oder indem sie darauf verzichten, einen gesichtsbedrohenden Widerspruch im Verhalten eines Anderen wahrzunehmen (protektiv). Im korrektiven Prozess stellen sie nach einer eingetretenen Gesichtsbedrohung oder -verletzung das interaktive Gleichgewicht wieder her. Die Phasen, in die Goffman diesen korrektiven Prozess gegliedert sieht, ähneln denen einer Rechenschaftsepisode, wie sie im voranstehenden Teil dieser Synopse beschrieben worden sind.

Die Wahrung des Gesichts *aller* Anwesenden ist, wie Goffman annimmt, ein Anliegen, das die Interaktanten für gewöhnlich gemeinsam verfolgen, und diese kooperative Gesichtsarbeit stellt ein nahezu allgegenwärtiges Phänomen sozialer Interaktion dar: »almost all actions involving others are modified, prescriptively or prospectively, by considerations of face« (ebd., S. 13). Das heißt: Was wir in sozialen Interaktionen tun oder lassen, ist wesentlich durch die Rücksicht bestimmt, weder unsere eigene Selbstdarstellung noch diejenige unserer Interaktanten zu bedrohen. Gesichtsarbeit bildet dabei (üblicherweise) nicht das Ziel der Interaktion, sondern die Voraussetzung zielführender Interaktion. Wir betreiben, so die Annahme, Gesichtswahrung gleichsam unter der Hand, um den Hauptsachen der Interaktion ungestört nachgehen zu können. Gesichtsbedrohungen und -verluste stören diese Geschäfte, weil sie einen korrektiven Prozess erforderlich machen, der die Interaktion interimistisch vereinnahmt.

Für die Analyse der kommunikativen Regulation eines Schuldverdachts ist das Goffman'sche Konzept deshalb aufschlussreich, weil es unsere Aufmerksamkeit vom Schuldverdächtigten zu seinen Interaktanten hinlenkt. Und das in mehrfacher Hinsicht. Erstens lässt sich mit Goffman erahnen, dass Menschen durch ein »unangemessenes« Verhalten nicht lediglich den ihnen selbst unterstellten positiven sozialen Wert, das heißt, ihr eigenes Gesicht in Gefahr bringen, sondern zugleich

das ihrer Interaktanten. Um das an einem Beispiel zu verdeutlichen: Wenn ein Mann während eines Partygesprächs im Universitätsmilieu rassistisch ausfällig wird, dann bedroht er damit zunächst sein eigenes Gesicht, weil sein Verhalten die bis dahin stillschweigend wirksame Unterstellung aushöhlt, er gehöre zu derjenigen Gruppe von Menschen, die über rassistische Ausfälle moralisch sich erhoben haben. Sein Verhalten bedroht aber auch die Gesichter der Umstehenden, die er in die Situation manövriert, beweisen zu müssen, dass sie rassistische Ausfälle in ihrer Gegenwart auf eine angemessene Weise zu behandeln wissen. Unangemessenes Verhalten im Auftakt einer Rechenschaftsepisode ist in solchem Sinn gesichtsbedrohend nach allen Seiten und löst auf allen Seiten korrigierende Handlungen aus.

Goffmans Arbeit lenkt unsere Aufmerksamkeit zweitens insofern auf die Interaktanten der schuldverdächtigten Person, als sie daran mahnt, Rechenschaftsakte nicht als die Sorge und Obliegenheit eines Einzelnen anzusehen, dessen kommunikatives Handeln von den Umstehenden lediglich passiv rezipiert und (in einem separaten Akt) beurteilt wird, wie es die sequenzielle Darstellung von Rechenschaftsepisoden tendenziell nahelegt. Sondern: Da der korrektive Prozess in aller Regel ein kooperativer Prozess ist, muss man mit Handlungen der Interaktanten rechnen, die den Adressaten des Verdachts in dessen Rechenschaftsakt unterstützen. Dem Gesichtsverlust des Einzelnen arbeiten – so der mutmaßliche Regelfall – *alle* entgegen. Dabei orientieren sie sich an den lokal geltenden Regeln eines korrektiven Rituals, das beschreibt, wie bestimmte Rechenschaftsakte oder eben »Opferungen« an die geltende Ordnung auszusehen haben, damit sie – ohne Gesichtsverlust für die Adressaten – Anerkennung finden.

Aus Goffmans (1967) Studie über *face-work* lassen sich auf indirektem Weg Hypothesen über die Funktion von Gefühlen in Rechenschaftsepisoden herleiten. Goffman verwendet an mehreren Stellen seines Beitrags den Begriff *feeling*, um zu beschreiben, was uns defensiv wie protektiv zur Gesichtsarbeit motiviert:

A person will also have feelings about the face sustained for the other participants, and while these feelings may differ in quantity and direction from those he has for his own face, they constitute an involvement in the face of others that is as immediate and spontaneous as the involvement he has in his own face. (Goffman, 1967, S. 6)

Man mag sich die hier angesprochenen Empfindungen in metaphorischer Analogie denken zu sensorischen Wahrnehmungen, mit denen wir Berührungen der Gesichtshaut registrieren. Diese Empfindungen »melden« uns, wenn in sozialen Interaktionen etwas Gesichtsbedrohendes vor sich geht, und veranlassen uns so zu

wachsamer Vermeidung oder korrektiven Eingriffen. Die Ausbildung dieser Empfindsamkeit wird dann erahnbar als Voraussetzung sozialer Interaktionskompetenz: Nur wer über die Fähigkeit verfügt, soziale Gesichter zu »empfinden«, meistert Selbstdarstellung und bewährt sich als taktvoller Interaktionspartner. Neben *feelings* berücksichtigt Goffman (1967) an einer anderen Stelle seines Aufsatzes auch den Begriff *emotion*. Der Ausdruck von Emotionen, so seine These, spielt eine Rolle beim Vollzug korrektiver Rituale:

It is plain that emotions play a part in these cycles of response, as when anguish is expressed because of what one has done to another's face, or anger because of what has been done to one's own. I want to stress that these emotions function as moves, and fit so precisely into the logic of the ritual game that it would seem difficult to understand them without it. (ebd., S. 23)

Goffman begreift also das Verhältnis zwischen Emotionen und sozialen Ritualen nicht nur als ein instrumentelles: Er meint nicht lediglich, dass wir den Ausdruck von Emotionen an geeigneter Stelle eines sozialen Rencontres aus der intrapsychischen Versenkung heraus erwecken, damit dieser Ausdruck in der sozialen Arena seinen Dienst tue. Er scheint vielmehr sagen zu wollen, dass Emotionen erst aus der »Logik des rituellen Spiels« hervorgehen.

Schuldgefühle und ihr Ausdruck

Dem von Goffman thematisierten Zusammenhang zwischen der »Realität« einer Emotion und ihrer interaktiven »Ritualisierung« soll im Folgenden nachgegangen werden, und zwar am Beispiel des Schuldgefühls. Die Rede von »Realität« setzt voraus, dass wir Schuldgefühle in Wahrheit haben können oder nicht haben können, dass ein Schuldgefühl *ausdrücken* und ein Schuldgefühl *haben* nicht dasselbe ist. Nicht ohne weiteres verständlich wird dabei, was man mit *Schuldgefühle haben* meint. Oder anders: welcher besondere Aspekt der Emotion darüber entscheidet, ob man die Emotion nun hat oder nicht hat. Der Begriff der Emotion wird in der Psychologie üblicherweise in unterschiedliche Aspekte gegliedert. Geläufig ist die Unterscheidung zwischen den folgenden Aspekten (vgl. Scherer, 2005): kognitiven (Situationsdeutung), motivationalen (Handlungsbereitschaft), physiologischen (körperliche Veränderungen), kommunikativen (Emotionsausdruck) und introspektiv-erlebensbezogenen (das Sich-Anfühlen der Emotion). Welcher dieser Aspekte entscheidet nun über die Echtheit eines Schuldgefühls? Mit alltagspsycholo-

gischer Intuition würde mancher wohl sagen: Echt schuldig fühle man sich, wenn man es eben *fühle*, wenn der introspektive, der Erlebensaspekt der Emotion erfüllt sei. Doch das ist kein zwingender Gedanke – bestimmt nicht aus psychoanalytischer Perspektive, die für Gefühle ja immer schon die Möglichkeit der Unbewusstheit behauptet hat, und auch nicht aus der psychologischen, in der es keineswegs als abwegig erscheint, dass mehrere Aspekte einer Emotion erfüllt sein können, ohne dass der introspektive Aspekt hinzutritt. Ein naturwissenschaftlicher Ansatz liefe wohl darauf hinaus, körperliche Veränderungen, insbesondere neuronale Prozesse im Gehirn, als Echtheitskriterium zu postulieren. Aber erstens ist die Neurowissenschaft heute noch nicht so weit, bestimmten Emotionen eindeutig bestimmte neuronale Substrate zuzuordnen, so dass wir auf den neuropsychologischen Lackmустest der Emotionsechtheit wohl noch eine Weile warten müssten; und zweitens kann man sich leicht denken, dass in Zukunft wiederum unterschiedliche neuronale Prozesse mit unterschiedlichen Aspekten der Emotion in Verbindung gebracht werden, so dass sich abermals die Frage erheben wird, welchen Aspekt einer Emotion man nun für den zentralen, den echtheitskonstituierenden ansehen soll.

Kurz: Es fehlt an einem leicht greifbaren Echtheitskriterium. Daraus kann man die Konsequenz ziehen, die Frage der Echtheit fürs erste auf sich beruhen zu lassen und stattdessen diejenige nach dem Zusammenhang zwischen der Realität von Schuldgefühlen und ihrem Ausdruck zu differenzieren. Relevante Fragen lauten dann beispielsweise: Wie hängt die kognitive Dimension des Schuldgefühls (z. B. die Einsicht in das Unrecht des eigenen Verhaltens) mit Formen des Ausdrucks zusammen? Oder wie hängt dieser Ausdruck zusammen mit dem introspektiven Erlebnis eines Schuldgefühls, mit körperlichen Veränderungen, mit der Handlungsorientierung? Theoretisch lassen sich pauschale Antworten auf diese Fragen erwägen:

- Man kann die übrigen Dimensionen des Schuldgefühls als Voraussetzungen des Ausdrucks betrachten: Ob und in welcher Form wir ein Schuldgefühl ausdrücken, hängt in dieser Perspektive davon ab, ob wir schuldbewusst sind, uns schuldig fühlen, von einem Gefühl der Schuld zu Handlungen motiviert werden, körperlich davon affiziert sind und so weiter.
- Man kann im Gegenteil den Ausdruck von Schuldgefühlen als Voraussetzungen der anderen Aspekte ansehen: Ob und in welchem Ausmaß wir schuldbewusst sind, uns schuldig fühlen, von einem Schuldgefühl zu Handlungen motiviert werden oder körperlich davon affiziert sind, ergibt sich in dieser

Perspektive erst daraus, in welchem Ausmaß wir unser Schuldgefühl *zeigen*, wie wir schuldbezogen kommunizieren.

Diese beiden Perspektiven lassen sich theoretisch kombinieren, beispielsweise dem Muster folgend, das nach den Arbeiten von William James (1884) und Carl Lange (1887/2013) als James-Lange-Theorie bekannt ist: Danach könnten Schuldgefühle so entstehen, dass andere Menschen uns gegenüber einen Schuldvorwurf erheben, wir daraufhin physiologisch in Erregung versetzt werden und diese Erregung nun aus der Deutung der sozialen Situation heraus auf eine Schuld attribuieren, was erst das *Gefühl* der Schuld in uns erzeugt.

Neben dieser oder weiteren Kombinationen der genannten Thesen ist freilich noch eine ganz andere Möglichkeit erwägenswert, diejenige nämlich, dass der Ausdruck von Schuldgefühlen und die übrigen Dimensionen der Emotion nichts miteinander zu tun haben. Das würde bedeuten, dass es bei der schuldbezogenen Kommunikation nur darauf ankäme, gewisse kulturelle oder eben rituelle Regeln der Darstellung, gewisse *display rules* zu befolgen, und dass die entsprechende Darstellungskompetenz von kognitiven, physiologischen, motivationalen oder introspektiven Aspekten des Schuldgefühls unabhängig wäre.

In einem Aufsatz von Heritage (2005) finden sich analoge Erwägungen im Bezug auf ein (scheinbar) viel schlichteres Phänomen: den Gebrauch der Interjektion *Oh* im Englischen. Heritage zeigt, dass die in Gesprächen sehr häufig verwendete Interjektion *Oh* verstanden werden kann als Signal einer Zustandsveränderung (vgl. Heritage, 1984). Indem englische Sprecher in Gesprächen *Oh* sagen, zeigen sie an, dass das aktuelle Gesprächsereignis, z. B. die soeben aufgenommene Information, eine Veränderung in ihnen bewirkt, beispielsweise einen Wechsel der Aufmerksamkeitsrichtung, das Auftauchen einer Erinnerung oder Ähnliches. Heritage fragt sich nun, ob solche Signale einer Zustandsveränderung simultan mit einer Veränderung des kognitiven oder neuronalen Zustands einhergehen, ob das Signal also an die Realität des Signalisierten gebunden ist:

As noted earlier, it might be possible to think of *oh* as directly tied to the experience (and the neuropsychology) of undergoing a 'change of cognitive state', such that the utterance of 'oh' indexes the arrival of such a state as its outward marker. Perhaps *oh* and 'ouch' and other similar response cries – 'signs meant to be taken to index directly the state of the transmitter' (Goffman, 1981, p. 116) – have a direct psychological reality. (Heritage, 2005, S. 201)

Seine Antwort lautet, dass das in manchen Fällen tatsächlich so sein mag; öfter wohl allerdings werde das Signal im Rückgriff auf symbolische Konventionalisierungen nur dazu *eingesetzt*, Zustandsveränderungen anzuzeigen, weil das für die Abwicklung der jeweiligen Interaktion hilfreich ist – ein Umstand, den er etwa daraus abliest, dass nicht jede Zustandsveränderung auch signalisiert wird und dass dies vorwiegend dann getan wird, wenn es die Organisation des Gesprächs (beispielsweise durch die Gelegenheit eines Sprecherwechsels) nahelegt. Wichtiger noch im vorliegenden Zusammenhang ist Heritages Bemerkung, dass die Interjektion *Oh* ein äußerst kurzes Ereignis, »a point event« darstelle, während Zustandsveränderungen Prozesse seien, die entstehen und sich konsolidieren müssten (ebd., S. 202). Dabei mag, so Heritage, die Interjektion in einem früheren phylogenetischen Stadium der Sprachentwicklung durchaus eng an die »psychologische Realität« von Zustandsveränderungen geknüpft gewesen sein, aber die zunehmende Verfeinerung unserer kommunikativen Fähigkeiten hat zwischen dieser Realität und ihrer Signalisierung eine Zone der Freiheit geschaffen:

[...] communication processes which can be plausibly conceived to have a relatively primitive psychological substrate have undergone a level of conventionalization and domestication that permits their ›semantic‹ deployment. The result is enhanced human capacity to regulate experiential and informational territories that are substantially more distant, and sophisticated, than the simple exclamations with which we began. (Heritage, 2005, S. 202).

Mit anderen Worten: Zustandsveränderungen sind zwar etwas Reales, das sich in Menschen tatsächlich ereignet, aber die kommunikative Vermittlung eines solchen Ereignisses ist nicht jedes Mal zwingend an das Ereignis gebunden, es kann zeitlich verschoben auftreten oder auch nur zu interaktiven Zwecken simuliert werden.

Es erscheint nicht abwegig, zumindest einmal den Versuch zu unternehmen, den von Heritage beschriebenen Gedanken auf die komplexe Emotion des Schuldgefühls zu übertragen. Auch hier mag man vermuten, dass der Ausdruck eines Schuldgefühls mit affektiv-erlebensbezogenen, kognitiven, motivationalen und physiologischen Aspekten der Emotion einhergehen bzw. daraus hervorgehen kann. Aber es gibt auch hier wichtige Erwägungen, die uns eine solche Kongruenz oder Simultanität nicht als Regelfall annehmen lassen.

Das hat erstens wiederum mit dem Kriterium der Zeitlichkeit zu tun. Schuldgefühle sind, wenn man Demmerlings und Landweers (2007) Beschreibung folgen darf, gerade durch ihre zeitliche Ausdehnung bei vergleichsweise geringer Intensität

gekennzeichnet, Schuldgefühle überfluten nicht und ebbten dann wieder ab, wie es beispielsweise die Scham tut, sondern sie ziehen sich hin, sie »nagen« (ebd., S. 238) oder, wenn man den geläufigen Ausdruck Gewissensbiss in Betracht ziehen will, sie »beißen«. Dagegen verlangt nun aber der Emotionsausdruck in sozialer Interaktion nach Sammlung, nach geballter Ladung. Wer Schuld bekennt und die Authentizität dieses Bekenntnisses zeigen will, hat das Problem, eine zeitlich ausgedehnte Emotion, deren subjektives Erlebnis bald kommt, bald geht, und kaum je überwältigt, gleichsam auf einen Punkt zu versammeln, an dem er sie glaubhaft *vorweisen* kann.

Durch welche Ausdrucksformen jenseits verbaler Rechenschaftsakte ist das möglich? In Manuskript 4 wurden einige performative Mittel des Vorweisens von Schuldgefühlen herausgearbeitet, die sich in die Aspekte paraverbal, interaktiv und mimisch sortieren lassen. Paraverbal handelt es sich um Beeinträchtigungen der Wortflüssigkeit in verschiedenen Hinsichten, beispielsweise der Häufung von Wortwiederholungen, Satzabbrüchen, Dehnlauten und Verzögerungssignalen oder einer als traurig hörbar werdenden Intonation. Interaktiv ist der Ausweis von Schuldgefühlen durch eine gewisse Submissivität gekennzeichnet, die sich darin äußert, dass sich der Sprecher oder die Sprecherin kaum anmaßt, das Rederecht sich selbst zuweisen, und auf die Äußerungen der Interaktanten mit einer auffälligen Häufung von Hörersignalen reagiert, die mehr sind als bloße *continuers* im üblichen Sinn, sondern nachgerade Signale der Anerkennung. Die Untersuchung mimischer Ausdrucksformen von Schuldgefühlen war nicht Gegenstand von Manuskript 4, aber ein besonders auffälliges Signal wurde im Fall des Politikers Spitzer exemplarisch erkennbar, nämlich Weinen oder genauer: *mit Tränen ringen*.

In dem Korpus öffentlicher Schuldbekenntnisse, das den empirischen Analysen in Manuskript 4 zugrunde lag, ist Spitzer nicht der einzige Schuldbekennende, der mit Tränen ringt, bei weitem nicht: In sieben der zwölf analysierten Fälle kommen Tränen vor, und in fünf dieser sieben Fälle kommt es nicht zu einem Weinen, sondern nur zu einem deutlich sichtbaren Ankämpfen gegen die gerade erst sichtbar werdenden Tränen.

Dass dieses Ankämpfen gegen Tränen die für Schuldbekenntnisse typische Form des Ausdrucks von Tränen ist, mag man plausibel finden, wenn man sich vergegenwärtigt, dass es schuldhaften Sprechern vermutlich darauf ankommen muss, den Eindruck einer Selbstdarstellung als Opfer zu vermeiden. Weinen ist im sozialen Verständnis Ausdruck äußerster Passivität, von Getroffensein und Paralyse. Von Schuldigen erwartet man zwar, dass sie getroffen sind, aber man erwartet nicht, dass sie sich diesem Getroffensein hingeben, im Gegenteil: Sie sind ja selbst

verantwortlich für ihre Misere, kraft dessen, was sie Anderen angetan haben, und sollen nun aktiv alle Mittel ergreifen, um den Geschädigten zu entschädigen und *sich selbst* aus der Misere herauszuführen. *Mit den Tränen ringen* mag geeignet sein, diesen schmalen Grat entlangzugehen: Die Ausdrucksform vermittelt zugleich das Getroffensein des Schuldigen wie dessen Bewusstsein, dass er nicht das Recht habe, in Tränen auszubrechen. Der mit den Tränen Ringende appelliert an seine Ankläger, nicht weiter auf ihn einzudrängen, weil er ja bereits leide, was er sichtbar macht; zugleich schützt er sich gegen den Vorwurf, die eigene Täterschaft in der schwelgerischen Selbstdarstellung als Opfer zu kaschieren, indem er die gegen die Tränen ankämpft.

Darf man aus solchen explorativen Beobachtungen nun aber folgern, dass es für Schuldgefühle also doch eine genuine, authentische Form des Ausdrucks gibt, die sich für die Mobilisierung in sozialen Interaktionen eignet? In manchen Fällen, wo Menschen von ihrer subjektiven Schuld und den Folgen ihres Verhaltens hochgradig affiziert sind, wo das Schuldgefühl taufisch ist und überwältigt, mag das so sein: In diesem Fall produzieren Bekennende vielleicht wirklich nur ein weiteres sichtbares Zeichen jener andauernden Aufwühlung, in der sich ihr akutes Schuldgefühl introspektiv äußert und die sie auch in der Abgeschlossenheit des Alleins eins erfahren.

Aber in den meisten Fällen ist wohl doch etwas Anderes erforderlich. Die von Heritage (1984, 2005) gründlich untersuchte Interjektion *Oh* kann man vergleichsweise leicht auch dann hervorbringen, wenn der damit signalisierten Zustandsveränderung gerade nicht eine psychologische Realität im Intrapyschischen des Sprechers korrespondiert; unverzichtbar dafür ist lediglich die schlichte Lautäußerung *Oh* zum richtigen Zeitpunkt. Wenige Sprecher dürften sich bewusst sein, ob sie im Vollzug dieser Äußerung nun wirklich eine Zustandsveränderung erfahren oder eine solche bloß signalisieren, um den nächsten Gesprächsbeitrag in geeigneter Weise einzuleiten. Dagegen stellt das Ankämpfen gegen Tränen, das häufig als Begleitung öffentlicher Schuldbekennnisse auftritt, ohne eine entsprechende psychologische Realität ein Kunststück dar, das wohl nicht einmal Schauspieler zu leisten vermöchten: denn auch Schauspieler müssen ja, wenn man hier beispielsweise den einflussreichen Ansatz des Method-Acting (Strasberg, 1987) als Zeuge heranzieht, eine innere Erfahrung in sich hervorrufen, um einen äußerlich sichtbaren Ausdruck zu produzieren. Bei Menschen, die in der Situation stehen, ein Schuldgefühl bekennen zu wollen oder zu müssen, ist das nicht anders: Sie müssen den sichtbaren Ausdruck und das innere Ereignis der Aufwühlung, das sich in Tränen äußert, die dann zu bekämpfen sind, zur Gleichzeitigkeit bringen, syn-

chronisieren. Wenn nun zutrifft, wie beispielsweise Demmerling und Landweer (2007) vermuten, dass Schuldgefühle gar keine punktuell eruptiven inneren Ereignisse sind, sondern etwas sich hinziehend Nagendes, Aushöhlendes haben, dann eignet sich die innere Erfahrung subjektiver Schuld nur sehr bedingt für den imposanten Ausdruck in öffentlich sichtbaren Bekenntnissen. Hervorzuholen und mit dem deklarativen Bekenntnis zu synchronisieren sind nicht Schuldempfindungen im engeren Sinn, sondern Phänomene im Umfeld von kommunikativem Schuldmanagement, die sich zur Darstellung eignen. Hier nun scheint Schmerz – psychischer Schmerz – und der Ausdruck von Schmerz die Schlüsselrolle zu spielen.

Schmerz als Zulieferer des Emotionsausdrucks

Schmerz ist für Menschen, die eine Schuld zu bekennen haben, leicht verfügbar. Der Sinn dieser Behauptung lässt sich erhellen durch eine kurze Beschreibung unterschiedlicher Arten von Schmerzen, die im Umfeld von Schuldbekenntnissen auftreten können (vgl. Manuskript 4, Fußnote 8).

Wer sich verantwortet, muss sich Einblicke gefallen lassen in Sphären, die er für gewöhnlich vor den Augen der Welt verschließen darf. Dieser Punkt ist in Manuskript 4 herausgearbeitet und mehrfach betont worden. Wer sich verantwortet, hat Rechenschaft abzulegen; er muss, um diese etymologische Seite des Worts Rechenschaft hervorzukehren, seine moralische Buchhaltung offenlegen. Das ist zumutungsreich. Er sieht sich konfrontiert mit einer Anklage, die im Selbstbewusstsein der Gerechtigkeit operiert; zum Ausweis aufrichtigen Schuldgefühls gehört es, die Inquisition über sich ergehen zu lassen und ihre Rechtmäßigkeit auch noch sichtbar anzuerkennen. Wer sich gegen die Anklage wehrt, bestreitet die Schuld. Wer Schuld bekennt, sieht sich verletzt in seiner Privatsphäre; die vorübergehende Aufgabe dieser Sphäre ist der Preis, den der Schuldhafte für die in Aussicht gestellte Wiedereingliederung in den Kreis der Vertrauenswürdigen zahlt. Insofern lässt sich sagen, dass die mediale Arena öffentlicher Schuldbekenntnisse – und vielleicht ebenso die soziale Arena privater Schuldbekenntnisse – dem Schuldhaften ein Recht abzusprechen neigt, das ihm die juristische Gerichtsverhandlung garantiert: dasjenige auf Verteidigung. Wer sich in öffentlichen Schuldbekenntnissen verteidigen will, muss diese Verteidigung kaschieren, als wäre sie keine: sichtbar geworden, würde sie den anklägerischen Eifer der Interaktanten nur schüren.¹⁴

¹⁴ Man mag sich wundern, warum oben noch in der Referenz auf Goffman von einem kooperativen Interesse aller Beteiligten an wechselseitiger Gesichtswahrung die Rede war,

Ein Mittel der Verteidigung, dessen Sprecherinnen und Sprecher sich bedienen, ist die Ent-Schuldigung des problematisierten Verhaltens durch den Rückgriff auf Umstände, die die Verantwortung reduzieren. Ein Mittel der Ablenkung von dieser Verteidigungsstrategie ist die Häufung deklarativen Schuldbekennens (vgl. Manuskript 4).

Der Schmerz, der sich aus dem Aufbrechen der Privatsphäre ergibt, bedarf zu seiner Entstehung keines Unrechtsbewusstseins auf der Seite des sich verantwortenden Subjekts. Dasselbe lässt sich auch für eine weitere Art von Schmerz sagen, der im Umfeld kommunikativen Schuldmanagements auftaucht: Wer unter Schuldverdacht gerät, verliert an Respekt, an Ansehen. Das ist im Fall der untersuchten öffentlichen Schuldbekennnisse leicht zu erkennen, weil es sich hier ja meist um Personen handelt, die vor der ihnen vorgeworfenen Verfehlung in hohem Ansehen, in Amt oder Würde standen. Dieser Herausgehobenheit verdanken sie das – jetzt undankbar gewordene – öffentliche Interesse. Aber es gilt wahrscheinlich auch für Fälle nicht öffentlicher, privater Schuldbekennnisse: Auch hier fällt der, der sichtbar schuldig wird, im Ansehen seiner Mitmenschen, und auch hier müsste man davon ausgehen dürfen, dass dieser Fall schmerzhaft ist.

Neben diesen beiden Formen des Schmerzes gibt es zwei weitere, die nun aber einen deutlich engeren inhaltlichen Bezug zum Gefühl der Schuld aufweisen. Die eine Form bezieht sich ebenfalls auf den Verlust von Ansehen und Respekt, wendet die Perspektive aber nach innen: gemeint ist der Verlust an Selbstachtung (Bornmüller, 2012). Wenn Menschen Schuldfreiheit zu einem zentralen Aspekt ihres Selbstverständnisses werden lassen (insofern ein moralisches Selbst entwickeln; vgl. Stets & Carter, 2011; Tappan, 1999) und dann einsehen müssen, dass sie schuldig geworden sind, dann ist der daraus resultierende Verlust einer bejahenden Vorstellung von sich selbst, eines Ich-Ideals (Freud, 1923/1999) oder eben der

während den Interaktanten der schuldverdächtigen Person hier anklägerischer Eifer unterstellt wird. Tatsächlich ist das ein Punkt, der in Manuskript 4 zu wenig beleuchtet wurde. Öffentliche Schuldbekennnisse sind, wie es scheint, Settings, in denen das kooperative Interesse am diskreten Unter-den-Teppich-Kehren von Peinlichkeiten und Ungebührlichkeiten, wie es Goffman im Alltag sozialer Interaktion diagnostizierte, gerade *nicht* gilt. Spekulativ könnte man sagen: Öffentliche Schuldbekennnisse sind für die Rezipientinnen und Rezipienten Feste der Anklage, bei denen man sich (noch spekulativer) für den Kooperationshabitus im Alltag schadlos hält. Das in Manuskript 4 analysierte Interview mit dem Schauspieler Michael Richards ist auch in dieser Hinsicht interessant: Hier scheinen kollektiv-kooperatives Schuldmanagement (Moderator, Studiogast und Richards arbeiten gemeinsam an der Trennung zwischen verantwortungsbereitem Ich im Hier-und-Jetzt und schuldigem Ich im Dort-und-Damals) und konfrontative Auseinandersetzung (der Moderator stellt kritische Fragen) gleichzeitig präsent.

Selbstachtung¹⁵ zweifellos schmerzhaft. Man muss sich nicht gleich jene außerordentlichen Fälle vor Augen führen, in denen Menschen in der Rückschau auf ihre Taten vom Bewusstsein eigener Schuld überwältigt werden und sich zum Objekt vernichtender Selbstanklage erwählen, wie es in der Weltliteratur mehrfach großartig inszeniert worden ist, von Sophokles über Shakespeare bis zu Dostojewski, Tolstoi, Thomas Mann oder Albert Camus. Auch die bloß partielle Beschädigung der Vorstellung, ein nach bestem Gewissen handelnder Mensch zu sein, kann schmerzen.

Die zweite Form von Schmerz, die eng auf Schuldgefühle bezogen ist, stammt aus der empathischen Einsicht, jemand Anderen geschädigt zu haben. In diesem Fall ist es tatsächlich das Nacherleben eines Leids, das Andere erfahren, was in Verbindung mit dem Bewusstsein, selbst für dieses Leid verantwortlich zu sein, zur Erfahrung des Schmerzes führt.

In der Analyse öffentlicher Schuldbekennnisse ist oft erkennbar oder wenigstens zu errahnen, welche Art von Schmerz es ist, die den Sprecher dem Weinen nahe bringt. Denn das Wässrigwerden der Augen und die übrigen mimischen und gestischen Anzeichen eines bevorstehenden Weinens (z. B. Beißen der Lippen, Suckeln des Mundes, ruckhafte Kopfbewegungen, Wenden des Blicks nach oben oder nach unten, Unterbrechen der eigenen Rede, Wegwischen von Tränen mit dem Finger) fallen zeitlich in der Regel zusammen mit der verbalen Referenz auf eben die schmerzreichen Erfahrungen, die soeben beschrieben wurden: den Verlust des Respekts vor Anderen, den Verlust der Selbstachtung oder die empathische Erfahrung des Schmerzes, den man Anderen zugefügt hat. Besonders wirkungsvoll scheint die Erwähnung konkreter Personen zu sein, sei es nun, dass man sie direkt geschädigt oder deren Achtung eingebüßt hat. Das soll an drei Beispielen kurz veranschaulicht werden.

In der ersten der folgenden Sequenzen handelt es sich um einen Ausschnitt aus einem Fernsehinterview mit einem bekannten Sportler, der zum ersten Mal öffentlich zugibt, über Jahre hinweg gedopt zu haben. Der Sportler bleibt mimisch während des gesamten Interviews äußerst gefasst, mit Ausnahme der folgenden Szene. Kurz vor der wiedergegebenen Sequenz hat er davon erzählt, wie er einen Spaziergang mit seinem Sohn unternahm, der ihn, den Vater, stets gegen den Vorwurf des Dopings verteidigt hatte.

¹⁵ Eine genauere Analyse müsste zeigen, welcher Begriff – in welcher Schattierung – hier am besten passt.

#3 Interview Sportler, 00:00-00:17

01 .hhh i told (.) L:uke (--) .hhh i sai::d (1.0) u::h
02 (5.5) ((wendet den Blick nach oben, dann noch höher, dann zur Seite auf
03 seine Fingernägel; währenddessen werden die Augen wässrig; daraufhin
04 wendet er den Blick auf die Interviewerin))
05 ((Schnalzlaut)) .hhh i said don't defend me anymore

Auffällige Eigenschaften dieser Passage sind die sehr ausgeprägte Langsamkeit¹⁶ des Sprechens und die deutlich hörbare, langgezogene Atmung – beides Merkmale, die sich auch in dem Fernsehinterview mit Michael Richards in Manuskript 4 fanden. Im vorliegenden Zusammenhang wichtiger ist die Tatsache, dass der Sprecher hier zum einzigen Mal im Interview Tränen hervorbringt und dass er das genau in dem Moment tut, wo er auf die Enttäuschung verweist, die er *seinem Sohn* mit dem Eingeständnis seiner Verfehlungen bereitet. Es bleibt spekulativ, ob der Schmerz, den der Sportler in diesem Moment empfindet, aus seinem eigenen Verlust an Achtbarkeit vor dem Sohn stammt oder aus empathischer Einfühlung in das, was der Verlust des Respekts vor dem Vater für den Sohn bedeutet. Klar ist, dass sein Schmerz sich eng auf ein Verhältnis zu einer nahestehenden Person bezieht. Die betreffende Szene ist von mehreren Vertretern US-amerikanischer Medien dahingehend interpretiert worden, dass an dieser einen Stelle im Interview etwas *vom wahren Menschen* (wie ein Moderator es ausdrückte: »the real person behind the attitude and the image «) durchgeschienen sei. Auch wurde darin ein erstes Anzeichen eines langen Wegs zur »Heilung« gesehen. Das passt zur in Manuskript 4 entwickelten These, wonach der körpersprachliche Ausdruck von Schuldgefühlen im sozialen Urteil als Bürge, als Garantie eines Inneren begriffen wird. Sieht man sich die Sequenz genau an, scheint mindestens wahrscheinlich, dass der Sportler – ob nun wissentlich oder nicht – die Reminiszenz an die schmerzhafteste Begegnung mit dem Sohn *nutzt*, um im Interview Emotionalität zu demonstrieren. Er scheint in der langen Pause von fünfeinhalb Sekunden, in denen er den Kopf nach oben und dann zur Seite

¹⁶ Spekulativ lässt sich annehmen, dass in dieser Langsamkeit, die sich bei vielen freien (d. h. nicht abgelesenen) Schuldbekennnissen findet, sozusagen die Einkehr sichtbar werden soll, die am Ursprung der Umkehr steht. Diese Interpretation im Sinn eines kommunikativen Phänomens steht nicht im Widerspruch zu einer intrapsychisch-kognitiven Interpretation, die die Langsamkeit mit dem intellektuell anspruchsvollen Charakter einer Auseinandersetzung mit eigener Verfehlung erklären könnte. Denn es mag sein, dass Sprecher intuitiv oder gar willentlich ihre tatsächlichen Schwierigkeiten, die eigene Verfehlung mit ihrer sonstigen Person in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen, dazu nutzen, um solche Schwierigkeiten zu *demonstrieren*.

wendet, diese Emotion gleichsam herzuholen, um sie danach im direkten Blick auf die Interviewerin in die Interaktion zu investieren.

Die nächste kurze Sequenz stammt aus einer im Fernsehen übertragenen Presseerklärung eines Politikers, von dem öffentlich bekannt geworden war, dass er eine Liebesbeziehung mit einer Sechzehnjährigen unterhielt. Der Politiker verkündet in der Erklärung den Rücktritt von seinem Amt, dabei liest er mehrheitlich vom Blatt. Der folgende Ausschnitt stammt ungefähr aus der Mitte der Erklärung.

#4 Presseerklärung deutscher Politiker, 00:00-00:31

01 .hhh mir ist bewusst (-) dass ich diesen massstäben privat in diesem
02 fall: (-) nicht gerecht °geworden bin°
03 .hhh >>mit brüchiger Stimme>bei all den menschen die ich damit
04 enttäuscht habe (1.0) die grosse hoffnungen auf mich gesetzt hamn
05 (--) möchte ich mich von ganzen herzen entschuldigen (3.0) hh.
06 (2.0) .hh mir geht es nun darum entstehnde belastungn für meine partei
07 (1.5) ((schluckt))
08 im aufziehenden wahlkampf abzuwen'n (-) aber insbesondere mir geliebte
09 person'n
10 (1.0) ((Augen werden wässrig))
11 und meine privat (-) und intimsphäre zu schützen<
12 ((wendet den Kopf heftig nach rechts, dann links, dann nach unten))

Ab den Äußerungen in Zeile 3 bis zum Ende des Ausschnitts ist die Stimme des Politikers brüchig, der Mann scheint den Tränen nahe. Diese Brüchigkeit tritt bemerkenswert plötzlich ein, zuvor hatte der Politiker gefasst gesprochen. Wieder findet sich das Anzeichen eines bevorstehenden Weinens im unmittelbaren Umfeld einer Referenz, die auf geschädigte Personen verweist. Hier werden sie allerdings nicht namentlich genannt, treten lediglich als »all die Menschen« (Z. 3) in Erscheinung. Es geht um Personen, die den Sprecher offenkundig zuvor unterstützt, die auf ihn »gesetzt« haben, und deren Anerkennung er nun verliert. Zu *mimischen* Anzeichen eines Weinens kommt es in dieser Sequenz erst in anderem Zusammenhang: nämlich dort, wo der Politiker den Einfall des öffentlichen Interesses in seine Privat-, seine Intimsphäre (Z. 11) implizit beklagt und seinen Rücktritt damit in Verbindung bringt, sich selbst und »geliebte Personen« (Z. 8–9) gegen diesen Einfall schützen zu wollen. Hier treten also zur Produktion des sichtbaren Anzeichens emotionaler Betroffenheit gleich zwei Formen von Schmerz zusammen, die oben genannt worden sind: der Verlust der Privatsphäre und der Verlust am Respekt derer, zu deren Gemeinschaft man sich gezählt hat.

Diese Gemeinschaft von Freunden, wie man sie in erweiterter Bedeutung des Worts Freunde nennen könnte, scheint überhaupt eine herausgehobene Rolle bei

öffentlichen Schuldbekennnissen zu spielen. Der Kreis der Freunde, der Vertrauten und Unterstützer tritt, verbal in die Szene gerufen, im unmittelbaren Umfeld von körpersprachlichen Betroffenheitssignalen häufiger auf als die direkt Geschädigten, die direkten Opfer der Verfehlung selbst. Ein weiteres Beispiel dafür ist die folgende Sequenz. Wieder handelt es sich um eine im Fernsehen übertragene Presseerklärung eines Politikers, diesmal im Anschluss an einen bekannt gewordenen Ehebruch. Der Sprecher, der seine Rede frei improvisiert, hat sich vorher bereits bei einer Vielzahl von Personen für seine erst wenige Tage zurückliegende Verfehlung entschuldigt, darunter auch bei seinen Söhnen und seiner Frau. Dabei sprach er beredt und gefasst. Das ändert sich erst – und nur vorübergehend – im folgenden Ausschnitt.

#5 Presseerklärung US-amerikanischer Politiker, 00:00-00:31

```
01 .hhh i eh:: (2.0) i wanna apologize to good free:nds eh (.) To:m Davis
02 came over to te house he drove up from Byuhfert (1.5) hhh.
03 (2.0) ((Augen werden wässrig))
04 an' he had bee:n: (-) an incredibly >>mit brüchiger Stimme>dear friend
05 (--) for a very long ti:me<
```

Erst der hier angesprochene Freund bzw. die Erinnerung an ihn bringt den Politiker den Tränen nahe, denen er in den folgenden Sekunden ziemlich beherrscht zu begegnen vermag. Wieder ist es wohl der Schmerz, ein Gefühl der Anerkennung, vielleicht auch des Vertrauens und der Gemeinschaftlichkeit zu verlieren, was die Gelegenheit zum Gefühlsausdruck bringt. Man kann sich fragen, warum das so ist, warum insbesondere die Erinnerung an die direkt Geschädigten nicht eher geeignet ist, Schmerz zu erzeugen und Gefühlsausdruck zu ermöglichen. Die Antwort darauf könnte wiederum mit der Absichtlichkeit des Verhaltens zu tun haben: Wer absichtlich etwas tut, was ihm dann in der sozialen Arena vorgeworfen wird, hat mit den direkten Opfern seines Tuns meist schon gerechnet. Was ihn eher überrascht – und instand setzt, Schmerz zu empfinden und Emotionalität zu demonstrieren – sind die indirekten sozialen Kosten seiner Schuldhaftigkeit: der Verlust an Ansehen und Kredit im Kreis der Freunde, der Unterstützer und Vertrauten.

Darstellungsregeln und Fühlensregeln

Ein weiterer Grund, der dafür spricht, Heritages These der symbolischen Konventionalisierung auf den Ausdruck von Schuldgefühlen zu übertragen, hat mit dem Normbezug von Schuldgefühlen zu tun. In Manuskript 4 war mehrfach von Dar-

stellungsregeln die Rede. Das Konzept der Darstellungsregel hat sich in der Psychologie aufgedrängt, nachdem klar wurde, dass es für eine Reihe von Emotionen (mindestens Wut, Verachtung, Ekel, Furcht, Freude, Trauer, Überraschung) mimische Ausdrucksformen gibt, die in sämtlichen menschlichen Kulturen nahezu identisch sind (Ekman & Friesen, 1971; Izard, 1977), während die Bestimmung derjenigen Situationen, in denen diese Emotionen gezeigt werden sollen, zwischen den Kulturen variiert (Ekman & Friesen, 1969). Darstellungsregeln sind Regeln, die dem Mitglied einer Kultur vermitteln, unter welchen Umständen welche Emotionen gezeigt werden sollen. Von solchen Regeln lässt sich eine andere Sorte unterscheiden, die Hochschild (1979, 1983) als Fühlensregeln (engl. *feeling rules*) bezeichnet hat: sie geben an, unter welchen Umständen Menschen welche Emotionen *haben* sollen. Die Grenzen zwischen Regeln des Fühlens und Regeln der Darstellung von Gefühlen ist bei näherem Hinsehen oft nicht eindeutig zu ziehen. So gibt es etwa in vielen Kulturen die Regel, dass man bei Beerdigungen Betroffenheit zeigen müsse; die Frage aber, ob gleichzeitig gefordert ist, betroffen zu sein, scheint von den näheren Umständen abzuhängen, beispielsweise von der Qualität der Beziehung, die zwischen der verstorbenen Person und dem Gast der Beerdigung bestand. Ähnlich ist es wohl auch bei Schuldgefühlen: In vielen alltäglichen Fällen eines minderen Fehlverhaltens genügt der Ausdruck eines Bedauerns (»Entschuldigung!«), um dem sozialen Erfordernis Genüge zu tun, und keiner wird verlangen, dass wir uns wegen des Fehltritts auf den Fuß des Nachbarn in tiefster Tiefe schuldig fühlen. Dennoch sind Schuldgefühle insgesamt von den meisten anderen Emotionen dadurch unterschieden, dass sie in viel stärkerem Maß Gegenstand von Führegeln sind. Gewiss gibt es auch Regeln darüber, wann und wie wir uns beispielsweise freuen, uns ekeln oder fürchten sollen, aber diese und die meisten anderen Emotionen sind kaum in demselben Maß abhängig von sozialen Erwartungen wie Schuldgefühle, und Verstöße gegen die sozialen Erwartungen sind hier kaum in demselben Maß sanktioniert. Schuldgefühle werden zwar in der Literatur gelegentlich als *self-conscious emotions* (vgl. Tangney & Fisher, 1995; Tracy & Robins, 2004), mithin als selbstbezügliche, selbstbewusstseinshaltige Emotionen bezeichnet, und natürlich sind sie das auch; aber sie sind ebenso und vielleicht entschiedener noch Emotionen, die der sozialen Forderung und Beurteilung unterliegen.

Nun könnte man annehmen, dass Schuldgefühle, eben weil sie derart ausgeprägt sozial reguliert werden, eine besonders hohe Übereinstimmung zwischen psychologischer Realität und Ausdruck aufweisen. Denn das soziale Umfeld wird (von den erwähnten Fällen minderen Fehlverhaltens abgesehen) in der Regel keinen

Ausdruck von Schuldgefühlen verlangen, deren Realität sie nicht zugleich fordert, und keine Realität der Emotion, die sie nicht in einem Ausdruck glaubhaft bezeugt haben will. Aber der Einwand gegen diese Vorstellung ist klar: Die soziale Maschinerie zur Erzeugung von Schuldgefühlen, die in der Gesellschaft, in Gemeinschaften, Familien und Liebesbeziehungen wirksam ist, funktioniert alles andere als perfekt. Nicht jede soziale Forderung, dass einer reumütig werde und ein Schuldgefühl entwickle, erfüllt sich.

Diese Unzulänglichkeit der sozialen Maschinerie, der sozialen Produktionsstätte von Schuldgefühlen kann nun wiederum einiges zu tun haben mit Befunden, die in Manuskript 4 beleuchtet wurden. Da ist zum einen die Tatsache, dass Schuldgefühle vom sozialen Umfeld vorzugsweise dann eingefordert werden, wenn eine Normverletzung stattgefunden hat, während die Entstehung von Schuldgefühlen im Adressaten dieser Forderung üblicherweise mehr voraussetzt als die Einsicht in die Verletzung einer Norm, nämlich eine empathische Einstellung gegenüber den Geschädigten, die durch sozialen Einfluss kaum erzwungen werden kann.

Und da ist zum anderen der wechselvolle Zusammenhang zwischen Absichtlichkeit und Schuld. Mit zunehmender Absichtsunterstellung steigt die soziale Zuschreibung von Schuldhaftigkeit an den Täter – und damit wohl auch die Intensität der Forderung, dass der Schädiger sich schuldig fühle. Umgekehrt tun sich Menschen nach absichtlichem Fehlverhalten mit der Entwicklung von Schuldgefühlen am schwersten: sie schützen absichtliches Verhalten gegen nachträgliche Reinterpretationen, um ihre Integrität als Handelnde zu bewahren (vgl. Manuskript 4). Wer sein absichtliches Verhalten in Frage stellt, stellt sich selbst in Frage. Aus dieser Konstellation folgt, dass der soziale Druck auf eine Person, sich schuldig zu fühlen, gerade dann am größten werden kann, wenn sie selbst – in der intrapsychisch-regulativen Perspektive – die stärksten Motive hat, sich gegen das Gefühl der Schuld zu wehren. Und daraus mag nun wiederum zu erklären sein – in Ergänzung zum Kriterium der Zeitlichkeit, das bereits erörtert wurde –, dass das Bekennen und Zeigen von Schuldgefühlen sich von der psychologischen Realität dieser Emotion in vielen Fällen löst. Das kommunikative Management des Schuldvorwurfs zielt dann nur darauf, den inquisitorischen Angriff der Anderen durch rasches Bekenntnis zu überstehen, die eigene Vertrauenswürdigkeit nach außen möglichst schnell und schmerzfrei (wobei letzteres, wie hier gezeigt wurde, mit der Darstellungskompetenz konfliktieren kann) wiederherzustellen. Das innere Verhältnis der Person zum Gegenstand ihrer mutmaßlichen Schuld bleibt unberührt. Nicht unberührt wahrscheinlich. Aber jedenfalls nicht in der Weise berührt, dass der äußerliche Ausdruck als Abbild des Inneren fungierte.

Die Moralkeule

Sich selbst in Frage stellen: Das bindet psychische Ressourcen – Ressourcen, die bei der kompetenten Abwicklung kommunikativen Schuldmanagements anderswo gebraucht werden. Die soziale Forderung nach Verantwortung, die sich in der Folge ruchbar gewordener Schuldhaftigkeit schnell zu erheben pflegt und nach der eiligen Lieferung von Schuldgefühlsbeweisen und Garantien innerer Wandlung verlangt, hindert womöglich die persönliche Auseinandersetzung des Angeschuldigten mit seiner mutmaßlichen Schuld – hindert das, was der Schauspieler Michael Richards meinen mag, wo er von »personal work« spricht (vgl. Manuskript 4).

Denselben Gedanken, freilich in anderen Zusammenhängen, hat der Schriftsteller Martin Walser in seiner berühmt-berüchtigten Rede zur Verleihung des »Friedenspreises des Deutschen Buchhandels« entwickelt (Walser, 1998). Walser kritisiert in dem mehrschichtigen Text die Praxis deutscher Intellektueller, die »Schande« des Holocaust »zu gegenwärtigen Zwecken« zu »instrumentalisieren« (ebd., S. 18). Solche Instrumentalisierung sieht Walser einerseits da am Werk, wo politische Interessen oder Meinungen durch den »Hinweis auf Auschwitz« (ebd.) gerechtfertigt würden, andererseits darin, dass sich die an Auschwitz und die deutsche Schande mahnenden Intellektuellen einbildeten, eben durch ihr beständiges Mahnen »die Seite der Beschuldigten zu verlassen«, etwas, was Walser für sich selbst »nie für möglich gehalten« (S. 17) habe. Die »unaufhörliche Präsentation« der schuld- und schandhaften Vergangenheit erzeuge die Tendenz, »wegzuschauen« (S. 18), das Vorhalten von Auschwitz werde zur »Drohroutine«, erzeuge Äußerungen »von der Qualität Lippengebet« (S. 20). Dieser »Ritualisierung« hält Walser den Begriff der Gewissensfreiheit entgegen, den er in Heideggers *Sein und Zeit* (1927), Kleists *Prinz Friedrich von Homburg* (1821) und Hegels *Grundlinien der Philosophie des Rechts* (1821) verbürgt sieht. Von Hegel zitiert er eine Definition des Gewissens als »tiefste innerliche Einsamkeit mit sich, wo alles Äußerliche und alle Beschränktheit verschwunden ist, diese durchgängige Zurückgezogenheit in sich selbst« (Walser, 1998, S. 22f.). Walser fügt selbst hinzu: »Mit seinem Gewissen ist jeder allein. Öffentliche Gewissensakte sind deshalb in der Gefahr, symbolisch zu werden« (S. 22). Und kurz darauf: »Das Gewissen, sich selbst überlassen, produziert noch Schein genug. Öffentlich gefordert, regiert nur der Schein« (S. 23).

Man kann Walsers Verständnis des Gewissens und insbesondere seine Aufrufung von Hegel und Heidegger in den philosophischen Zeugenstand kritisieren. Heidegger meint mit Gewissen etwas ganz Anderes als das Phänomen, von dem

Walser spricht, nämlich überhaupt nichts auf das eigene Handeln gegenüber anderen Menschen Gerichtetes, sondern ein Aufgerufensein »zu seinem eigensten Seinkönnen« (Heidegger, 1926/2001, S. 273), das mit dem »Problem des Mitseins« (Watanabe, 1988, S. 42) nichts zu tun hat. Auschwitz hingegen hat unverkennbar viel mit dem Problem des Mitseins zu tun. Und auf der anderen Seite müsste Walser, um Hegels Bestimmung des Gewissens als »innerlichste Einsamkeit mit sich selbst« (Hegel, 1820/1986, S. 254) in Anspruch zu nehmen, wohl auch bereit sein, die weitere Definition im Sinn einer »moralischen Genialität« zu teilen, »welche die innere Stimme ihres unmittelbaren Wissens als göttliche Stimme weiß« (ebd., S. 460). Auch ist das von Walser vermittelte Verständnis des Gewissens weit entfernt davon, mit dem in dieser Dissertation entwickelten, sozialpsychologisch akzentuierten Konzept von Schuldgefühlen zusammenzustimmen. Immer wieder betont wurde im vorliegenden Text die Verschränkung von Schuldgefühlen mit Prozessen der sozialen Wahrnehmung und Interaktion und die weitreichende Unabhängigkeit dieser Gefühle von moralisch-kognitiven Vorgängen der Normerwägung. Selbst wenn man in Anschlag bringt, dass das Gewissen und die Disposition zu Schuldgefühlen nicht dasselbe sind, dass das Gewissen noch andere, möglicherweise mehr normorientierte, rationale Aspekte von Moralität einschließt¹⁷, ist die Vorstellung einer »tiefsten innerlichen Einsamkeit« kaum mit derjenigen eines durch und durch sozial regulierten Schuldgefühls vereinbar. Aber: Man braucht Walsers radikal-superlativische Vereinsamung des Gewissens gar nicht voll zu teilen, um den wunden Punkt zu fühlen, den seine Rede berührt. Dieser wunde Punkt ist ja im ersten Absatz dieses Abschnitts bereits angedeutet worden: Er betrifft das durchaus spannungsreiche Verhältnis zwischen kommunikativem Schuldmanagement und subjektiver Schuld.

¹⁷ Dass man nicht *Moralität als solche* allein aus Ausgrenzungsangst und Empathie erklären kann, ist eindeutig. Leicht greifbar sind Beispiele, in denen moralisches Bewusstsein sich geradezu gegen Empathie und die Vermeidung sozialer Ausgrenzung durchsetzt. Man denke an den Fall einer mittellosen Mutter, die sich überlegt, ob sie dem offenbar reichen Fremden einen Zwanzigfranken-Schein aus der Tasche ziehen soll, um ihrem Kind ein ersehntes Spielzeug zu kaufen. Der Fremde hätte keinen nennenswerten Schaden davon, dem Kind wäre ein große Freude bereitet, kurz, empathisches Erwägen spricht für den Diebstahl. Trotzdem könnte die Mutter sich hier gerade aus moralischen Gründen gegen den Diebstahl entscheiden, weil sie anerkennt, dass hier eine Regel verletzt würde, die zweckmäßig und richtig ist. Dieses fiktive Beispiel zeigt, dass die Achtung vor moralischen Normen nicht jedes Mal von neuem an Empathie und Ausgrenzungsangst gebunden ist. Der lange Weg der moralischen Sozialisation, der hinter der Ausprägung des moralischen Urteils, des Gewissens und der Selbstachtung der Mutter steht, kann aber durchaus auf Schuldgefühle zurückverweisen, die ihrerseits nicht an die Anerkennung von Normen gebunden waren.

In psychologischer Perspektive lassen sich unterschiedliche Facetten dieses Spannungsverhältnisses unterscheiden. Eine erste Facette bezieht sich auf die beiden Hauptingredienzien des Schuldgefühls, die Baumeister, Stillwell und Heatherton (1994) benannt haben (vgl. Manuskript 4): Angst vor sozialer Ausgrenzung (engl. *anxiety over social exclusion*) und empathisches Mit-Leiden (*empathic distress*). Schuldbekenntnisse in öffentlichem Setting sind ersichtlich motiviert durch die Abwehr der Ausgrenzungsdrohung. Das äußert sich in den eindeutigen Bekenntnissen zu den Werten der Beschuldiger (vgl. prototypisch Richards Äußerung *i'm not a racist* oder Spitzers Charakterisierung seines Verhaltens als *absolutely inexplicable and unjustifiable, improper*; Manuskript 4, Transkripte #2 und #4), die ein nahezu invarianter Bestandteil von Schuldbekenntnissen sind, und in weiteren Signalen der Konformität, wie sie in Manuskript 4 teilweise herausgearbeitet wurden. Diese Beanspruchung der angeschuldigten Person durch die Abwehr der Ausgrenzung mag jene kognitiven und emotionalen Ressourcen binden, die nötig wären, um die Person empathisch auf die (mutmaßlich) Leidtragenden ihrer (mutmaßlichen) Schuld auszurichten, kognitiv auf die Frage, ob sie ihr Handeln vor den *eigenen* Maßstäben richtigen und falschen Verhaltens denn auch wirklich als eine Verfehlung begreift. Einfacher ausgedrückt: Wer andauernd mit Abwehr und Selbstverteidigung beschäftigt ist, kommt gar nicht dazu, die Perspektive der Geschädigten einzunehmen und sich gründlich mit dem eigenen Urteil in Fragen der Schuld auseinanderzusetzen.

Eine zweite Facette des Spannungsverhältnisses bezieht sich wiederum auf den komplexen Zusammenhang zwischen Absicht und Schuld. Plausibel wurde, dass Problematisierungen just dann besonders intensiv werden, wenn die angeschuldigte Person die stärksten Motive hat, ihr Verhalten von Schuldgefühlen freizuhalten, um die eigene Integrität als Akteur nicht in Frage zu stellen: nämlich bei absichtlich begangenen Verhalten. Hier lässt sich erwarten, dass der soziale Vorwurf trotz möglicherweise kompetentem Schuldmanagement Reaktanz (Dickersberger, 2006) erzeugt; eine Konstellation, die nicht zuletzt für den Angeschuldigten mit erheblichen Problemen verbunden ist, weil er sich über den Widerspruch zwischen seinem konformistisch orientierten Schuldmanagement nach außen und der Hartnäckigkeit seiner innerlichen Schuldgefühlsresistenz ja selbst erst einmal klar werden muss. Natürlich könnte das im Fall absichtlichen Verhaltens oft umgekehrt proportionale Verhältnis zwischen subjektiver und sozialer Zuschreibung von Schuld auch dazu führen, dass der Angeschuldigte nach außen jedes Schuldbekenntnis verweigert. Aber das wäre mit außergewöhnlichen Kosten verbunden. Wenn die Öffentlichkeit mit Ausschluss droht, dann ist das nicht die Drohung

einer Gemeinschaft, die zur Not gegen eine andere ausgetauscht werden kann, indem der Beschuldigte sich andere Beziehungspartner sucht. Öffentlicher Ausschluss ist – von Nischen privater Beziehungen abgesehen – totaler Ausschluss. Wohl deswegen kommen Verweigerungen von Schuldbekennnissen in Fällen, wo das Verhalten einer breit geteilten öffentlichen Verurteilung unterliegt, kaum vor. Eine regelmäßige Ausnahme sind lediglich Personen, denen Persönlichkeitsstörungen attestiert werden, wie etwa der norwegische Attentäter, der für den Massensmord auf der Insel Utøya verurteilt wurde.

Zu den beiden erörterten Facetten des Spannungsverhältnisses kommt schließlich noch eine dritte hinzu. Die von Walser kritisierte »Symbolisierung« und »Ritualisierung« des Gewissens – die »symbolische Konventionalisierung« des Schuldmanagements, in der Terminologie dieses Textes und mit Heritage (2005) zu reden – mag man insbesondere deswegen für problematisch halten, weil sie das Phänomen der Verantwortung in seiner stärksten Bedeutung gefährdet. Bei der Verantwortung eigener Verfehlungen geht es ja im Kern nicht nur darum, die eigene Akteurschaft zu bekennen, das Verhalten moralisch zu verurteilen und verhaltensspezifische Schuldgefühle zu entwickeln. Dieses Verständnis legt beispielsweise die von Lewis (1971) und Tangney (1992; Tangney & Dearing, 2003) angeregte Konzeption nahe. Verantwortung in einem stärkeren Sinn schließt vielmehr die Suche nach Antworten darauf ein, welche Stellung das problematisierte Verhalten und die damit verbundenen Wünsche, Interessen, Absichten etc. gegenüber dem eigenen Selbstverständnis und dem eigenen Begriff vom guten Leben überhaupt einnehmen und ob diese Stellung vor den Ansprüchen des eigenen Urteils über Richtig und Falsch bestehen kann. Merkmal einer solchen Verantwortung ist weniger die psychologische Einbettung in Verhaltenserklärungen aus biografischen Zusammenhängen, deren kommunikative Realisierung in Manuskript 3 beleuchtet wurde, sondern die Beurteilung des Verhaltens im Licht derjenigen Wertorientierungen, die man im Leben einschlagen *will* und meint, wollen zu *sollen*. Insofern geht es hier um die Errungenschaft einer *subjektiven* Einstellung zum Vorwurf der Schuldhaftigkeit, den die Anderen erheben. Zu dieser argumentativen Auseinandersetzung mit sich selbst steht das auf deklaratives Bekenntnis und performative Inszenierung gestellte Setting öffentlicher – und vielleicht auch: privater – Schuldbekennnisse quer.¹⁸

¹⁸ Es fragt sich allerdings, ob nicht genau diese Unvereinbarkeit der argumentativen Selbst-Verantwortung mit der medialen Forderung nach ungesäumter, geballter Bekenntnishaftigkeit *dargestellt* werden kann. Im Auftritt von Michael Richards, der in Manuskript 4 analysiert wurden, lassen sich Ansätze einer solchen – in echter Not – zur Schau getragenen Überforderung erschließen.

Interessant wird vor diesem Hintergrund noch einmal die Frage, ob Schuldgefühle gänzlich auf der Seite der sozialen Kontrolle stehen oder ein Kompass auch des subjektiv *vor uns selbst* verantwortungsfähigen Handelns sein können. Ihre Herkunft aus Ausgrenzungsängsten stellt Schuldgefühle ganz ins Lager der sozialen Kontrolle. Zugleich aber holen sie die Fähigkeit der Empathie in die emotionale Beurteilung des eigenen Handelns herein, die auch für die Verantwortung vor den eigenen Maßstäben eine wichtige Rolle spielt. Empathie souffliert keineswegs immer Gefügigkeit vor dem sozialen Imperativ. Sie kann sich auch gegen ihn positionieren.

Die Lust des Schuldigwerdens und ihr Tabu

Im Blick auf sämtliche in dieser Dissertation untersuchten Fällen diskursiver Verantwortungspraktiken fällt ein Phänomen durch seine lückenlose Abwesenheit auf: Es ist nie von der Lust des problematisierten Handelns die Rede. Dabei sind die Handlungen, um die es geht, in vielen Fällen unverkennbar lustvoll. Das fällt umgehend bei sexuellen Akten ins Auge, sei es nun beim Ehebruch oder beim Geschlechtsverkehr eines pädophilen Mannes mit einem Kind. Aber auch Anderes, das zum Gegenstand sozialer oder öffentlicher Anklage wird, ist für den, der es tut, mit hoher Wahrscheinlichkeit lustvoll: das Ausleben von Gewalt gegenüber Menschen (verbal im Fall des Michael Richards, körperlich in anderen) oder Tieren, der sportliche Triumph, das Hinters-Licht-Führen der Öffentlichkeit, die Verurteilung einer ahnungslosen Person, der rücksichtslose Gebrauch von Macht. Alle diese Fälle kommen in den Korpora dieser Dissertation vor, und in keinem verliert die sich verantwortende Person auch nur ein Wort darüber, dass das ihr vorgeworfene Tun lustvoll gewesen sei.¹⁹ Nun lautet ein zentraler Befund aus Manuskript 4 ja, dass eine plausible Erklärung des Fehlverhaltens bei gravierenden Verstößen eine der lautesten Forderungen des sozialen Umfelds darstellt. Vor diesem Hinter-

¹⁹ Es ist nicht so, dass solche Fälle überhaupt nicht begegnen. In einem Interview mit der Zeitung *Die Zeit* äußert beispielsweise ein gerade erst der Steuerhinterziehung überführter Fußball-Manager: »Es war der Kick, pures Adrenalin« (*Die Zeit*, 02.05.2013, S. 13). Dieser Verweis auf Lusthaftes bezieht sich indes nicht auf den Akt der Steuerhinterziehung, sondern auf das »Zocken« an der Börse, das mit Geldern finanziert wurde, die vor den Steuerbehörden verheimlicht wurden. Es scheint hier also eher darum zu gehen, die Emotionalität und damit die Irrationalität des gesamten Verhaltenszusammenhangs zu verdeutlichen, ohne aber den Betrug selbst als lusthaft auszuzeichnen. Solche Indirektheit findet sich in nahezu allen jener seltenen Fälle, in denen Schuldverdächtige auf etwas Lusthaftes im Zusammenhang ihrer Tat verweisen.

grund mag es doch erstaunen, dass sich die angeschuldigten Personen der am nächsten liegenden Erklärung nicht bedienen: dass sie nicht sagen, sie hätten der Versuchung nachgegeben, etwas Lustvolles zu tun. Natürlich müssten sie auch erklären, warum sie der Versuchung nachgegeben haben. Aber mit der Darstellung der Versuchung selbst wäre doch etwas Wesentliches für die Erklärung geleistet. Warum tun sie das nicht?

Diese Frage war weder Gegenstand der vier Einzelarbeiten noch lässt sich die Antwort darauf jetzt in der synoptischen Rückschau voll erhellen. Aber einige Erwägungen sind möglich, und sie drängen sich hier auf, weil auch sie den Zusammenhang zwischen Psyche, Sprache und sozialer Interaktion berühren. Man kann – in Ermangelung empirischer Daten²⁰ – überlegen, was denn geschähe, wenn Angeschuldigte sich auf die Lust an der Tat beriefen. Womit hätte beispielsweise der Politiker aus Manuskript 4 zu rechnen, wenn er freimütig äußerte: »Die Prostituierten haben mich erregt, die Nächte mit ihnen waren phantastisch.« Die Antwort darauf bleibt spekulativ, aber einigermassen wahrscheinlich ist doch, dass dem Politiker sofort der Vorwurf der Schamlosigkeit gemacht würde. Es käme zu einer intensiven Problematisierung des Rechenschaftsakts (vgl. oben), weil er denjenigen Bereich seiner Person bloßgelegt hätte, über den selbst die anklagende Öffentlichkeit nur mutmaßen, den sie aber nicht zu Gesicht bekommen will: den Bereich des Leibhaft-Triebhaften, zugespitzt formuliert: des Tierischen. Shweder, Much, Mahapatra und Park (1997) unterscheiden in einer beachtenswerten Publikation zwischen drei grundlegenden moralischen Codes: solchen der Autonomie, der Kommunalität und des Göttlichen (engl. *divinity*). Mit letzterem ist u. A. gemeint, dass wir moralisch danach beurteilt werden, wie weit wir uns von der mit Tieren assoziierten körperlichen Getriebenheit entfernt und einer im Göttlichen als Idealbild verkörperten Reinheit angenähert haben. Sichtbare Verstöße gegen diesen moralischen Code lassen sich sinnfällig eher mit Scham als mit Schuld in Verbindung bringen, weil sie den Blick auf das leibhafte *Wesen* des Entblößten freigeben und nicht bloß auf ein akzidentelles Handeln. Wer solche Leibhaftigkeit freimütig präsentiert, wie es der Politiker in obigem Gedankenspiel täte, wird der Schamlosigkeit geziehen, wer sie unfreiwillig präsentiert, entwickelt in der Regel selbst Schamgefühle. Das heißt: Eine Person, die sich aufrichtig über schuldhaftes Handeln verantworten wollte, müsste zur Erklärung ihres Verhaltens häufig – denn der soziale Schuldverdacht steht in engem Bezug zum moralischen Code der Reinheit – einen Aspekt der eigenen Person bloßlegen, der sie eigenen Schamge-

²⁰ Immerhin ließe sich ein Korpus zusammenstellen, das Fälle wie den in der voranstehenden Fußnote erwähnten versammelt.

fühlen und dem Vorwurf der Schamlosigkeit durch das Publikum überlieferte. Man kann, zuspitzend formuliert, nicht aufrichtig über Schuld sprechen, ohne sich der Scham preiszugeben.

Der Klärung in diesem Zusammenhang dient es ferner, zwischen zwei Arten von Lust zu unterscheiden: der Lust, das Verbotene zu tun, und der Lust, etwas Verbotenes zu tun. In einigen der oben genannten Fälle (mutmaßlich) lustvollen Handelns sind diese beiden Aspekte von vornherein vermengt: so ist die Lust an der Gewalt immer schon Lust (auch) daran, einen Widerstand zu überwinden, wo nicht ein Verbot, so doch eine Gegenwehr zu brechen. In anderen Fällen aber lassen sich die Lust am Akt selbst und die Lust am Verbotenen des Akts begrifflich sauber separieren. Prototypisch findet sich dieser Zuschuss bei sexuellen Verboten: Ein Ehebrecher genießt im entsprechenden Fall nicht nur den sexuellen Akt, er genießt zugleich, dass er die Ehe bricht. Diese Nähe der Lust am Akt zur Lust am Verbotenen des Akts mag ein weiterer Grund dafür sein, dass es im Zusammenhang von Verantwortungspraktiken so selten zur Thematisierung des Lustvollen kommt. Zwar könnte das freimütige Bekenntnis, dass die problematisierte Handlung anziehend, rauschhaft, erfüllend, »der Kick« gewesen sei, die Erklärung des Angeschuldigten tatsächlich plausibler machen, und zumindest ein Teil des Publikums würde darin vielleicht einen Beleg der Aufrichtigkeit sehen und eher bereit sein, dem Bekennenden und dessen intrapsychischem Schuldmanagement über den Weg (nämlich den zur Läuterung) zu trauen. Aber die Gefahr besteht, dass man sich mit einem solchen Bekenntnis zur Lust am Akt dem Verdacht ausliefert, auch eine Lust am Verbotenen des Akts gehabt zu haben: einer zu sein, der mit dem Bösen *spielt*. Diese Zuschreibung wäre fatal; sie höhlt die Hoffnung des Schuldhaften, seine Vertrauenswürdigkeit wieder zu gewinnen, gänzlich aus. Einem, der verblendet genug war, das Falsche nicht mehr als solches zu erkennen, mag man wieder trauen, wenn es ihm gelingt, sein moralisches Objektiv scharf zu stellen. Nicht so dem, der das Falsche gerade *als solches* wollte.

Zusammengenommen liegen hier plausible Erklärungen vor, warum die Lust des Schuldigwerdens aus der diskursiven Verständigung über schuldhaftes Handeln ausgeklammert bleibt. Welche Folgen das für die intrapsychische Auseinandersetzung mit eigenen Verfehlungen hat, darüber lässt sich nur spekulieren. Mit Michael Billig (1997, 1999; vgl. Manuskript 2) müsste man zumindest annehmen, dass diese Praxis der diskursiven Verdrängung zumindest Vorbildcharakter entwickeln kann für ein intrapsychisches Ausklammern – zumal für solche Menschen, denen die Trennung zwischen »Innen« und »Außen«, zwischen Kommunikation und introspektiv Wahrgenommenen ohnehin schwerfällt.

Im Kontext von Schuldhaftigkeit und Lust gilt es schließlich einen weiteren Aspekt zu berücksichtigen, auf den Buchholz, Lamott und Mörtl (2008) aufmerksam machen. Die Autoren haben in ihrer Studie Erzählungen pädosexueller Straftäter untersucht, die während gruppentherapeutischer Sitzungen entstanden. Dabei mutmaßen sie, dass die oft anschaulich entfalteten Narrative von den Delikten der Erregung der Männer dienen. Diese Zuschreibung bleibt spekulativ, aber es ist doch auffällig, dass sich auch im Korpus der vorliegenden Dissertation Passagen aus den Interviews mit den pädosexuellen Männern finden, die als erzählerische Inszenierung lustvoller Vorgänge verstanden werden *können*. Ein Beispiel dafür gibt eine der in Manuskript 1 untersuchten Sequenzen ab:

#5 Transkript 3 aus Manuskript 1, 30:33–31:42

01 B: und ich habe mich nicht wehren können (.) ich bin dem verfallen
 02 (1.0) und dann habe ich sagen müssen also es spielt keine rolle
 03 ob mädchen oder bub ist (.) ist beides gefährlich für mich
 04 ... ((hier folgen elf Zeilen Transkript))
 05 ...
 06 B: .hh diese kinder sind eigentlich auf mich zugekommen (.) und ich
 07 habe sie machen lassen (0.5) und äh:: der bub zum beispiel hat
 08 gern gehabt wenn man ihn am rücken gestreichelt hat (.) und dann
 09 ist es halt nicht beim rücken geblieben oder (.) ist einfach
 10 immer (.) stück für stück jedes mal ist es ein bisschen mehr
 11 gewesen oder (1.5) bis äh:: (2.0) bis ich das gefühl gehabt habe
 12 es sei zuviel (.) und dann habe ich es ausgesagt

Der Sprecher schildert eine *liaison dangereuse* (vgl. Z. 3), deren erotischer Charakter durch die Wortwahl *verfallen* (Z. 1) markiert wird. Und er entwickelt etwas später in groben Zügen eine kleine Verführungsszene, in der die Intensität der lustvollen Handlungen – für Verführungsszenen typisch – *stück für stück* zunimmt. Wer der Verführer ist und wer der Verführte, das bleibt wegen der passivischen Konstruktionen (Z. 8–11) offen. Insgesamt lässt sich eine Tendenz erkennen, dass sich in den Interviews das Verhältnis zwischen deklarativer Erklärung und erzählerischer Inszenierung, das sich bezüglich Schuldhaftigkeit und Verantwortung fand, umkehrt: Während Sprecher subjektive Schuld deklarieren, aber nicht inszenieren, deklarieren sie Lust nicht, neigen aber in Ansätzen dazu, sie erzählerisch inszenierend ins Gespräch hereinzuholen.

Schuldfähigkeit

Im allerletzten Abschnitt der vorliegenden Synopse soll die ohnehin eingeschlagene Richtung von der Empirie zur theoretischen Mutmaßung noch ein Stück weiter fortgesetzt werden. Aus einer Bündelung von Einsichten aus den Einzelarbeiten sowie aus den voranstehenden Teilen der Synopse könnten sich Aufschlüsse zum Begriff der *Schuldfähigkeit* ergeben.

Ein Befund, der sich in allen empirischen Einzelarbeiten wiederfindet, betrifft die Regulierung sprachlicher Agency: Sprecherinnen und Sprecher, die sich für Schlimmes verantworten müssen, neigen dazu, die eigene Urheberschaft für das problematisierte Verhalten zu relativieren, als relativiert darzustellen. Nicht immer ist das so (im Interview mit dem Politiker Spitzer beispielsweise findet sich zwar eine sorgsam etablierte Unterscheidung zwischen Bekenner-Ich und Tat-Ich, aber kein De-Agentivierung im näheren Sinn), aber oft ist es so. Die De-Agentivierung kann sich in linguistischen Formen wie der Bevorzugung der Man-Form, dem Auslassen des grammatikalischen oder zumindest semantischen Subjekts, in Passivkonstruktionen und Ähnlichem abbilden. Sie kann aber auch auf andere Weisen konstruiert werden, von denen in den Einzelarbeiten lediglich beispielhafte Darstellungen möglich waren: In den Auszügen aus Manuskript 1 etwa hat der Sprecher über verschiedene Gesprächssequenzen hinweg immer wieder versucht, durch psychologisierende Verhaltensklärungen an einer, wie es schien, exemplarischen Schuldzerzählung aus seiner Kindheit die biografischen und situativen Determinierungen seiner *Verfehltheit* herauszuarbeiten. Damit hat er den Begriff eigener Verantwortung vermieden.

In diesem Zusammenhang erhebt sich nun eine Frage, die sowohl in therapeutischer wie auch in diagnostischer Hinsicht relevant ist, wo immer Menschen unter einer sozialen oder subjektiven Zuschreibung von Schuld stehen. Sie betrifft den Zusammenhang zwischen solchen Praktiken der De-Agentivierung und der subjektiven Anerkennung von Verantwortung und Schuld, sei es durch ein Schuldgefühl oder ein Schuldbewusstsein. Sind De-Agentivierungsformen ein Hinweis darauf, dass eine Person sich ihrer Verantwortung für ein schuldverdächtiges Handeln stellt – oder sich dieser Verantwortung entzieht?

Prima facie wird man annehmen wollen: Letzteres. De-Agentivierungen in unterschiedlicher Gestalt lassen sich interpretieren als Flucht vor der eigenen Verantwortung. Tatsächlich haben beispielsweise Buchholz und Kolleginnen (2008, 2009) aus den von ihnen gefundenen De-Agentivierungspraktiken (sie verwenden den Begriff nicht) geschlossen, dass die pädosexuellen Männer ihrer Studie (a) ein im-

plizites Schuldbewusstsein haben, denn sonst würden sie die Verantwortung für ihr Handeln gar nicht als relativiert darstellen wollen, und (b) dass sie durch relativierende Darstellungspraktiken der Anerkennung ihrer Schuld aus dem Weg gehen (vgl. Manuskript 1, Fußnote 5). Im Umkehrschluss lautet diese Auffassung, dass die Anerkennung eigener Schuld aus einer hoch agentivischen Darstellung des eigenen Handelns herauszulesen sei. Das wiederum lässt sich ummünzen in die therapeutische Regel, man müsse schuldhafte Menschen (z. B. Straftäter) dazu bringen, hoch agentivisch von eigenem Handeln im Delikt zu erzählen, um sie zur Anerkennung der eigenen Schuld zu bringen. Tatsächlich ist diese Auffassung *mutatis mutandis* Bestandteil einflussreicher Konzepte zur Therapie von Straftätern (vgl. Braithwaite, 1989; McMurrin & Ward, 2004).

Die Argumentation hat einige Plausibilität für sich, aber ein kurzes Innehalten lohnt sich. Auch hier bringt Martin Walser auf andere Gedanken. Walser hat in seinem Buch *Meßmers Reisen* den Satz formuliert: »Wer sich gegen Schuld nicht wehrt, empfindet sie nicht« (Walser, 2003, S. 48). Der Satz ist nicht ausdrücklich bezogen auf die oben erörterte Rede zum Empfang des Friedenspreises, und man muss ihn nicht in diesem Zusammenhang sehen. Aber natürlich drängt es sich auf: Hier wie einige Jahre zuvor scheint Walsers Skepsis jenen Menschen zu gelten, die die Rede von eigener Schuld *zu leicht* auf der Zunge tragen. In Walsers Verständnis ist die Einsicht in eigene Schuld fast etwas zu Schweres, als dass es sich überhaupt tragen ließe; wenn einer leicht daran trägt, ist der Zweifel berechtigt, ob die Einsicht echt sei. Und umgekehrt: Wer sich ernsthaft auseinandersetzt mit der eigenen Verantwortung für etwas Schlimmes, ist gerade daran zu erkennen, dass er diese Verantwortung immer wieder von sich weist. In dieser Perspektive lassen sich Praktiken der De-Agentivierung zwar auch, wie von Buchholz und Kolleginnen (2008), als Anzeichen eines Schuldgefühls oder eines Schuldbewusstseins sehen, aber nicht mehr als Stadien einer unreifen, ungenügenden, zu überwindenden Auseinandersetzung. Mehr als dieses beständige Heranholen und Wieder-von-sich-Weisen der eigenen Verantwortung wäre dann nicht zu wollen. Schließlich wird in dieser Perspektive zweifelhaft, ob man einem Menschen, der sich vor aller Augen für schuldig erklärt und das schuldhafte Tun, wo er dazu aufgefordert wird, in hoch agentivischer Darstellung als durch und durch sein Werk zu erkennen gibt, überhaupt trauen darf. Im Gegenteil ließe sich vermuten, dass hinter solcher Souveränität des Auftritts und solcher Eindeutigkeit der Anerkennung in Wahrheit eine Gleichgültigkeit sich verbirgt: der Umstand, dass der Sprecher ein Schuldgefühl gar nicht trägt, sondern, wenn er je eins hatte, es hinter sich gelassen hat. Auch das Einüben eines mit hoher Agency angefüllten Sprechens über eigene

Verfehlungen wäre dann kein geeignetes Mittel, um Menschen an eine Auseinandersetzung mit ihrer Verantwortung heranzuführen; im Gegenteil, man führte sie daran vorbei. Man hätte die Missetäterin von einer Praxis, in der sie es immerhin intrapsychisch-regulativ wie interaktiv-pragmatisch für nötig befand, die eigene Verantwortung von sich zu weisen, weil sie sie als zu schwer erahnte, dazu gebracht, diese Verantwortung durch sprachliche Gewöhnung für gering zu achten und sich entsprechend bereitwillig zu ihr zu bekennen.

Wenn Walsers Satz, den er einer literarischen Figur in die Feder legt, zutrifft, wäre das aus ethischer Sicht betrüblich; es würde bedeuten, dass es Schuldfähigkeit nicht gibt. Mit Schuldfähigkeit ist hier nicht das gemeint, was man aus juristischer und rechtspsychologischer Sicht darunter versteht: angesprochen ist nicht die Fähigkeit zur Einsicht in Recht und Unrecht und zur Steuerung des eigenen Handelns (vgl. Schweizerisches Strafgesetzbuch, Art. 19). Schuldfähigkeit im hier gemeinten Sinn wäre das Vermögen, Schuldbewusstsein und Schuldgefühle zuzulassen, es in ihnen auszuhalten, sich zu ihnen zu bekennen und daraus die Konsequenz zu ziehen, Leid und Schaden wieder auszugleichen, wo es eben geht. Wer in diesem Sinn zu subjektiver Schuld fähig ist, behauptet seine Urheberschaft für sein Handeln auch da, wo er damit nicht nur im sozialen Urteil, sondern auch in seinem eigenen sinkt; er hält es aus in dieser Senkung und tut immerhin sein Mögliches, um auf Dauer wieder hochzukommen, im sozialen Urteil wie im eigenen. Die Alternative besteht in einer Selbstentmachtung, wie sie sich in de-agentivierenden Darstellungen andeutet und von der bereits Sykes und Matza (1957) vermuteten, dass sie »a profound alienation from self« (ebd., S. 667) bedeute. Oder aber man bleibt schuldunfähig im anderen Sinn: im Gefühl einer nicht anfechtbaren Selbstgerechtigkeit.

Literatur

- Antaki, C. (1990). Explaining events or explaining oneself? In M. J. Cody, & M. L. McLaughlin (Eds.), *The Psychology of Tactical Communication* (pp. 268–282). Clevedon: Multilingual Matters.
- Austin, J. L. (1962). *How to Do Things With Words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Bamberg, M. (2011). Narrative practice and identity navigation. In J. A. Holstein, & J. F. Gubrium (Eds.), *Varieties of narrative analysis* (pp. 99–124). London: Sage.

- Barnlund, D. C., & Yoshioka, M. (1990). Apologies: Japanese and American styles. *International Journal of Intercultural Relations*, 14(2), 193–206.
- Baumeister, R. F., Stillwell, A. M., & Heatherton, T. F. (1995). Personal narratives about guilt: Role in action control and interpersonal relationships. *Basic and Applied Social Psychology*, 17(1&2), 173–198.
- Billig, M. (1997). The dialogic unconscious: Psychoanalysis, discursive psychology and the nature of repression. *British Journal of Social Psychology*, 36, 139–159.
- Billig, M. (1999). *Freudian repression: Conversation creating the unconscious*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Blatz, C. V. (1972). Accountability and answerability. *Journal for the Theory of Social Behavior*, 2, 101–120.
- Blumstein, P. W., Carssow, K. G., Hall, J., Hawkins, B., Hoffman, R., Ishem, et al. (1974). The honoring of accounts. *American Sociological Review*, 39(4), 551–566.
- Boothe, B. (2004). *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bornmüller, F. (2012). *Selbstachtung. Anspruch und normative Geltung affirmativer Selbstverhältnisse*. Berlin: de Gruyter.
- Braithwaite, J. (1989). *Crime, shame and reintegration*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brown, P., & Levinson, S. C. (1987). *Politeness: Some universals in language usage*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Buchholz, M. B., Lamott, F. & Mörtl, K. (2008). *Tat-Sachen: Narrative von Sexualstraftätern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Buchholz, M. B., Lamott, F. & Mörtl, K. (2009). Implizites Wissen um Schuld. Aus einer Untersuchung der Erzählungen von Sexualstraftätern. *Recht und Psychiatrie*, 27(1), 3–12.
- Buttny, R. (1985). Accounts as a reconstruction of an event's context. *Communications Monographs*, 52(1), 57–77.
- Buttny, R. (1993). *Social accountability in communication*. London: Sage.
- Burke, K. (1935). *Permanence and Change: An Anatomy of Purpose*. New York: New Republic.
- Burke, K. (1945). *A Grammar of Motives*. Berkeley: University of California Press.
- Carson, C. L., & Cupach, W. R. (2000). Facing corrections in the workplace: The influence of perceived face threat on the consequences of managerial reproaches. *Journal Of Applied Communication Research*, 28(3), 215–234.
- Chomsky, N. (1965). *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge: MIT Press.

- Cody, M. J., & McLaughlin, M. L. (1985). Models for the sequential construction of accounting episodes: Situational and interactional constraints on message selection and evaluation. In R. Street, & J. Capella (Eds.), *Sequence and pattern in communicative behavior* (pp. 50–69). London: Arnold.
- Coulter, J. (2005). Language without mind. In H. te Molder, & J. Potter (Eds.), *Conversation and cognition* (pp. 79–92). New York: Cambridge University Press.
- Davidson, J. (1984). Subsequent versions of invitations, offers, requests, and proposals dealing with potential or actual rejection. In J. M. Atkinson, & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 102–128). Cambridge: Cambridge University Press.
- Demmerling, C. & Landweer, H. (2007). *Philosophie der Gefühle*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Deppermann, A. (2005). Agency in Angstdarstellungen. Unveröff. Vortragsmaterialien. Vortrag gehalten an der ZiF-Abschlusstagung »Angst, Anfall und Dissoziation«, Universität Bielefeld, Deutschland.
- Dickenberger, D. D. (2006). Reaktanz. In H. Bierhoff & D. Frey (Hrsg.), *Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie* (S. 96–102). Göttingen: Hogrefe.
- Drew, P. (1984). Speakers' Reportings in Invitation Sequences. In J. M. Atkinson & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 129–151). Cambridge: Cambridge University Press.
- Dunn, D., & Cody, M. J. (2000). Account credibility and public image: Excuses, justifications, denials, and sexual harassment. *Communications Monographs*, 67(4), 372–391.
- Ekman, P., & Friesen, W. V. (1969). The repertoire of nonverbal behavior: Categories, origins, usage, and coding. *Semiotica*, 1, 49–98.
- Ekman, P. & Friesen, W. V. (1971). Constants across cultures in the face and emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 17, 124–129.
- Feinberg, J. (1970). *Doing & Deserving: Essays in the Theory of Responsibility*. Princeton: Princeton University Press.
- Firth, A. (1995). Talking for a change: Negotiating by telephone in commodity trading. In A. Firth (Ed.), *The Discourse of Negotiation: Studies of Language in the Workplace* (pp. 183–222). Oxford: Pergamon Press.
- Fodor, J. (1979). *Representations: Philosophical Essays on the Foundations of Cognitive Science*. Cambridge: Harvard University Press.
- Försterling, F. (2001). *Attribution: An Introduction to Theories, Research, and Applications*. Hove: Psychology Press.

- Freud, S. (1999). Das Ich und das Es. In *Gesammelte Werke, Bd. XIII*, (S. 237–288). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1923)
- Fritzsche, I. (2002). Account strategies for the violation of social norms: Integration and extension of sociological and social psychological typologies. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 32(4), 371–394.
- Giossi, L. (2008). *Pädosexuelle Straftäter erzählen aus ihrer Kindheit. Eine qualitative Untersuchung anhand der Erzählanalyse JAKOB*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Psychologisches Institut.
- Goffman, E. (1967). *Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior*. New York: Anchor Books.
- Goffman, E. (1971). *Relations in Public: Microstudies of the Public Order*. New York: Basic Books.
- Gonzales, M. H., Manning, D. J., & Haugen, J. A. (1992). Explaining our sins: Factors influencing offender accounts and anticipated victim responses. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62(6), 958–971.
- Grice, P. (1989). Logic and Conversation. In *Studies in the Way of Words*, (p. 22–40). Cambridge: Harvard University Press.
- Günthner, S. (1999). Beschwerdeerzählungen als narrative Hyperbeln. In J. Bergmann & T. Luckmann (Hrsg.), *Kommunikative Konstruktion von Moral. Bd. 1* (S. 174–205). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hampe, M. (2006). *Erkenntnis und Praxis. Zur Philosophie des Pragmatismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hartung, M. (1998). *Ironie in der Alltagssprache – Eine gesprächsanalytische Untersuchung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hegel, G. W. F. (1986). *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen. Werke, Bd. 7*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (Original erschienen 1820)
- Heidegger, M. (2001). *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer. (Original erschienen 1926)
- Heider, F. (1958). *The psychology of interpersonal relations*. New York: John Wiley.
- Heritage, J. (1984). A change-of-state token and aspects of its sequential placement. In J. M. Atkinson & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 299–345). Cambridge: Cambridge University Press.
- Heritage, J. (1988). Explanations as accounts: A conversation analytic perspective. In C. Antaki (Ed.), *Analyzing Lay Explanation: A Case Book of Methods* (pp. 127–144). London: Sage.

- Heritage, J. (1990/1991). Intention, meaning and strategy: observations on constraints on interaction analysis. *Research on Language and Social Interaction*, 24, 311–32.
- Heritage, J. (2005). Cognition in discourse. In H. te Molder, & J. Potter (Eds.), *Conversation and Cognition* (pp. 184–202). Cambridge: Cambridge University Press.
- Hewitt, J. P., & Stokes, R. (1975). Disclaimers. *American Sociological Review*, 1–11.
- Hochschild, A. R. (1979). Emotion Work, Feeling Rules and Social Structure. *American Journal of Sociology*, 85, 551–575.
- Hochschild, A. R. (1983). *The Managed Heart: The Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: The University of California Press.
- Hodgins, H. S., & Liebeskind, E. (2003). Apology versus defense: Antecedents and consequences. *Journal of Experimental Social Psychology*, 39(4), 297–316.
- Holmes, J. (1990). Apologies in New Zealand English. *Language in society*, 19(2), 155–199.
- Holtgraves, T. (1989). The form and function of remedial moves: Reported use, psychological reality and perceived effectiveness. *Journal of language and social psychology*, 8(1), 1–16.
- Holtz, G. (2007). *Damit Gott sei alles in allem: Studien zum paulinischen und frühjüdischen Universalismus*. Berlin: de Gruyter.
- Houtkoop-Steenstra, H. (1990). Accounting for proposals. *Journal of Pragmatics*, 14(1), 111–124.
- Itoi, R., Ohbuchi, K. I., & Fukuno, M. (1996). A Cross-Cultural Study of Preference of Accounts: Relationship Closeness, Harm Severity, and Motives of Account Making¹. *Journal of Applied Social Psychology*, 26(10), 913–934.
- Izard, C. E. (1977). *Human emotions*. New York: Plenum Press.
- James, W. (1884). What is an emotion? *Mind*, 9, 188–205.
- Kelley, H. H. (1972). Causal schemata and the attribution process. In E. E. Jones, Kanouse, D. E., Kelley, H. H., Nisbett, R. E., Valins, S., & Weiner, B. (Eds.), *Attribution: Perceiving the causes of behavior* (pp. 1–26). Morristown: General Learning Press.
- Kohler, G. (2012). Sokrates' Stachel. Oder: Warum wir in Rationalität verstrickt sind. In B. Boothe, A. Cremonini & G. Kohler (Hrsg.), *Psychische Regulierung, kollektive Praxis und der Raum der Gründe. Ein Problemaufriss* (S. 163–193). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Labov, W., & Fanshel, D. (1977). *Therapeutic discourse: Psychotherapy as conversation*. New York: Academic Press.

- Lange, C. (2013). *Über Gemütsbewegungen. Ihr Wesen und ihr Einfluß auf körperliche, besonders auf krankhafte Lebenserscheinungen. Ein medizinisch-psychologische Studie*. Bremen: Bremen University Press. (Original erschienen 1887)
- Lehtimaja, I. (2011). Teacher-oriented address terms in students' reproach turns. *Linguistics and Education*, 22(4), 348–363.
- Lewis, H. B. (1971). *Shame and Guilt in Neurosis*. New York: International University Press.
- Lutfiyya, M. N. & Miller, D. E. (1986). Disjunctures and the process of interpersonal accounting. In C. J. Couch, S. L. Saxton, & M. A. Katovich (Eds.), *Studies in Symbolic Interaction: The Iowa School* (pp. 131–148). Greenwich: JAI.
- Lyman, S. (2000). Accounts: Roots and Foundations. In C. D. Bryant (Ed.), *Encyclopedia of Criminology and Deviant Behavior* (pp. 7–13). Philadelphia: Brunner-Routledge.
- McLaughlin, M. L., Cody, M. J., & O'Hair, H. (1983). The management of failure events: Some contextual determinants of accounting behavior. *Human Communication Research*, 9(3), 208–224.
- McLaughlin, M. L., Cody, M. J., & Rosenstein, N. E. (1983). Account sequences in conversations between strangers. *Communications Monographs*, 50(2), 102–125.
- McMurrin, M., & Ward, T. (2004). Motivating offenders to change in therapy: An organising framework. *Legal & Criminological Psychology*, 9, 295–311.
- Mills, C. W. (1940). Situated actions and vocabularies of motive. *American Sociological Review*, 5(6), 904–913.
- Minor, W. W. (1981). Techniques of neutralization: A reconceptualization and empirical examination. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 18(2), 295–318.
- Morris, G. H. (1988). Accounts in selection interviews. *Journal of Applied Communication Research*, 16, 82–98.
- Morris, G. H., & Coursey, M. (1989). Negotiating the meaning of employees' conduct: How managers evaluate employees' accounts. *Southern Communication Journal*, 54(2), 185–205.
- Morris, G. H., White, C. H., & Iltis, R. (1994). "Well, ordinarily I would, but": Reexamining the nature of accounts for problematic events. *Research on Language and Social Interaction*, 27(2), 123–144.
- Ohbuchi, K. I., & Sato, K. (1994). Children's reactions to mitigating accounts: Apologies, excuses, and intentionality of harm. *The Journal of Social Psychology*, 134(1), 5–17.
- Owen, M. (1983). *Apologies and remedial interchanges*. Den Haag: Mouton.

- Pinker, S. (2005). So How Does the Mind Work? *Mind and Language* 20(1), 1–24.
- Pomerantz, A. (1978). Attributions of Responsibility: Blamings. *Sociology*, 12(1), 115–121.
- Pomerantz, A. (1984). Agreeing and disagreeing with assessments: Some features of preferred/dispreferred turn shapes. In J. M. Atkinson, & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 57–101). Cambridge: Cambridge University Press.
- Pomerantz, A. (1990/1991). Mental concepts in the analysis of social action. *Research on Language & Social Interaction*, 24(1-4), 299–310.
- Potter, J., & Wetherell, M. (1987). *Discourse and Social Psychology: Beyond Attitudes and Behaviour*. London: Sage.
- Rorty, R. M. (Ed.). (1967). *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*. Chicago: University of Chicago Press.
- Rosenblum, K. E. (1987). When is a question an accusation? *Semiotica*, 65(1-2), 143–156.
- Schahn, J. (1993). Die Rolle von Entschuldigungen und Rechtfertigungen für umweltschädigendes Verhalten. In J. Schahn & T. Giesinger (Hrsg.), *Psychologie für den Umweltschutz* (S. 51–61). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Schegloff, E. A., & Sacks, H. (1973). Opening up closings. *Semiotica*, 8, 289–327.
- Scherer, K. (2005). What are emotions and how can they be measured? *Social Science Information*, 44(4), 695–729.
- Schlenker, B. R., & Darby, B. W. (1981). The use of apologies in social predicaments. *Social Psychology Quarterly*, 44, 271–278.
- Schönbach, P. (1980). A category system for account phases. *European Journal of Social Psychology*, 10(2), 195–200.
- Schönbach, P. (1990). *Account episodes. The management or escalation of conflict*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schönbach, P., & Kleibauhüter, P. (1990). Severity of reproach and defensiveness of accounts. In M. J. Cody, & M. L. McLaughlin (Eds.), *The Psychology of Tactical Communication* (pp. 229–243). Clevedon England: Multilingual Matters.
- Scott, M. B. (1993). Foreword. In R. Buttny (1993), *Social accountability in communication*. London: Sage.
- Scott, M. B., & Lyman, S. M. (1968). Accounts. *American Sociological Review*, 23, 46–62.
- Searle, J., & Vanderveken, D. (1985). *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Seligman, M. (1975). *Helplessness: On Depression, Development, and Death*. San Francisco: W.H. Freeman.
- Shweder, R. A., Much, N. C., Mahapatra, M., & Park L. (1997). The "Big Three" of morality (autonomy, community, divinity) and the "Big Three" explanation of suffering. In A. Brandt, & P. Rozin (Eds.), *Morality and Health* (pp. 119–169). New York: Routledge.
- Sitkin, S. B., & Bies, R. J. (1993). Social accounts in conflict situations: Using explanations to manage conflict. *Human Relations*, 46(3), 349–370.
- Snyder, C. R., & Higgins, R. L. (1988). Excuses: their effective role in the negotiation of reality. *Psychological bulletin*, 104(1), 23–35.
- Snyder, C. R., Higgins, R. L., & Stucky, R. J. (1983). *Excuses: Masquerades in search of grace*. New York: Wiley.
- Stets, J. E., & Carter, M. J. (2011). The Moral Self: Applying Identity Theory. *Social Psychology Quarterly*, 74(2), 192–215.
- Strasberg, L. (1987). *A Dream of Passion: The Development of the Method*. Boston: Little, Brown and Company.
- Sykes, G. M., & Matza, D. (1957). Techniques of neutralization: A theory of delinquency. *American Sociological Review*, 22(6), 664–670.
- Tangney, J. P. (1992). Situational determinants of shame and guilt in young adulthood. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, 199–206.
- Tangney, J. P., & Dearing, R. L. (2003). *Shame and Guilt*. Guilford Press.
- Tangney, J. P., & Fisher, K. W. (Eds.). (1995). *Self-conscious emotions: Shame, guilt, embarrassment, and pride*. New York: Guilford.
- Tangney, J. P., Stuewig, J., & Mashek, D. J. (2007). Moral emotions and moral behavior. *Annual Review of Psychology*, 58, 345–372.
- Tappan, M. B. (1999). Authoring a Moral Self: A Dialogical Perspective. *Journal of Constructivist Psychology*, 12(2), 117–131.
- Thibodeau, R., & Aronson, E. (1992). Taking a closer look: Reasserting the role of the self-concept in dissonance theory. *Personality And Social Psychology Bulletin*, 18(5), 591–602.
- Tracy, J. L., & Robins, R. W. (2004). Putting the self into self-conscious emotions: A theoretical model. *Psychological Inquiry*, 15, 103–125.
- Vangelisti, A. L., Daly, J. A., & Rudnick, J. (1991). Making people feel guilty in conversations. *Human Communication Research*, 18(1), 3–39.
- Walser, M. (1998). *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Mit der Laudatio von Frank Schirrmacher*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Walser, M. (2003). *Meßmers Reisen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Watanabe, J. (1988). Das Problem des Gewissens bei Heidegger und Hegel. *Journal of the Faculty of Letters, The University of Tokyo, Aesthetics*, 13, 37–45.
- Weiner, B. (1992). *Human Motivation: Metaphors, Theories and Research*. Newbury Park: Sage.

Gesamthafte Literaturverzeichnis

- Amodio, D. M., Devine, P. G., & Harmon-Jones, E. (2007). A dynamic model of guilt: Implications for motivation and self-regulation in the context of prejudice. *Psychological Science*, 18(6), 524–530.
- Antaki, C. (1990). Explaining events or explaining oneself? In M. J. Cody, & M. L. McLaughlin (Eds.), *The Psychology of Tactical Communication* (pp. 268–282). Clevedon: Multilingual Matters.
- App, B., McIntosh, D. N., Reed, C. L., & Hertenstein, M. J. (2011). Nonverbal channel use in communication of emotion: How may depend on why. *Emotion*, 11(3), 603–617.
- Arboleda, L. & Zschokke, V. (2012). Sprachgeschehen struktureller Störungen. Narrative und interaktive Beziehungsgestaltung bei Patientinnen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*, 30(3/4).
- Atkinson, P. & Delamont, S. (2006). Rescuing narrative from qualitative research. *Narrative Inquiry*, 16(1), 164–172.
- Atkinson, J. M. & Heritage, J. (Hrsg.). (1984). *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Austin, J. L. (1962). *How to Do Things With Words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Baird, J. A. & Astington, J. W. (2004). The role of mental state understanding in the development of moral cognition and moral action. *New Directions for Child and Adolescent Development*, 103, 37–49.
- Bamberg, M. (2006). Agency. In D. Herman, M. Jahn, & M.-L. Ryan (Eds.), *The Routledge encyclopedia of narrative theory*. New York: Routledge.
- Bamberg, M. (2010). Blank check for biography? Openness and ingenuity in the management of the ›Who-Am-I-Question‹. In D. Schiffrin, A. De Fina, & A. Nylund (Eds.), *Telling stories: Language, narrative, and social life* (pp. 109–121). Washington: Georgetown University Press.
- Bamberg, M. (2011). Narrative practice and identity navigation. In J. A. Holstein, & J. F. Gubrium (Eds.), *Varieties of narrative analysis* (pp. 99–124). London: Sage.
- Bamberg, M. (2012). Narrative analysis. In H. Cooper (Editor-in-chief), *APA handbook of research methods in psychology*, Vol. 2 (pp. 77–94). Washington: APA Press.

- Bamberg, M., De Fina, A., & Schifffrin, D. (2011). Discourse and identity construction. In S. Schwartz, K. Luyckx, & V. Vignoles (Hrsg.), *Handbook of Identity Theory and Research* (pp. 177–199). Berlin: Springer.
- Bamberg, M. & Georgakopoulou, A. (2008). Small Stories as a New Perspective in Narrative and Identity Analysis. *Text & Talk*, 28 (3), 377–396.
- Bandura, A. (2001). Social cognitive theory: An agentic perspective. *Annual Review of Psychology*, 52(1), 1–26.
- Barnlund, D. C. & Yoshioka, M. (1990). Apologies: Japanese and American styles. *International Journal of Intercultural Relations*, 14(2), 193–206.
- Barrett, K. C. (1995). A functionalist approach to shame and guilt. In J. P. Tangney, & K. W. Fischer (Eds.), *Self-conscious emotions: the psychology of shame, guilt, embarrassment and pride* (pp. 64–113). New York: Guilford.
- Baumeister, R. F., Stillwell, A. M., & Heatherton, T. F. (1994). Guilt: An interpersonal approach. *Psychological Bulletin*, 115(2), 243–267.
- Baumeister, R. F., Stillwell, A. M., & Heatherton, T. F. (1995). Personal narratives about guilt: Role in action control and interpersonal relationships. *Basic and Applied Social Psychology*, 17(1&2), 173–198.
- Bedford, O. & Hwang, K. K. (2003). Guilt and Shame in Chinese Culture: A Cross-cultural Framework from the Perspective of Morality and Identity. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 33(2), 127–144.
- Bem, D. J. (1967). Self-perception: An alternative interpretation of cognitive dissonance phenomena. *Psychological review*, 74(3), 183–200.
- Bem, D. J. (1972). Self-Perception Theory. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in Experimental Social Psychology*, Vol. 6 (pp. 1–62). New York: Academic Press.
- Bergmann, J. R. (1987). *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin: de Gruyter.
- Berger, P. L. & Luckmann, T. (1966). *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Garden City: Anchor Books.
- Berndsen, M., Van der Pligt, J., Doosje, B., & Manstead, A. S. (2004). Guilt and regret: the determining role of interpersonal and intrapersonal harm. *Cognition & Emotion*, 18, 55–70.
- Bethmann, S., Helfferich, C., Hoffmann, H. & Niermann, D. (Hrsg.). (2012). *Agency: Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Billig, M. (1997). The dialogic unconscious: Psychoanalysis, discursive psychology and the nature of repression. *British Journal of Social Psychology*, 36, 139–159.

- Billig, M. (1999). *Freudian repression: Conversation creating the unconscious*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Blatz, C. V. (1972). Accountability and answerability. *Journal for the Theory of Social Behavior*, 2, 101–120.
- Blumstein, P. W., Carssow, K. G., Hall, J., Hawkins, B., Hoffman, R., Ishem, et al. (1974). The honoring of accounts. *American Sociological Review*, 39(4), 551–566.
- Bohnsack, R. (2003). *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung* (5. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Boothe, B. (1994). *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Boothe, B. (2004). *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Boothe, B. (2011). *Das Narrativ: Biografisches Erzählen im psychotherapeutischen Prozess*. Stuttgart: Schattauer.
- Boothe, B., Grimmer, B., Luder, M., Luif, V., Neukom, M. & Spiegel, U. (2002). *Manual der Erzählanalyse Jakob. Version 10/02. Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie, Nr. 51*. Zürich: Psychologisches Institut der Universität Zürich.
- Bornmüller, F. (2012). *Selbstachtung. Anspruch und normative Geltung affirmativer Selbstverhältnisse*. Berlin: de Gruyter.
- Braithwaite, J. (1989). *Crime, shame and reintegration*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Brannen, J. (2005). Mixing methods: The entry of qualitative and quantitative approaches into the research process. *International Journal of Social Research Methodology*, 8, 173–184.
- Breuer, F. (2009). *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Brinker, K. (1992). *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden* (3. Aufl.). Berlin: Erich Schmidt.
- Brockmeier, J. (2012). *Narrative and experience*. Unveröff. Vortragsmaterialien. Vortrag gehalten am FRIAS-Workshop »Narrative strategies in trauma narratives: Coherence and identity«, Universität Freiburg, Deutschland.
- Brown, P., & Levinson, S. C. (1987). *Politeness: Some universals in language usage*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bruner, J. (1986). *Actual Minds, Possible Worlds*. Cambridge: Harvard University Press.
- Buber, M. (1958). *Schuld und Schuldgefühle*. Heidelberg: L. Schneider.

- Buchholz, M. B. (2012). Reden mit Einreden, Reden von Ausreden. Implizites Wissen von Schuld. In B. Boothe, A. Cremonini & G. Kohler (Hrsg.), *Psychische Regulierung, kollektive Praxis und der Raum der Gründe. Ein Problemaufriss* (S. 215–243). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Buchholz, M. B., Lamott, F. & Mörtl, K. (2008). *Tat-Sachen: Narrative von Sexualstraftätern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Buchholz, M. B., Lamott, F. & Mörtl, K. (2009). Implizites Wissen um Schuld. Aus einer Untersuchung der Erzählungen von Sexualstraftätern. *Recht und Psychiatrie*, 27 (1), 3–12.
- Bundschuh, C. (2001). *Pädosexualität. Entstehungsbedingungen und Erscheinungsformen*. Opladen: Leske & Budrich.
- Burke, K. (1935). *Permanence and Change: An Anatomy of Purpose*. New York: New Republic.
- Burke, K. (1945). *A Grammar of Motives*. Berkeley: University of California Press.
- Buttny, R. (1985). Accounts as a reconstruction of an event's context. *Communications Monographs*, 52(1), 57–77.
- Buttny, R. (1993). *Social accountability in communication*. London: Sage.
- Carnì, S., Petrocchi, N., Miglio, C., Mancini, F., & Couyoumdjian, A. (2013). Intrapyschic and interpersonal guilt: A critical review of the recent literature. *Cognitive Processing* (June 2013).
- Carson, C. L. & Cupach, W. R. (2000). Facing corrections in the workplace: The influence of perceived face threat on the consequences of managerial reproaches. *Journal Of Applied Communication Research*, 28(3), 215–234.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. Thousand Oaks: Sage.
- Chomsky, N. (1965). *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge: MIT Press.
- Clark, M. S. (1984). Record keeping in two types of relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 47, 549–557.
- Clark, M. S. & Mills, J. R. (2012). A theory of communal (and exchange) relationships. In P. A. Van Lange, A. W. Kruglanski, & E. T. Higgins (Eds.), *Handbook of Theories of Social Psychology, Vol. 2* (pp. 232–250). Thousand Oaks: Sage.
- Cody, M. J. & McLaughlin, M. L. (1985). Models for the sequential construction of accounting episodes: Situational and interactional constraints on message selection and evaluation. In R. Street, & J. Capella (Eds.), *Sequence and pattern in communicative behavior* (pp. 50–69). London: Arnold.
- Coulter, J. (2005). Language without mind. In H. te Molder, & J. Potter (Eds.), *Conversation and cognition* (pp. 79–92). New York: Cambridge University Press.

- Cushman, F. A. (2008). Crime and punishment: Distinguishing the roles of causal and intentional analyses in moral judgment. *Cognition*, 108(2), 353–380.
- Czarniawska, B. (2004). *Narratives in social science research. Introducing qualitative methods*. London: Sage.
- Darley, J. M. & Shultz, T. R. (1990). Moral Rules – Their Content And Acquisition. *Annual Review of Psychology*, 41, 525–556.
- Darwin, C. (1998). *The expression of the emotions in man and animals*. Oxford: Oxford University Press. (Original erschienen 1872)
- Davidson, J. (1984). Subsequent versions of invitations, offers, requests, and proposals dealing with potential or actual rejection. In J. M. Atkinson, & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 102–128). Cambridge: Cambridge University Press.
- De Fina, A. (2009). Narratives in interview – The case of accounts. For an interactional approach to narrative genres. *Narrative Inquiry*, 19(2), 233–258.
- Demmerling, C. & Landweer, H. (2007). *Philosophie der Gefühle*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Deppermann, A. (2000). Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse. *Gesprächsfor-schung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, 1, 96–124.
- Deppermann, A. (2005). *Agency in Angstdarstellungen*. Unveröff. Vortragsmanuskript. Vortrag gehalten an der ZiF-Abschlussstagung »Angst, Anfall und Dissoziation«, Bielefeld, Deutschland.
- Deppermann, A. (2008). *Gespräche analysieren: Eine Einführung* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dickenberger, D. D. (2006). Reaktanz. In H. Bierhoff & D. Frey (Hrsg.), *Handbuch der Sozialpsychologie und Kommunikationspsychologie* (S. 96–102). Göttingen: Hogrefe.
- Drew, P. (1984). Speakers' Reportings in Invitation Sequences. In J. M. Atkinson & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 129–151). Cambridge: Cambridge University Press.
- Dunn, D. & Cody, M. J. (2000). Account credibility and public image: Excuses, justifications, denials, and sexual harassment. *Communications Monographs*, 67(4), 372–391.
- Duranti, A. (2004). Agency in Language. In A. Duranti (Ed.), *A Companion to Linguistic Anthropology* (pp. 451–473). Malden: Blackwell.
- Edwards, D. (1997). *Discourse and cognition*. London: Sage.

- Edwards, D. (2005). Moaning, whining and laughing: The subjective side of complaints. *Discourse Studies*, 7(1), 5–29.
- Edwards, D. (2005). Discursive psychology. In K. L. Fitch, & R. E. Sanders (Eds.), *Handbook of language and social interaction* (pp. 257–273). New York: Erlbaum.
- Edwards, D. & Potter, J. (1992). *Discursive Psychology*. London: Sage.
- Edwards, D. & Potter, J. (2005). Discursive psychology, mental states and descriptions. In H. te Molder, & J. Potter (Eds.), *Conversation and Cognition* (pp. 241–259). Cambridge: Cambridge University Press.
- Eickhoff, F.-W. (2009). Über den Prozess der Nachträglichkeit. In *Primäre Identifizierung, Nachträglichkeit und »entlehntes unbewußtes Schuldgefühl«*. *Ausgewählte Schriften zu psychoanalytischen Themen 1976 bis 2008. Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft Bd. 24*, (S. 23–32). Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Eisenberg, N., Spinrad, T. L., & Sadovsky, A. (2006). Empathy-related responding in children. In M. Killen, & J. G. Smetana (Eds.), *Handbook of Moral Development* (pp. 517–49). Hillsdale: Erlbaum
- Eisenberg, N., Valiente, C., & Champion, C. (2004). Empathy-related responding: moral, social, and socialization correlates. In A. G. Miller (Ed.), *The Social Psychology of Good and Evil* (pp. 386–415). New York: Guilford.
- Ekman, P. (1992). Facial expressions of emotion: New findings, new questions. *Psychological Science*, 3(1), 34–38.
- Ekman, P. (1999). Basic emotions. In T. Dalgleish, & M. J. Power (Eds.), *Handbook of cognition and emotion* (pp. 45–60). New York: John Wiley & Sons.
- Ekman, P. & Friesen, W. V. (1969). The repertoire of nonverbal behavior: Categories, origins, usage, and coding. *Semiotica*, 1, 49–98.
- Ekman, P. & Friesen, W. V. (1971). Constants across cultures in the face and emotion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 17, 124–129.
- Erikson, E. H. (1950). *Childhood and Society*. New York: W. W. Norton & Company.
- Farnill, D. (1974). The effects of social judgment set on children's use of intent information. *Journal of Personality*, 42(2), 276–289.
- Feinberg, J. (1970). *Doing & Deserving: Essays in the Theory of Responsibility*. Princeton: Princeton University Press.
- Ferguson, T. J. & Stegge, H. (1998). Measuring guilt in children: a rose by any other name still has its thorns. In J. Bybee (Ed.), *Guilt and children* (pp. 19–67). San Diego: Academic Press.
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford: Stanford University Press.

- Firth, A. (1995). Talking for a change: Negotiating by telephone in commodity trading. In A. Firth (Ed.), *The Discourse of Negotiation: Studies of Language in the Workplace* (pp. 183–222). Oxford: Pergamon Press.
- Fodor, J. (1979). *Representations: Philosophical Essays on the Foundations of Cognitive Science*. Cambridge: Harvard University Press.
- Försterling, F. (2001). *Attribution: An Introduction to Theories, Research, and Applications*. Hove: Psychology Press.
- Fox, B. A., Thompson, S. A., Ford, C. E., & Couper-Kuhlen, E. (2012). Conversation Analysis and Linguistics. In J. Sidnell, & T. Stivers (Eds.), *The Handbook of Conversation Analysis* (pp. 726–740). London: Blackwell.
- Frankfurt, H. (1993). Die Notwendigkeit von Idealen. In W. Edelstein, G. Nunner-Winkler & G. Noam (Hrsg.), *Moral und Person* (S. 107–118). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1999). Die Traumdeutung. In *Gesammelte Werke, Bd. 2/3*, (S. 1–642). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1900)
- Freud, S. (1999). Trauer und Melancholie. In *Gesammelte Werke, Bd. X*, (S. 428–446). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1917)
- Freud, S. (1999). Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. In *Gesammelte Werke, Bd. XII*, (S. 29–157). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1918)
- Freud, S. (1999). Jenseits des Lustprinzips. In *Gesammelte Werke, Bd. XIII*, (S. 3–69). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1920)
- Freud, S. (1999). Das Ich und das Es. In *Gesammelte Werke, Bd. XIII*, (S. 237–288). Frankfurt a. M.: S. Fischer. (Original erschienen 1923)
- Freud, S. (1999). Entwurf einer Psychologie. In *Gesammelte Werke, Nachtragsband, Texte aus den Jahren 1885–1938*, (S. 375–486). Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Fritzsche, I. (2002). Account strategies for the violation of social norms: Integration and extension of sociological and social psychological typologies. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 32(4), 371–394.
- Fuchs, H. (1969). *Der Fragebogen Gottes*. Baden-Baden: Trobisch.
- Garfinkel, H. (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Georgakopoulou, A. (2007). *Small stories, interaction and identities*. Amsterdam: Benjamins.
- Giner-Sorolla, R., Piazza, J., & Espinosa, P. (2011). What do the TOSCA guilt and shame scales really measure: Affect or action? *Personality and Individual Differences*, 51, 445–450.

- Gino, F., Shu, L., & Bazerman, M. (2010). Nameless + harmless = blameless: When seemingly irrelevant factors influence judgment of (un)ethical behavior. *Organizational Behavior and Human Decision Processes*, 111(2), 93–101.
- Giossi, L. (2008). *Pädosexuelle Straftäter erzählen aus ihrer Kindheit. Eine qualitative Untersuchung anhand der Erzählanalyse JAKOB*. Unveröff. Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, Psychologisches Institut.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. (1967). *Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Mill Valley: The Sociology Press.
- Goffman, E. (1955). On Face-work: An Analysis of Ritual Elements of Social Interaction. *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes* 18 (3), 213–231.
- Goffman, E. (1959). *The presentation of self in everyday life*. Garden City: Doubleday.
- Goffman, E. (1963). *Stigma. Notes on the management of spoiled identity*. Englewood-Cliffs: Prentice-Hall.
- Goffman, E. (1967). On Face-Work. An Analysis of Ritual Elements in Social Interaction. In *Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior*, (S. 5–45). New York: Anchor Books.
- Goffman, E. (1967). *Interaction Ritual: Essays on Face-to-Face Behavior*. New York: Anchor Books.
- Goffman, E. (1971). *Relations in Public: Microstudies of the Public Order*. New York: Basic Books.
- Goffman, E. (1981). *Forms of Talk*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Gonzales, M. H., Manning, D. J., & Haugen, J. A. (1992). Explaining our sins: Factors influencing offender accounts and anticipated victim responses. *Journal of Personality and Social Psychology*, 62(6), 958–971.
- Grice, P. (1989). Logic and Conversation. In *Studies in the Way of Words*, (p. 22–40). Cambridge: Harvard University Press.
- Günthner, S. (1999). Beschwerdeerzählungen als narrative Hyperbeln. In J. Bergmann & T. Luckmann (Hrsg.), *Kommunikative Konstruktion von Moral. Bd. 1* (S. 174–205). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Habermas, T. (2011). Moralische Emotionen: Ärger in Alltagserzählungen. In U. Beumer, T. Hoyer & M. Leuzinger-Bohleber (Hrsg.), *Jenseits des Individuums – Emotion und Organisation* (S. 329–350). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hahn, A. (1982). Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematizierung und Zivilisationsprozess. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34(3), 407–434.

- Haidt, J. (2003). The moral emotions. In R. J. Davidson, K. R. Scherer, & H. H. Goldsmith (Eds.), *Handbook of affective sciences* (pp. 852–870). Oxford: Oxford University Press.
- Hampe, M. (2006). *Erkenntnis und Praxis. Zur Philosophie des Pragmatismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Harris, B. (1977). Developmental differences in the attribution of responsibility. *Developmental Psychology*, 13(3), 257–265.
- Hartung, M. (1998). *Ironie in der Alltagssprache – Eine gesprächsanalytische Untersuchung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hausendorf, H. (2012). Wie erzählt man einen Traum? Fragmente einer Ethnomethodologie der Traumkonversation. In R. Ayaß & C. Meyer (Hrsg.), *Wie erzählt man einen Traum? Fragmente einer Ethnomethodologie der Traumkonversation* (S. 643–660). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hegel, G. W. F. (1986). *Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Mit Hegels eigenhändigen Notizen und den mündlichen Zusätzen. Werke, Bd. 7*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (Original erschienen 1820)
- Heidegger, M. (2001). *Sein und Zeit*. Tübingen: Max Niemeyer. (Original erschienen 1926)
- Heider, F. (1958). *The psychology of interpersonal relations*. New York: John Wiley.
- Henning, T. (2009). *Person sein und Geschichten erzählen: Eine Studie über personale Autonomie und narrative Gründe*. Berlin: de Gruyter.
- Heritage, J. (1984). A change-of-state token and aspects of its sequential placement. In J. M. Atkinson & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 299–345). Cambridge: Cambridge University Press.
- Heritage, J. (1988). Explanations as accounts: A conversation analytic perspective. In C. Antaki (Ed.), *Analyzing Lay Explanation: A Case Book of Methods* (pp. 127–144). London: Sage.
- Heritage, J. (1990/1991). Intention, meaning and strategy: Observations on constraints on interaction analysis. *Research on Language and Social Interaction*, 24, 311–32.
- Heritage, J. (2005). Cognition in discourse. In H. te Molder, & J. Potter (Eds.), *Conversation and Cognition* (pp. 184–202). Cambridge: Cambridge University Press.
- Hewitt, J. P. & Stokes, R. (1975). Disclaimers. *American Sociological Review*, 1–11.
- Hirsch, M. (2010). Schuld und Schuldgefühl aus psychoanalytischer Sicht. In J. Körner & B. Müller (Hrsg.), *Schuldbewusstsein und reale Schuld* (S. 25–39). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Hochschild, A. R. (1979). Emotion Work, Feeling Rules and Social Structure. *American Journal of Sociology*, 85, 551–575.
- Hochschild, A. R. (1983). *The Managed Heart: The Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: The University of California Press.
- Hodgins, H. S. & Liebeskind, E. (2003). Apology versus defense: Antecedents and consequences. *Journal of Experimental Social Psychology*, 39(4), 297–316.
- Hoffman, M. L. (1997). Varieties of empathy-based guilt. In J. Bybee (Ed.), *Guilt in children* (pp. 91–112). New York: Academic Press.
- Hoffman, M. L. (2000). *Empathy and moral development: Implications for caring and justice*. New York: Cambridge University Press.
- Hoffman, M. L. & Saltzstein, H. D. (1967). Parent discipline and the child's moral development. *Journal of Personality and Social Psychology*, 5, 45–57.
- Holmes, J. (1990). Apologies in New Zealand English. *Language in society*, 19(2), 155–199.
- Holtgraves, T. (1989). The form and function of remedial moves: Reported use, psychological reality and perceived effectiveness. *Journal of language and social psychology*, 8(1), 1–16.
- Holtz, G. (2007). *Damit Gott sei alles in allem: Studien zum paulinischen und frühjüdischen Universalismus*. Berlin: de Gruyter.
- Houtkoop-Steenstra, H. (1990). Accounting for proposals. *Journal of Pragmatics*, 14(1), 111–124.
- Hutchby, I. & Wooffitt, R. (2008). *Conversation Analysis* (2nd ed.). New York: John Wiley & Sons.
- Itoi, R., Ohbuchi, K. I., & Fukuno, M. (1996). A Cross-Cultural Study of Preference of Accounts: Relationship Closeness, Harm Severity, and Motives of Account Making¹. *Journal of Applied Social Psychology*, 26(10), 913–934.
- Izard, C. E. (1977). *Human emotions*. New York: Plenum Press.
- Izard, C. E. (1994). *Die Emotionen des Menschen: Eine Einführung in die Grundlagen der Emotionspsychologie* (2. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Izard, C. E. & Ackerman, B. P. (2000). Motivational, organizational and regulatory functions of discrete emotions. In M. Lewis, & J. Haviland (Eds.), *Handbook of emotions* (pp. 253–264). New York: Guilford.
- James, W. (1884). What is an emotion? *Mind*, 9, 188–205.
- Jefferson, G. (1978). Sequential aspects of story telling in conversation. In J. N. Schenkein (Ed.), *Studies in the organization of conversational interaction* (pp. 213–248). New York: Academic Press.

- Jefferson, G. (2004). Glossary of transcript symbols with an introduction. In G. H. Lerner (Ed.), *Conversation analysis: Studies from the first generation* (pp. 13–23). Philadelphia: John Benjamins.
- Jefferson, G., Sacks, H., & Schegloff, E. A. (1987). Notes on laughter in the pursuit of intimacy. In G. Button & J. R. E. Lee (Eds.), *Talk and social organization*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Joireman, J. (2004). Empathy and the self-absorption paradox II: Self-rumination and self-reflection as mediators between shame, guilt, and empathy. *Self and Identity*, 3(3), 225–238.
- Kelley, H. H. (1972). Causal schemata and the attribution process. In E. E. Jones, Kanouse, D. E., Kelley, H. H., Nisbett, R. E., Valins, S., & Weiner, B. (Eds.), *Attribution: Perceiving the causes of behavior* (pp. 1–26). Morristown: General Learning Press.
- Keltner, D. & Buswell, B. N. (1997). Embarrassment: Its distinct form and appeasement functions. *Psychological Bulletin*, 122, 250–270.
- Keltner, D. & Gross, J. J. (1999). Functional accounts of emotions. *Cognition & Emotion*, 13, 467–480.
- Klein, C. & Martínez, M. (Hrsg.). (2009). *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. Stuttgart: Metzler.
- Kochanska, G., Gross, J. N., Lin, M., & Nichols, K. E. (2002). Guilt in young children: Development, determinants, and relations with a broader system of standards. *Child Development*, 73(2), 461–482.
- Kocherscheidt, K., Fiedler, P., Kronmüller, K. T., Backenstraß, M. & Mundt, C. (2002). Zur empirischen Unterscheidung von Scham und Schuld. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 23(2), 217–224.
- Körner, J. & Müller, B. (Hrsg.). (2010). *Schuldbewusstsein und reale Schuld*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Kohlberg, L. (1981). *Essays on Moral Development, Vol. I: The Philosophy of Moral Development*. San Francisco: Harper & Row.
- Kohlberg, L., Levine, C., & Hewer, A. (1983). *Moral stages: a current formulation and a response to critics*. New York: Karger.
- Kohler, G. (2012). Sokrates' Stachel. Oder: Warum wir in Rationalität verstrickt sind. In B. Boothe, A. Cremonini & G. Kohler (Hrsg.), *Psychische Regulierung, kollektive Praxis und der Raum der Gründe. Ein Problemaufriss* (S. 163–193). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kroll, J. & Egan, E. (2004). Psychiatry, moral worry, and the moral emotions. *Journal of Psychiatric Practice*, 10(6), 352–360.

- Labov, W. & Fanshel, D. (1977). *Therapeutic discourse: Psychotherapy as conversation*. New York: Academic Press.
- Lätsch, D. & Bamberg, M. (2012). Erzählanalyse, Gesprächsanalyse, Inhaltsanalyse – Skizzen zu einer psychologischen Analyse von Erzählungen zwischen interaktiver Pragmatik und intrapsychischer Regulation. *Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung*, 16(3/4), 381–393.
- Lange, C. (2013). *Über Gemütsbewegungen. Ihr Wesen und ihr Einfluß auf körperliche, besonders auf krankhafte Lebenserscheinungen. Ein medizinisch-psychologische Studie*. Bremen: Bremen University Press. (Original erschienen 1887)
- Lehtimaja, I. (2011). Teacher-oriented address terms in students' reproach turns. *Linguistics and Education*, 22(4), 348–363.
- Leith, K. P., & Baumeister, R. F. (1998). Empathy, Shame, Guilt, and Narratives of Interpersonal Conflicts: Guilt-Prone People Are Better at Perspective Taking. *Journal of Personality*, 66(1), 1–37.
- Levine, R. A. (1973). *Culture, behavior, and personality*. Chicago: Aldine.
- Lewis, H. B. (1971). *Shame and Guilt in Neurosis*. New York: International University Press.
- Loehlin, J. C. & Nichols, R. C. (1976). *Heredity, environment, and personality: A study of 850 sets of twins*. Austin: University of Texas Press.
- Lucius-Hoene, G. (2012). »Und dann haben wir's operiert« – Ebenen der Textanalyse narrativer Agency-Konstruktionen. In S. Bethmann, C. Helfferich, H. Hoffmann & D. Niermann (Hrsg.), *Agency: Qualitative Rekonstruktionen und gesellschaftstheoretische Bezüge von Handlungsmächtigkeit* (S. 40–70). Weinheim: Beltz Juventa.
- Lucius-Hoene, G. & Deppermann, A. (2004). *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, N. (1978). Erleben und Handeln. In H. Lenk (Hrsg.), *Handlungserklärungen und philosophische Handlungsinterpretation, Halbbd. 1* (S. 235–253). Paderborn: Fink.
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lutfiyya, M. N. & Miller, D. E. (1986). Disjunctures and the process of interpersonal accounting. In C. J. Couch, S. L. Saxton, & M. A. Katovich (Eds.), *Studies in Symbolic Interaction: The Iowa School* (pp. 131–148). Greenwich: JAI.

- Lutwak, N., Panish, J. B., Ferrari, J. R., & Razzino, B. E. (2001). Shame and guilt and their relationship to positive expectations and anger expressiveness. *Adolescence*, 36(144), 641–653.
- Luyten, P., Fontaine, J. R., & Corveleyn, J. (2002). Does the Test of Self-Conscious Affect (TOSCA) measure maladaptive aspects of guilt and adaptive aspects of shame? An empirical investigation. *Personality and Individual Differences*, 33(8), 1373–1387.
- Lyman, S. (2000). Accounts: Roots and Foundations. In C. D. Bryant (Ed.), *Encyclopedia of Criminology and Deviant Behavior* (pp. 7–13). Philadelphia: Brunner-Routledge.
- Mathys, H., Arboleda, L., Boucsein, V., Frei, M., Hermann, M.-L., Luder, M., Neukom, M. & Boothe, B. (2013). Alexandra – eine multiperspektivische, qualitative Einzelfallstudie zu Anliegen von PatientInnen im psychodynamischen Erstinterview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 14(2), Art. 20.
- McGraw, K. M. (1987). Guilt following transgression: An attribution of responsibility approach. *Journal Of Personality And Social Psychology*, 53(2), 247–256.
- McLaughlin, M. L., Cody, M. J., & O'Hair, H. (1983). The management of failure events: Some contextual determinants of accounting behavior. *Human Communication Research*, 9(3), 208–224.
- McLaughlin, M. L., Cody, M. J., & Rosenstein, N. E. (1983). Account sequences in conversations between strangers. *Communications Monographs*, 50(2), 102–125.
- McMurrin, M. & Ward, T. (2004). Motivating offenders to change in therapy: An organising framework. *Legal & Criminological Psychology*, 9, 295–311.
- Mills, C. W. (1940). Situated actions and vocabularies of motive. *American Sociological Review*, 5(6), 904–913.
- Minor, W. W. (1981). Techniques of neutralization: A reconceptualization and empirical examination. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 18(2), 295–318.
- Moerman, M. (1988). *Talking culture: Ethnography and conversation analysis*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Morris, G. H. (1988). Accounts in selection interviews. *Journal of Applied Communication Research*, 16, 82–98.
- Morris, G. H. & Coursey, M. (1989). Negotiating the meaning of employees' conduct: How managers evaluate employees' accounts. *Southern Communication Journal*, 54(2), 185–205.

- Morris, G. H., White, C. H., & Iltis, R. (1994). "Well, ordinarily I would, but": Reexamining the nature of accounts for problematic events. *Research on Language and Social Interaction*, 27(2), 123–144.
- Mowrer, O. H. (1960). *Learning theory and behavior*. New York: John Wiley.
- Nelissen, R. & Zeelenberg, M. (2009). When guilt evokes self-punishment: evidence for the existence of a Dobby Effect. *Emotion*, 9(1), 118–122.
- Niederland, W. G. (1961). The problem of the survivor. *Journal of Hillside Hospital*, 10, 233–247.
- Nygren, L. & Blom, B. (2001). The dark side of tellability. *Narrative Inquiry*, 15(2), 323–343.
- Oatley, K. & Johnson-Laird, P. N. (1987). Towards a cognitive theory of emotions. *Cognition and Emotion*, 1, 29–50.
- O'Connor, L. E., Berry, J. W., Weiss, J., Schweitzer, D., & Sevier, M. (2000). Survivor guilt, submissive behaviour and evolutionary theory: The down-side of winning in social comparison. *British Journal of Medical Psychology*, 73, 519–530.
- Ohbuchi, K. I. & Sato, K. (1994). Children's reactions to mitigating accounts: Apologies, excuses, and intentionality of harm. *The Journal of Social Psychology*, 134(1), 5–17.
- O'Malley, M. N. & Greenberg, J. (1983). Sex differences in restoring justice: The down payment effect. *Journal of Research in Personality*, 17(2), 174–185.
- Owen, M. (1983). *Apologies and remedial interchanges*. Den Haag: Mouton.
- Panken, S. (1983). *The joy of suffering: Psychoanalytic theory and therapy of masochism*. Northvale: Jason Aronson.
- Piaget, J. (1954). *Das moralische Urteil beim Kinde*. Zürich: Rascher. (Original erschienen 1932: *Le jugement moral chez l'enfant*)
- Pinker, S. (2005). So How Does the Mind Work? *Mind and Language* 20(1), 1–24.
- Polkinghorne, D. E. (1988). *Narrative knowing and the human sciences*. Albany: State University of New York Press.
- Pomerantz, A. (1978). Attributions of Responsibility: Blamings. *Sociology*, 12(1), 115–121.
- Pomerantz, A. (1984). Agreeing and disagreeing with assessments: Some features of preferred/dispreferred turn shapes. In J. M. Atkinson, & J. Heritage (Eds.), *Structures of Social Action: Studies in Conversation Analysis* (pp. 57–101). Cambridge: Cambridge University Press.
- Pomerantz, A. (1986). Extreme case formulations: A way of legitimizing claims. *Human Studies*, 9(2-3), 219–229.

- Pomerantz, A. (1990/1991). Mental concepts in the analysis of social action. *Research on Language & Social Interaction*, 24(1-4), 299–310.
- Potter, J. (2010). Contemporary discursive psychology: Issues, prospects, and Corcoran's awkward ontology. *British Journal of Social Psychology*, 49, 657–678.
- Potter, J. (2012). Discourse analysis and discursive psychology. In H. Cooper (Editor-in-Chief), *APA handbook of research methods in psychology*, Vol. 2 (pp. 111–130). Washington: APA Press.
- Potter, J. & Wetherell, M. (1987). *Discourse and Social Psychology: Beyond Attitudes and Behaviour*. London: Sage.
- Prinz, J. (2007). *The emotional construction of morals*. Oxford: Oxford University Press.
- Prinz, J. & Nichols, S. (2010). Moral Emotions. In J. M. Doris (Ed.), *Moral Psychology Handbook* (pp. 111–148). Oxford: Oxford University Press.
- Rennie, D. L., Watson, K. D., & Monteiro, A. M. (2002). The rise of qualitative research in psychology. *Canadian Psychology*, 43 (3), 179–189.
- Rorty, R. M. (Ed.). (1967). *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*. Chicago: University of Chicago Press.
- Rosenblum, K. E. (1987). When is a question an accusation? *Semiotica*, 65(1-2), 143–156.
- Ryave, A. (1978). On the achievement of a series of stories. In J. Schenkein (Ed.), *Studies in the organization of conversational interaction*. New York: Academic Press.
- Sacks, H. (1974). On the Analyzability of Stories by Children. In R. Turner (Ed.), *Ethnomethodology* (pp. 216–232). Harmondsworth: Penguin.
- Sacks, H. (1992). *Lectures on Conversation, Volumes I and II. Edited by G. Jefferson with an Introduction by E. A. Schegloff*. Oxford: Blackwell.
- Sacks, H., Schegloff, E. A., & Jefferson, G. (1974). A simplest systematics for the organization of turn-taking for conversation. *Language*, 50, 696–735.
- Safdar, S., Friedlmeier, W., Matsumoto, D., Yoo, S., Kwantes, C. T., Kakai, H., & Shigemasu, E. (2009). Variations of emotional display rules within and across cultures: A comparison between Canada, USA, and Japan. *Canadian Journal Of Behavioural Science*, 41(1), 1–10.
- Sarason, S. B. (1966). The measurement of anxiety in children: Some questions and problems. In C. D. Spielberger (Ed.), *Anxiety and behavior* (S. 63–79). New York: Academic Press.
- Sarbin, T. R. (Ed.). (1986). *Narrative psychology: The storied nature of human conduct*. New York: Praeger.

- Schahn, J. (1993). Die Rolle von Entschuldigungen und Rechtfertigungen für umweltschädigendes Verhalten. In J. Schahn & T. Giesinger (Hrsg.), *Psychologie für den Umweltschutz* (S. 51–61). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Schegloff, E. A. (1992). In another context. In A. Duranti & C. Goodwin (Hrsg.), *Rethinking context: Language as an interactive phenomenon* (S. 191–228). Cambridge: Cambridge University Press.
- Schegloff, E. A. (1996). Discourse as an interactional achievement III: The omnirelevance of action. *Research on Language and Social Interaction*, 28 (3), 185–211.
- Schegloff, E. A. (1997). Whose text? Whose context? *Discourse & Society*, 8(2), 165–187.
- Schegloff, E. A., Jefferson, G., & Sacks, H. (1977). The preference for self-correction in the organization of repair in conversation. *Language* 53, 361–382.
- Schegloff, E. A. & Sacks, H. (1973). Opening up closings. *Semiotica*, 8, 289–327.
- Scherer, K. (2005). What are emotions and how can they be measured? *Social Science Information*, 44(4), 695–729.
- Schlenker, B. R. & Darby, B. W. (1981). The use of apologies in social predicaments. *Social Psychology Quarterly*, 44, 271–278.
- Schlink, K. (1953). *Gewissenspiegel*. Darmstadt-Eberstadt: Verlag Ökumenische Marienschwesternschaft.
- Schönbach, P. (1980). A category system for account phases. *European Journal of Social Psychology*, 10(2), 195–200.
- Schönbach, P. (1990). *Account episodes. The management or escalation of conflict*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schönbach, P. & Kleibauhüter, P. (1990). Severity of reproach and defensiveness of accounts. In M. J. Cody, & M. L. McLaughlin (Eds.), *The Psychology of Tactical Communication* (pp. 229–243). Clevedon England: Multilingual Matters.
- Schwitalla, J. (1986). Jugendliche hetzen über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse. *Linguistische Berichte*, 149, 248–261.
- Scott, M. B. (1993). Foreword. In R. Buttny (1993), *Social accountability in communication*. London: Sage.
- Scott, M. B. & Lyman, S. M. (1968). Accounts. *American Sociological Review*, 23, 46–62.
- Searle, J. (1969). *Speech Acts*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, J. & Vanderveken, D. (1985). *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Seligman, M. (1975). *Helplessness: On Depression, Development, and Death*. San Francisco: W.H. Freeman.
- Shultz, T. R., Wright, K., & Schleifer, M. (1986). Assignment of Moral Responsibility and Punishment. *Child Development*, 57(1), 177–184.
- Shuval, K., Harker, K., Roudsari, B., Groce, N. E., Mills, B., Siddiqi, Z., & Shachak, A. (2011). Is qualitative research second class science? A quantitative longitudinal examination of qualitative research in medical journals. *PLoS ONE*, 6 (2) [on-line].
- Shweder, R. A., Much, N. C., Mahapatra, M., & Park L. (1997). The “Big Three” of morality (autonomy, community, divinity) and the “Big Three” explanation of suffering. In A. Brandt, & P. Rozin (Eds.), *Morality and Health* (pp. 119–169). New York: Routledge.
- Silfver, M. (2007). Coping with guilt and shame: A narrative approach. *Journal of Moral Education*, 36(2), 169–183.
- Sitkin, S. B., & Bies, R. J. (1993). Social accounts in conflict situations: Using explanations to manage conflict. *Human Relations*, 46(3), 349–370.
- Snyder, C. R. & Higgins, R. L. (1988). Excuses: their effective role in the negotiation of reality. *Psychological bulletin*, 104(1), 23–35.
- Snyder, C. R., Higgins, R. L., & Stucky, R. J. (1983). *Excuses: Masquerades in search of grace*. New York: Wiley.
- Stets, J. E. & Carter, M. J. (2011). The Moral Self: Applying Identity Theory. *Social Psychology Quarterly*, 74(2), 192–215.
- Stokoe, E. & Edwards, D. (2006). Story formulations in talk-in-interaction. *Narrative Inquiry*, 16(1), 56–65.
- Strasberg, L. (1987). *A Dream of Passion: The Development of the Method*. Boston: Little, Brown and Company.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1990). *Basics of Qualitative Research: Grounded theory procedures and techniques*. Newbury Park: Sage.
- Sykes, G. M. & Matza, D. (1957). Techniques of neutralization: A theory of delinquency. *American Sociological Review*, 22(6), 664–670.
- Tangney, J. P. (1990). Assessing individual differences in proneness to shame and guilt: development of the Self-Conscious Affect and Attribution Inventory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 102–111.
- Tangney, J. P. (1992). Situational determinants of shame and guilt in young adulthood. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, 199–206.
- Tangney, J. P. & Dearing, R. L. (2003). *Shame and guilt*. Guilford Press.

- Tangney, J., Dearing, R., Wagner, P., & Gramzow, R. (2000). *The Test of Self-Conscious Affect-3 (TOSCA-3)*. Fairfax: George Mason University.
- Tangney, J. P. & Fisher, K. W. (Eds.). (1995). *Self-conscious emotions: Shame, guilt, embarrassment, and pride*. New York: Guilford.
- Tangney, J. P., Miller, R. S., Flicker, L., & Barlow, D. H. (1996). Are shame, guilt and embarrassment distinct emotions? *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, 1256–1269.
- Tangney, J. P., Stuewig, J., & Hafez, L. (2011). Shame, guilt, and remorse: Implications for offender populations. *Journal of Forensic Psychiatry & Psychology*, 22(5), 706–723.
- Tangney, J. P., Stuewig, J., & Mashek, D. J. (2007). Moral emotions and moral behavior. *Annual Review of Psychology*, 58, 345–372.
- Tangney, J. P., Wagner, P., & Gramzow, R. (1989). *The Test of Self-Conscious Affect (TOSCA)*. Fairfax: George Mason University.
- Tappan, M. B. (1999). Authoring a Moral Self: A Dialogical Perspective. *Journal of Constructivist Psychology*, 12(2), 117–131.
- ten Have, P. (2007). *Doing conversation analysis. A practical guide* (2nd ed.). London: Sage.
- ten Have, P. (2012). Ethnomethodology and Conversation Analysis. In H. Cooper (Editor-in-chief), *APA Handbook of Research Methods in Psychology*, Vol. 2 (pp. 95–109). Washington: APA Press.
- Terasaki, A. (1976). Pre-announcement sequences in conversation. *Social Science Working Paper* 99. Irvine: University of California.
- Thibodeau, R. & Aronson, E. (1992). Taking a closer look: Reasserting the role of the self-concept in dissonance theory. *Personality And Social Psychology Bulletin*, 18(5), 591–602.
- Tracy, J. L. & Robins, R. W. (2004). Putting the self into self-conscious emotions: A theoretical model. *Psychological Inquiry*, 15, 103–125.
- Unger, J. M. (1961). *On the development of guilt reactivity in the child*. Unveröff. Doktorarbeit, Cornell University, Cornell.
- Vangelisti, A. L., Daly, J. A., & Rudnick, J. (1991). Making people feel guilty in conversations. *Human Communication Research*, 18(1), 3–39.
- Volkart, R. & Heri, I. (1998). Kann man »die Spirale aus Scham, Wut und Schuldgefühlen durch Lachen auflösen«? Über Affektregulierung, metaphorische Affekttheorien und pathogene Überzeugungen in der Psychotherapie. *Psychotherapeut*, 43(3), 179–191.

- Wahrig-Burfeind, R. (Hrsg.). (1997). *Wahrig, Deutsches Wörterbuch* (6. Aufl.). Gütersloh: Bertelsmann Lexikon Verlag.
- Walser, M. (1998). *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Mit der Laudatio von Frank Schirrmacher*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Walser, M. (2003). *Meßmers Reisen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Watanabe, J. (1988). Das Problem des Gewissens bei Heidegger und Hegel. *Journal of the Faculty of Letters, The University of Tokyo, Aesthetics*, 13, 37–45.
- Watson, D. R. (1990). Some features of the elicitation of confessions in murder interrogations. In G. Psathas (Ed.), *Interaction competence*. Lanham: University Press of America.
- Weber, M. (1995). *Wissenschaft als Beruf*. Stuttgart: Reclam. (Original erschienen 1919)
- Weiner, B. (1992). *Human Motivation: Metaphors, Theories and Research*. Newbury Park: Sage.
- Weiner, B. (1995). *Judgments of responsibility: A foundation for a theory of social conduct*. New York: Guilford Press.
- Whiting, J. W. & Child, I. L. (1953). *Child training and personality*. New Haven: Yale University Press.
- Yamamoto, M. (2006). *Agency and impersonality: their linguistic and cultural manifestations*. Amsterdam: Benjamins.
- Yuill, N. & Perner, J. (1988). Intentionality and knowledge in childrens' judgments of actor's responsibility and recipient's emotional reaction. *Developmental Psychology*, 24(3), 358–365.
- Zahn-Waxler, C. (2000). The development of empathy, guilt, and internalization of distress: Implications for gender differences in internalizing and externalizing problems. In R. Davidson (Ed.), *Anxiety, depression, and emotion: Wisconsin Symposium on Emotion, Vol. 1* (pp. 222–265). New York: Oxford University Press.
- Zahn-Waxler, C. & Kochanska, G. (1990). The origins of guilt. In R. Thompson (Ed.), *Nebraska Symposium on Motivation: Vol. 6. Socioemotional Development* (pp. 183–258). Lincoln: University of Nebraska Press.
- Zahn-Waxler, C. & Robinson, J. (1995). Empathy and guilt: Early origins of feelings of responsibility. In J. P. Tangney, & K. W. Fischer (Eds.), *Self-conscious emotions: The psychology of shame, guilt, embarrassment, and pride* (pp. 143–173). New York: Guilford Press.
- Zelazo, P. D., Helwig, C. C., & Lau, A. (1996). Intention, act, and outcome in behavioral prediction and moral judgment. *Child Development*, 67(5), 2478–2492.

Zimmerling, P. (Hrsg.). (2009). *Studienbuch Beichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht UTB.

LEBENS LAUF

PERSONALIEN

NACHNAME	Lätsch
VORNAMEN	David Cyrill
GEBURTSDATUM	20. September 1981
FAMILIÄRE VERHÄLTNISSE	verheiratet, ein Sohn
ANSCHRIFT	Kleinmattstrasse 20, 6003 Luzern
TELEFONNUMMERN	041 535 19 90; 076 320 47 20
E-MAIL	david.laetsch@bfh.ch

SCHULISCHE AUSBILDUNG

2003 – 2009	Lizentiat der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich <ul style="list-style-type: none">* Hauptfach: Psychologie (Vertiefung: Klinische Psychologie)* 1. Nebenfach: Psychopathologie des Erwachsenenalters* 2. Nebenfach: Philosophie
1999 – 2000	Literargymnasium in Luzern (Matura Typus B)
1998 – 1999	Gymnasium Stiftsschule Einsiedeln
1994 – 1998	Realgymnasium in Luzern

BERUFLICHE TÄTIGKEITEN

SEIT 02/2013	Berner Fachhochschule, Fachbereich Soziale Arbeit Dozent (Prof. FH)
06/2010 – 01/2013	Berner Fachhochschule, Fachbereich Soziale Arbeit Wissenschaftlicher Mitarbeiter in Forschung und Lehre
SEIT 03/2008	Neue Luzerner Zeitung Freier Mitarbeiter des Kulturbundes und des Kulturmagazins APÉRO
03/2008 – 12/2010	Koordinator des »Interdisziplinären Psychoanalytischen Forums der Universität und der ETH Zürich«
10/2008 – 12/2008	SonntagsZeitung Redaktioneller Mitarbeiter (Volontär) in den Ressorts News und Fokus
07/2007 – 10/2007	Psychiatrische Klinik St. Urban (LU) Psychologiepraktikant
10/2006 – 01/2007	Anzeiger Luzern Filmredaktor
12/2002 – 01/2004	Collegium Helveticum der ETH Zürich Administrative Assistenz
10/2001 – 07/2002	Schweizer Fernsehen DRS Recruiting Officer in der Abteilung Human Resources
05/2001 – 09/2001	Zürcher Kantonalbank Mitarbeiter im Call-Center
09/2000 – 04/2001	Gemeindewerke Zollikon Datentypist